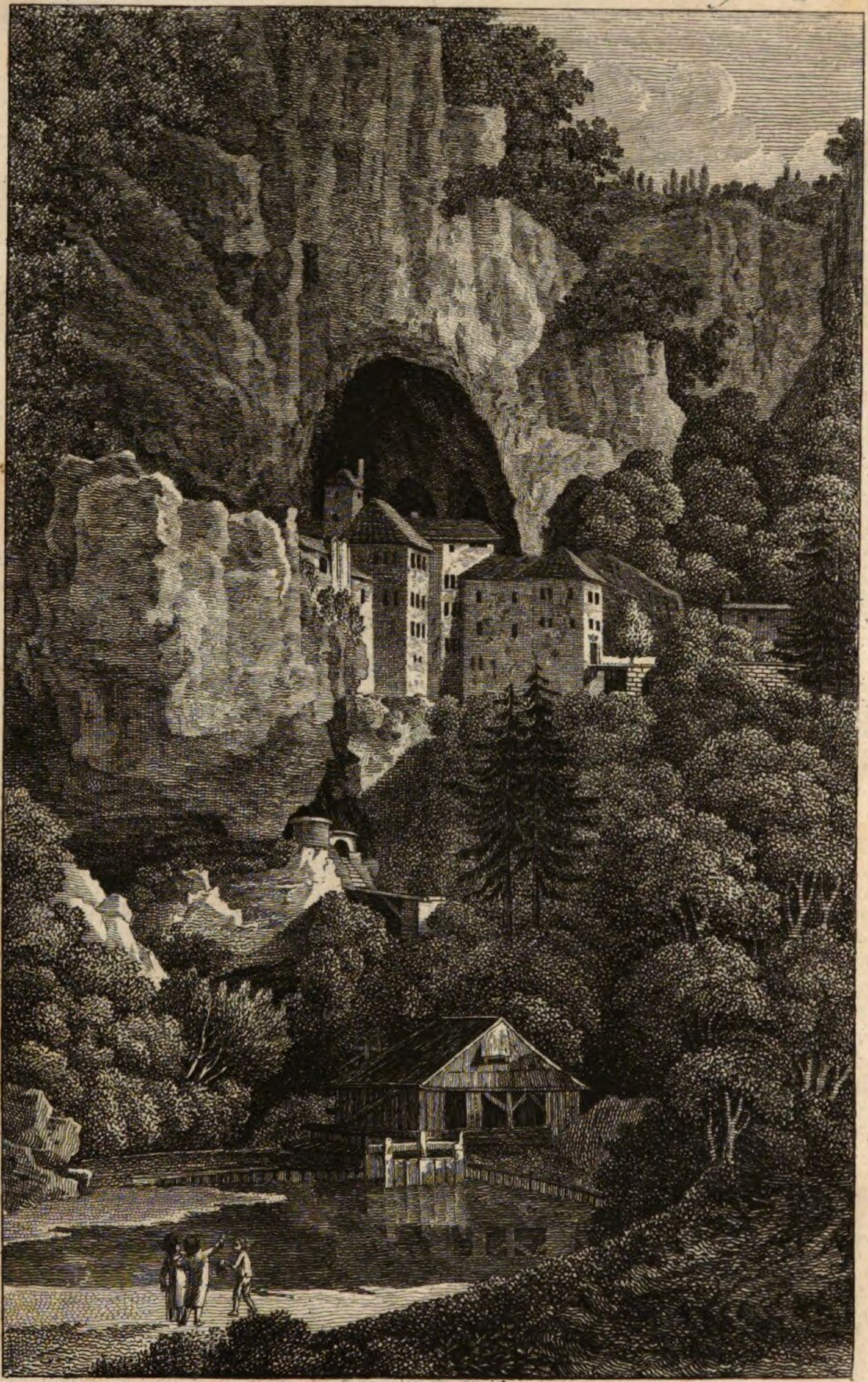
It. sing. 512 (3

<36607409570014

<36607409570014

Bayer. Staatsbibliothek

K. Reiſe 3r Th



Rosmaesler sc. Leipzig

Schloſs Lueg.

Reiſe

durch

Deutſchland, Dänemark, Schweden, Norwegen und einen Theil von Italien,

in den Jahren 1797. 1798. 1799.

Dritter Theil.

Mit einem Titelkupfer.

Leipzig,

bey Georg Joachim Göſchen, 1801.

Wb 67/653

19 BG

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt
des dritten Theiles.

Erſter Brief.

S.
Ueberfahrt von Yſtadt nach Stralſund — die Inſeln Rügen und Hiddenſee — Stralſund — Bevölkerung von Schwediſch Pommern — Schwediſch Pommern überhaupt — Greifswald — Anklam — Uckermünde — Stettin — Eine Geſchichte für Reiſende — Pyritz — Soktin — Neudamm — Cüſtrin — Frankfurt an der Oder — Zibichen — Croſſen — Naumburg am Bober — Sagan — Bunzlau — Ueber Niederſchleſien überhaupt — Lauban und die Gegend umher 3

Zweyter Brief.

Reiſe nach Meffersdorf — Markliſſa — Schwerta — Wiegandsthal — Meffersdorf — Tafelfichte — Friedland in Böhmen — Reibersdorf — Zittau — der Oywin — Herrnhuth — das Brüderhaus — das Schweſternhaus — die Begräbnißſtätte — Unitätsſynode — die Landskrone — Görlitz — Orgel — Nathe — Königshayn — Königshayner Berge — Bachs berühmteſte Zeichnung — Fabriken der Oberlauſitz 30

S.

Dritter Brief.

Reiſe von Lauban in das Schleſiſche Rieſengebirge — Greiffenberg — Greiffenſtein — Hirſchberg — Warmbrunn — der Kynaſt — das Prellerſche Vitriolwerk — der Zackenfall und Kuchelfall — die neue Baude — die Bauden am Rieſengebirge — die Schneegründe — das große Rad — Urſprung der Elbe — Schreibershau — Stondorf — Seydorf — St. Annenkirche — Steinseifen — Kahls Modell vom Rieſengebirge — Buchwald — Schmiedeberg — Landshut — Kloſter Griſſau — Adersbach — Waldenburg — Fürſtenſtein — Schweidnitz — Zobtenberg — Breslau 58

Vierter Brief.

Breslau — Garve — allgemeine Anſicht — Modell vom Rieſengebirge — Betteley — Domslau — Jordansmühle — Nimpſch — Straßen durch das Rieſengebirge — Größe und Bevölkerung von Schleſien — Producte — Menſchen — Unruhen im Rieſengebirge — Frankenſtein — eine Reiſegeſchichte — Stadt und Feſtung Silberberg — Glatz — Stadt — Feſtung — Land — noch etwas über das Rieſengebirge — Lewien — Nachod — Schloß — Jaromirz — Feſtung Pleß oder Joſephsſtadt — Königinngrätz — Chlumetz — Schloß des Grafen von Kinsky — Kolin — Prag . . . 93

Fünfter Brief.

Prag — allgemeine Anſicht — Palläſte — Kirchen — der Dohm — eine Böhmiſche Predigt — Tienkirche — Tycho Brahe — Jacobskirche — Sternwarte — Univerſitätsbiblio-

S.

thek — ein Zauberbuch — Buchläden — Zeitgeiſt — Geſchmack — Geiſter- und Wundergeſchichten — Reiſebeſchwerden des Paſſes wegen — der Lobkowitziſche Garten — Groß- und Klein-Venedig — Sammlung des Grafen von Hartig — der Kaiſerliche Pallaſt — das große Schauſpielhaus — Böhmiſch-Brot — Deutſch-Brot — Ausſicht auf die ganze Kette des Rieſengebirges — Weinland in Mähren und Oeſtreich — Weinleſe — Weinkeller auf dem Felde — Znaym — Ausſicht auf die Styriſchen Gebirge — andere Berggruppen — Annäherung von Wien — der Kahlenberg — Städte in Böhmen — Landſtraße . . . 125

Sechster Brief.

Schwierigkeit in Wien unterzukommen — Privatwohnungen für Fremde — Dornbach — Belvedere — Schönbrunn — Baſtion hinter der Kaiſerlichen Burg — der Augarten — der Prater — neue und große Gebäude, die ſeit einigen Jahren entſtanden ſind — Veränderungen auf dem Stephansplatze — die Millerſche Kunſtſammlung — das Kaiſerliche Naturalien-Cabinet 151

Siebenter Brief.

Porcellanfabrike — Jahrmarkt — über Oeſtreichiſche Waaren — Fabriken — das Univerſitätsgebäude — großer Saal — phyſiſcher Hörſaal — anatomiſcher Hörſaal — Sternwarte — Univerſitätsbibliothek — Naturalienſammlung — Thereſianum — Capucinerkloſter — Schule der Wundärzte — Stiftung für Taubſtumme 171

S.

Achter Brief.

Ueber die Kunſt zu Wien — Kunſtſammlungen — die Lichtenſteiniſche — die des Grafen von Truchſes — Allgemeine Bemerkungen über Italiäniſche Gemählde außerhalb Italien — Sammlung auf dem Schönbornſchen Gartenhauſe — auf dem Gartenhauſe des Fürſten von Kaunitz — die Sammlung des Grafen von Fries — des Grafen von Lamberg — eben deſſelben griechiſche (etruriſche) Vaſen — van der Nullſche Sammlung — Birkenſtockſche— Harrachſche . 196

Neunter Brief.

Kunſt und Künſtler — Klagen — wie weit dieſe gerecht ſind, oder nicht — die Academie — die Bildhauer Zauner und Fiſcher — Statue Joſephs II. — Fiſchers anatomiſche Reſultate — Füger — ſeine Zeichnungen für Klopſtocks Meſſias — Gauzich — Lampi — Maurer — über Kirchengemählde — Unterberger — Molitor — Janſcha — Rechberger — Ausſichten von Artaria herausgegeben — Wutky — Schönberger — Kupferſtecher . 217

Zehnter Brief.

Bevölkerung von Wien — Sterblichkeit — Einige Data über die Oeſtreichiſchen Staaten — Verluſt und Gewinn durch den Franzöſiſchen Krieg und Frieden von Campo Formido — Galizien — Polizey — geheime Polizey — gemeine Stadtpolizey — Ordnung und Sicherheit — ſchnelles Fahren — Beleuchtung — Reinigung der Gaſſen — Preis der erſten Nothwendigkeiten des Lebens — künſtliche Brennzie-

S.
gel — öffentliche Anſtalten und Stiftungen — Hoſpitäler und Krankenhäuſer — Feueranſtalten — Eckartshauſens Andachtsbuch . 234

Elfter Brief.

Wiener Cenſur — Anzeiger der verbothenen Bücher — Geſchichte der Cenſur unter Joſeph II. — Zuſtand derſelben unter der gegenwärtigen Regierung — ihr jetziger Zuſtand — wie man ſich Bücher verſchafft — Engliſche Bücher — Leihbibliotheken — Zeitungen — geſchriebene — griechiſche — Hoffmanns Predigerkritik — Wirkung der Cenſur auf die Geiſtesproducte des Landes — über Preßfreyheit — Unterſchied im litterariſchen Geſchmacke der Norddeutſchen und Oeſtreichiſchen Völker — wenig Verbindung zwiſchen Süddeutſchland und Norddeutſchland in Rückſicht auf den Büchermarkt — Wien nur halb eine deutſche Stadt 274

Zwölfter Brief.

Reformen Joſephs II. — vieles war ſchon unter Maria Thereſia gethan worden — Faſten — Kirchengebräuche — der Schwatzcommiſſarius — wächſerne Abbildungen in den Kirchen — Crucifixe, Marien- und Heiligenbilder — Roſenkränze — Klöſter- und Kirchenſchätze eingezogen — Joſephs letzte Tage — Joſephs Nachfolger — Leopold II. — Geiſt der gegenwärtigen Regierung — die Theologie kann wieder in einigen Klöſtern ſtudiert werden — Wiens Gaſſen werden nicht mehr von den öffentlichen Verbrechern gereiniget — Simplicität der regierenden Familie — Franz II. — re-

S.
ligiöſe Duldung — keine Einſchränkungen in Rückſicht auf Geburt. 306

Dreyzehnter Brief.

Das Carneval oder Faſching — worinne ſeine hauptſächlichſten Freuden beſtehen — Bälle — Maskeraden, oder die Redoute — das Carneval unter den niedern Ständen — öffentliche Tanzſäle — die Mehlgrube — die neue Welt — Kaffeehäuſer — Schlittenfahrten. 350

Vierzehnter Brief.

Das Theater — fünf Bühnen — Burgtheater — Theater in der Kärnthergaſſe — die Schauſpieler und Schauſpielerinnen — das Trauerſpiel zu Wien — Herr von Kotzebue, Theaterſecretär — neue Theaterregierung — Deutſche Oper — Italiäniſche Oper — Ballet — die Theater in den Vorſtädten — das auf der Wieden — in der Leopoldsſtadt — in der Joſephsſtadt — das Wiener Publicum in Rückſicht auf die Bühne — Me. Unzelmann — die Hetze — Concerte — Haydns Schöpfung — Händels Meſſias . . 376

Funfzehnter Brief.

Die Ruſſiſche Armee zu Schönbrunn — Coſſaken — Calmucken — die Europäiſch gekleideten Regimenter — Krankenwagen — der große Eisgang zu Wien — Bemerkungen über Wetter und Clima — Grade der Kälte — Spätes Frühjahr in und um Wien . . 410

S.

Sechzehnter Brief.

Wien ein ganz vorzüglicher Ort für Fremde — was ein Fremder, der hier angenehm leben will, braucht — Speiſehäuſer — Tables d'Hôte — nothwendiger Aufwand, den die Geſellſchaft mit ſich bringt — Beſtimmung einer Summe — die Geſellſchaft in ihren verſchiedenen Ständen, Claſſen und Abſtufungen — wer ſind die Wiener? — Kleidung — Spiel — Verzierung des Innern der Häuſer — Tafel — Juweliers in großen Häuſern — Unterſcheidungslinien — kein greller Abſtich — erſter und zweyter Adel — Herren von — über Kartenſpiel überhaupt — beſondere Abendgeſellſchaften bey dem Grafen von Fries — über Empfang, den Fremde finden 433

Siebzehnter Brief.

Ueber das weibliche Geſchlecht zu Wien insbeſondere — ihre Schönheit — Kleidung — Sittlichkeit — ſcurriliſche Schriften über Wien und Ausfälle aller Art — über die Aergerchronik — Umgang der beyden Geſchlechter — über große Städte überhaupt — ſind wir beſſer, oder ſchlimmer, als unſere Vorfahren? — übertriebene Angaben und mancherley Geſchichten, die über Wien erzählt worden ſind — Vieles wird als Sitte eines Ortes angegeben, was bloß ſeltene Ausnahme iſt 487

Achtzehnter Brief.

Wien iſt eine reiche Stadt und muß als ſolche beurtheilt werden — der Luxus am gehörigen Orte hat auch ſeinen Nutzen — Unterſchied deſſelben zu Wien und in England — die Fa-

S.
milie eines groſsen Hauſes — die Thorhü-
ther — die Hausmeiſter — hat der Luxus zu
Wien abgenommen? — der Wechſelcurs —
Ducaten und ihr Werth — Sechs- und Zwölf-
kreuzer — Luxus der Tafel — Freſſerey —
Vergleichung mit einigen andern Orten —
jährliche Conſumtion — der Wiener iſt kein
Trinker — Anmerkung über den allgemeinen
Charakter ganzer Völker 508

Neunzehnter Brief.

Wiener Sprache — Diminutiven in l — man
ſchreibt ſehr unrichtig — Franzöſiſch — Italiä-
niſch — Engliſch — das Theater keine Schule
für die Sprache — das groſse Wiener Publicum
in Rückſicht auf Politik — der Erztwiener — Reiſe
nach Laxenburg — Vöslau — Schönau —
Baaden — Heiligenkreuz — Rückweg nach
Wien 537

R e i ſ e

durch Deutſchland, Dänemark, Schweden, Norwegen und einen Theil von Italien, in den Jahren 1797. 1798. und 1799.

D r i t t e r T h e i l.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erſter Brief.

Ueberfahrt von Yſtadt nach Stralſund — die Inſeln Rügen und Hiddenſee — Stralſund — Bevölkerung von Schwediſch-Pommern — Schwediſch-Pommern überhaupt — Greifswald — Anklam — Uckermünde — Stettin — eine Geſchichte für Reiſende — Pyritz — Soktin — Neudamm — Cüſtrin — Frankfurt an der Oder — Zibichen — Croſſen — Naumburg am Bober — Sagan — Bunzlau — Lauban und die Gegend umher.

Stralſund den 8. Sept. 1798.

Wir gingen geſtern Abends um ſechs Uhr unter Segel, und landeten heute Nachmittags um ein Uhr; alſo achtzehn Meilen in neunzehn Stunden; wenigſtens wird dieſe Ueberfahrt achtzehn deutſche Meilen gerechnet. Acht Stunden brachten wir im Angeſichte des Landes zu, denn die Inſel Rügen war ſchon mit Tages Anbruche zu ſehen. Allein ſie wurde bald durch eine andere, Hiddenſee, verdeckt, ſo wie wir uns der

Bayerische Staatsbibliothek München

Mündung der Oder allmählich näherten. Nachdem wir etliche Stunden an dieſer hingefahren waren, kamen wir Rügen wieder näher, und zwiſchen dieſer Inſel und der ihr entgegen liegenden Seite von Schwediſch-Pommern mußten wir die übrige Zeit laviren.

Ich habe ſo viel von den Schönheiten der Inſel Rügen gehört, daß ich einmahl ernſtlich daran dachte, ſie in unſern Reiſeplan zu bringen, und ein Paar Tage darauf zu verwenden; allein aus der Lage von Bergen, dem Hauptorte, welchen ich ſehen konnte, bemerkte ich, daß dieſe Inſel größtentheils flach iſt, die Gegend um Bergen ſelbſt und einige andere Striche ausgenommen, wo ich ſehr mäßige Hügel entdeckte. Ich habe alſo Urſache zu glauben, daß es mit dieſen Schönheiten iſt, wie mit manchen andern, nehmlich, daß man ſie mit denen des nächſten Nachbarn vergleicht: und das wäre denn hier Pommern und Brandenburg. Vielleicht hat auch ihr Reichthum an Korn mit dazu beygetragen, daß man ſie eine herrliche Inſel genannt hat. — Da, wo ſie dem feſten Lande am nächſten iſt, beträgt die Breite des Waſſers eine halbe Meile.

Angenehm iſt es, daß man auf allen dieſen nördlichen Gewäſſern, nehmlich den Belten, und dem Sund, zu Yſtadt und zu Stralſund ſeinen Fuß aus dem Fahrzeuge gerade auf das feſte Land ſetzt, während daß an den allermehreſten

Ueberfahrtsorten in Großbrittannien das Ein- und Ausſchiffen unter die Hauptbeſchwerden der Seefahrt gerechnet werden kann. Man wird in einem offenen Boote oft naß und elendiglich umhergeworfen. Aber Sie erinnern ſich, daß die Oſtſee keine Ebbe und Fluth hat, und daß hier die Meereshöhe, mit wenigen Ausnahmen, einmahl ſo ziemlich wie das andere iſt, ſo daß man die Landungsplätze darnach einrichten kann; während daß die Packetboote an den Engliſchen Küſten mehrentheils weit vom Lande liegen bleiben, beſonders wenn ſie zur Zeit der Ebbe ankommen. Gehen ſie aber wieder ab, ſo laufen ſie ebenfalls vorläufig ein Stück in das Meer hinaus, um ihrer Abfahrt auf alle Fälle gewiß zu ſeyn. Um ſie alſo zu erreichen, muß man ſich eines Bootes bedienen, das offen und Winde und Wetter ausgeſetzt iſt.

Was ſoll ich Ihnen von Stralſund ſagen? Und etwas muß ich doch von einer Stadt ſagen, der man gemeiniglich 12 bis 13,000 Einwohner gibt, die die Hauptſtadt von Schwediſch-Pommern genannt wird, und einen Handel treibt, der nicht zu verachten iſt. Ich habe die Gaſſen in verſchiedenen Richtungen durchwandert, bin auf den Wällen umhergegangen und habe mich umgeſehen, ſo weit als mir es die Schildwachen erlaubten, die für des Commendanten Gras wachten; habe den hauptſächlichſten Punct

der Feſtung unterſucht und bin in allen Theilen des Hafens ſpazieren gegangen. — Vor zwanzig Jahren hätte ich einen Bogen über das Geſehene beſchrieben. — Von der Seeſeite her baut ſich dieſe Stadt wirklich ſehr hübſch, und hat mehrere anſehnliche und — wenn Sie wollen, ein Paar ſchöne Kirchen. In den Gaſſen, die nicht eben auf das reinlichſte gehalten werden, findet man eine Menge guter Häuſer, worunter ſich das des Gouverneurs ganz vorzüglich auszeichnet. Im Hafen ſahe ich weit mehr Schiffe, als ich zeither in Häfen (in Schweden und Dänemark nehmlich) zu ſehen gewohnt geweſen bin, wenn ich Stockholm, Kopenhagen und Gothenburg ausnehme.

Hier iſt, läßt mir ſo eben der Wirth ſagen, unſer „Schwediſch-Pommerſch-Rügianiſcher Staats-Calender auf das Jahr der Chriſten 1798 ꝛc. von Andr. Hulten, Königl. Prof. der Mathematik und Aſtronomie zu Greifswald.“ — Dieß Werkchen iſt ein kleiner Quartant; und, da ein Königlicher Profeſſor ſeinen Nahmen dazu hergibt, ſo ſollten die Angaben, die ſich darinne finden, wohl ſo ziemlich zuverläſſig ſeyn. Der Verfaſſer ſetzt die ganze Bevölkerung von Schwediſch-Pommern im J. 1796 auf 109,066 Seelen, nehmlich 30,770 in den Pommerſchen Städten, 1437 in Bergen, 951 in Garz, 52,085 auf dem Lande in Pommern, 21,244 auf dem

Lande in Rügen, und 2579 Männer, Weiber und Kinder der Soldaten in der Garniſon, wodurch vermuthlich die Garniſon von Stralſund gemeynt iſt, denn erklärt hat ſich der Verfaſſer weiter nicht, da man doch denken möchte, daß auch außerhalb Stralſund Soldaten ſeyn ſollten. Die Bevölkerung dieſer letztern Stadt ſetzt er, ohne die Garniſon, blos mit 10,907 Seelen an; die von Greifswald mit 5463. Wolgaſt mit 3496 und Barth mit 3145.

Stralſund iſt, wie Sie wiſſen, zu allen Zeiten eine Feſtung geweſen. Unter der letzten Regierung iſt viel an ihrer Verbeſſerung und Erneuerung gearbeitet worden, beſonders an der Waſſerſeite, ſo daß man ſie jetzt für einen ſehr feſten Ort hält. — Ich verſtehe nur wenig von Feſtungen, ſo viel ich ihrer auch geſehen habe; (worunter die allermehreſten von Vauban gehören;) Aber mich dünkt, daß ich von der Landſeite nichts geſehen habe, das ich nicht an vielen andern Feſtungen beſſer gefunden hätte, ſo daß ich, bey einer Belagerung im neuern Style, ſo gar viel dieſem Orte nicht trauen würde. — Das Rathhaus von Stralſund iſt ein ſonderbares, ſchönes gothiſches Gebäude, in einem ganz eigenen, ſehr ungewöhnlichen Style. — Wir wohnen im goldenen Löwen, einem ziemlich guten Wirthshauſe.

Anklam, den 9. Sept.

Schwediſch-Pommern iſt im Ganzen ein beſſeres Land, als man zu ſehen erwarten ſollte, wenn man bedenkt, daß entfernte und durch ein Meer getrennte Beſitzungen gewöhnlich nicht auf die ſanfteſte Art gehandhabt werden. Aus ſolchen Provinzen geht immer ein Theil des baren Geldes in die Hauptſtadt, aus der es nie wieder zurückfließt, weil es ſich — zwar über das übrige Land, aber ſelten über die entlegene, vom Meere getrennte Provinz verbreitet. Auch iſt der Boden von Schwediſch-Pommern nicht ganz ſchlecht und bey weitem nicht ſo ſandig, als einige andere Provinzen, die in dieſem Himmelsſtriche liegen. Die Dörfer ſchienen mir recht gut zu ſeyn, und mochten denn freylich wohl auch dadurch gewinnen, daß ich zeither an die Schwediſchen gewöhnt war.

Wir kamen heute Vormittags nach Greifswald, einer recht artigen, freundlich ausſehenden Stadt. Die Kirchen, das vorzüglichſte Univerſitätsgebäude und eine Menge Privathäuſer ſind anſehnlich, und das Ganze hat ein gefälliges Aeußeres. — Die Univerſität ſcheint den unbedeutendſten Theil der Stadt auszumachen; auch höre ich, daß die Zahl der Studenten merklich unter hundert ſeyn ſoll. Indeſſen ſcheint die Regierung ſie nicht ganz zu vernachläſſigen, und ich fand unter andern, eine nicht unanſehnliche Stern-

warte, deren Aeußeres wenigſtens recht gut in die Augen fällt.

Die Schiffe kommen bis an die Stadt, und zwiſchen dieſer und dem eigentlichen Hafen, der nicht weit davon iſt, ſah ich ihrer eine ziemliche Anzahl von verſchiedener Größe. — Dicht dabey iſt ein Salzwerk, das beträchtlich ſeyn ſoll. Die Gradierhäuſer indeſſen ſind nur klein.

Wir erreichten noch denſelben Abend Anklam, die erſte Preußiſche Stadt, dicht an der Grenze. Hier findet man ein beträchtliches Gewerbe und große Thätigkeit. Ich ſahe hier mehr Schiffe, als ich in irgend einem Hafen der Schwediſchen Mittelſtädte gefunden hatte, und das Ganze hat ein weit freundlicheres Anſehen, als ſo manche andere der kleinern Städte, die ich in den Preußiſchen Staaten kenne. In der That gehört ſie, nach Stettin, unter die vorzüglichſten in Preußiſch-Pommern. Ich ſahe manches ſehr gute Haus und Menſchen, deren Sonntagskleidung einen allgemeinen Wohlſtand verrieth. — Wir übernachteten im Kronprinzen, einem recht guten Hauſe.

Stettin, den 11. Sept.

Kaum waren wir geſtern ein Paar Meilen gefahren, als der zunehmende Sand uns erinnerte, wo wir waren und wohin wir gehen. Indeſſen iſt doch dieſer Theil von Pommern beſſer,

als der Theil von Brandenburg, den man zwiſchen Berlin und Wittenberg, zwiſchen Berlin und Dresden, (oder auch zwiſchen Pommern und Schleſien, über Frankfurt an der Oder,) durchackert. Man bleibt auf dieſer Straße immer in der Nähe des Meeres, und nahmentlich des friſchen Haffs, bekommt es aber nur ſelten zu ſehen. Am meiſten ſahe ich davon, als wir ungefähr auf der nehmlichen Linie mit Uſedom waren, einer Stadt, die auf der andern Seite des friſchen Haffs liegt.

Zu Mittage kamen wir nach Uckermünde, abermahls ein anſtändiges, nicht ſchlechtes Städtchen, das ſeinen Hafen und ſeine Schifffahrt hat. — Im Engliſchen Hauſe, wo wir während des Pferdewechſels abtraten, fand ich Alles ſo reinlich und freundlich, daß ich mein Vergnügen darüber ausdrückte. Dafür mußte ich auch das ganze Haus ſehen, wo ich ſehr gute Schlafzimmer fand.

Wir kamen dann durch viele Waldung, größtentheils Nadelholz, und über vielen Sand, nach Falkenwalde, einem Dorfe, wo wir freylich nicht zum Beſten waren, wo wir aber doch lieber bleiben wollten, als in der Nacht nach Stettin gehen. — Heute früh hatten wir nur noch zwey Meilen zu machen, auf denen es ebenfalls nicht an Sande fehlte.

Stettin iſt eine ſehr hübſche und — was man in dieſem Lande ſo ſelten findet — lebhafte Stadt. Sie hat eine Menge guter, ziemlich breiter Gaſſen, ſehr viele recht hübſche Häuſer, und einige, die man in vielen Städten Palläſte nennen würde. Die Oder gehet durch die Stadt, und iſt zugleich der Hafen. Dieſer iſt, ſo wie der zu Magdeburg, mahleriſch ſchön. Ich ſah eine Menge Schiffe, und zwar Seeſchiffe, während daß Magdeburg bloß ein Hafen für die Elbfahrt iſt; Stettin hingegen hat, ſo wie Hamburg, beydes, die Fluß- und Seefahrt. Die Oder hat hier eine beträchtliche Tiefe, ſo daß ungefähr alle die Schiffe, für die der Hafen von Stralſund nicht zu ſeicht iſt, auch bis hier herauf kommen können. Freylich will das ſo gar viel nicht ſagen, denn das Meer vor Stralſund iſt viele Meilen weit äußerſt ſeicht, ſo daß ich mehrere Stunden, ehe wir noch landeten, den Boden ſehen konnte. (Dieß iſt eine der Urſachen, warum unſere Schwediſche Poſtjacht ſo gebaut war, wie ich ſie Ihnen beſchrieben habe.) Die Schiffe müſſen ſich alſo genau in dem Fahrwaſſer halten, welches zum Theil durch Tonnen, noch häufiger durch Reiſſer, oder kleine verdorrte Bäume, auf beyden Seiten bezeichnet iſt. —

Auch vor Yſtadt iſt das Meer ſeicht; und die Poſtjacht, ob ſie ſchon nichts anders thut, als daß ſie auf dem nehmlichen Meere hin-

und herfährt, nimmt jedesmahl auf beyden Seiten Lootſen ein. An manchen Orten war das Fahrwaſſer auf der deutſchen Seite bey weitem nicht hundert Schuhe breit.

Die Gegend um Stettin iſt ſehr angenehm, und die hohen Ufer, die die Oder auf der einen Seite hat, gewähren hübſche Ausſichten. Wir machten, nicht ohne Genuß, einen Spaziergang auf ein nahe gelegenes Fort, das, nebſt einigen andern Werken, die Stadt bedeckt. Der Fluß iſt bald breiter, bald ſchmäler und hat, über und unter der Stadt, mehrere Inſeln, die ſich angenehm bilden und das Liebliche der Ausſicht vermehren. Kurz Stettin und ſeine Gegend umher, ſein Handel, ſein Wohlſtand, ſeine Heiterkeit und Lebhaftigkeit machen ein Ganzes, das wohl verdient, daß ein Reiſender hier länger weilt, als unſer Plan es zuläßt.

Schön iſt der Platz, mit den daran ſtoßenden Spaziergängen, auf welchem die Statue Friedrichs II. zu Fuße, in moderner Uniform ſteht. Die Arbeit iſt recht gut, (ich glaube von Schadow) auch hat der Künſtler die Steifheit der Kleidung durch einen rückwärts anliegenden Mantel gebrochen.

Als ich bey der hieſigen Jacobuskirche vorbeyging und ſie offen fand, machte ich einen Gang durch dieſelbe, und ſahe ein großes, ſehr hübſches Gebäude, in einem Style, wie man

jetzt ſchwerlich mehr Kirchen bauen wird. Ueberhaupt ſcheinen die Proteſtantiſchen Völker in dieſem Puncte ſehr haushälteriſch zu werden! Vor nicht gar vielen Jahren ſchlug das Wetter in eine der hieſigen Kirchen und ſie brannte ab. Anſtatt die Mauern auszubeſſern und das Gebäude wieder herzuſtellen, trug man es rein ab. Zu läugnen iſt es freylich wohl nicht, daß eine große Menge der ältern Städte mehr Kirchen haben, als die Einwohner je bedurften, auch angenommen, daß, bey der nehmlichen Bevölkerung, der Kirchengeher ſonſt mehrere waren, als jetzt. — Wer das Coſtume der hieſigen Geiſtlichkeit durch mehr als ein Jahrhundert hindurch zu ſehen wünſcht, der findet in dieſer Jacobskirche eine doppelte Reihe von Portraits in Lebensgröße.

Folgende Geſchichte will ich — nicht gerade zur Warnung geben — denn ich ſehe nicht wohl ein, wie ich die Sache ganz vermeiden konnte — wohl aber mag ſie dem reiſenden Leſer ein Bewegungsgrund ſeyn, ſeine Vorſichtsmaßregeln zu nehmen.

Da in Schweden keine Münze zu haben iſt, ſo wird natürlich jeder Fremde ſich ſelbſt die Frage aufwerfen, womit er ſeine Rückreiſe fortzuſetzen habe? Ich verlangte von unſerm Stockholmer Banquier einen Wechſel auf Stralſund; allein dieſen konnte er ſo wenig geben, als Gold oder Silber. Stralſund, hieß es, ſchickt zwar ſehr

viele Güter nach Schweden, empfängt aber ſehr wenig aus dieſem Lande zurück. Wir haben alſo wohl dahin zu bezahlen, aber nichts von daher zu empfangen. (Etwas Trägheit mochte freylich dabey ſeyn, denn zwiſchen Stockholm und Stralſund müſſen doch Wechſelgeſchäfte aller Art gemacht werden.) Er gab uns einen Wechſel auf Hamburg. Nun kannte ich zwar ſehr wohl die Schwierigkeit, Papier an Orten zu verkaufen, wo man nicht weiter bekannt iſt; allein ich hatte keine andere Wahl und nahm ſechzig Pfd. Str. auf ein ſehr bekanntes Haus in Hamburg, nebſt einem Empfehlungsbriefe nach Stralſund. Hier ſetzte ich das Schwediſche Papier um, das ich noch hatte, und fand bey dieſer Gelegenheit, daß man auch hier keinen großen Vorrath von barem Gelde beſaß, und wenig Luſt bezeigte, auch den Hamburger Wechſel zu kaufen. Ein Stettiner Kaufmann, den ich in Schweden hatte kennen lernen, verſicherte mich, daß ich ihn zu Stettin leicht umſetzen könnte, und gab mir noch überdieß einen Brief an ſein Haus. Ich glaubte, vollkommen geborgen zu ſeyn, wurde von dem Geſellſchafter meines Bekannten höflich empfangen, aber den Wechſel konnte er ſelbſt eben ſo wenig gebrauchen, als Mittel finden, ihn umzuſetzen. — Da ich auf dieſe Art kein Geld erheben konnte, zeigte ich ihm ſogenannte Circulating Notes von einem der erſten Häuſer in Lon-

don, mit den dazu gehörigen Legitimationen, wor=auf denn auch die Handſchrift desjenigen ſteht, für den ſie ausgefertiget wurden, ſo daß man dieſe auf der Stelle vergleichen kann. Der Mann ſagte, dieſe wären recht gut, wenn man nur gerade wüßte, wer ſie brauchen könnte. Ich erwiederte: Man dürfte ſie ja nur nach Berlin ſchicken, und zeigte ihm auf der Liſte der Orte das Haus * * * zu Berlin. — „O, da das ſo iſt, ſo ſind Sie auf einmahl geborgen; dieſe Handlung hat auch hier ein Haus (vermuthlich eine Commandite) und an dieſes wurde ich denn geſchickt. Ich verlangte bloß Geld für eine fünf und zwanzig Pfund=Note. Das Circularſchrei=ben wurde geleſen und wieder geleſen. Freylich war alle mögliche Wahrſcheinlichkeit da, daß die in Kupfer geſtochenen und mit Hammerley's Hand=ſchrift verſehenen Wechſel, ſowohl als das Circu=larſchreiben mit der Handſchrift des Empfängers, die man denn gegen eine neue auf der Stelle vergleichen konnte, nicht falſch waren; auch moch=te der Mann den Wechſel wohl gebrauchen kön=nen, denn er ſchien Luſt dazu zu haben; allein Kaufleute gehen ſicher, und ſo hieß es: „Wir dürfen keine Geſchäfte machen, als die, auf welche wir angewieſen ſind, und wir haben die Firma dieſes Hauſes nur unter der Bedin=gung.“ — Ich verlor kein zweytes Wort; al=lein anſtatt über Cüſtrin und Frankfurt nach

Schleſien zu gehen, nöthigte uns dieſer Vorfall, unſern Weg über Berlin zu nehmen, welches gar nicht in unſerm Plane war. Schon hatte ich für die Berliner Straße die Pferde beſtellt, als mein Stettiner Bekannter noch Abends ankam, den Hamburger Wechſel mir abnahm, bedauerte was geſchehen war, und mit Höflichkeit ſeinen Geſellſchafter entſchuldigte, der, wie er ſagte, Bedenklichkeiten hatte, weil er den Ausſteller in Stockholm nicht kannte.

Das Hotel de Pruſſe zu Stettin iſt ein recht gutes Haus. Man ſagt mir, auch im Engliſchen Hauſe ſey man nicht übel.

Bunzlau, auch Alt-Bunzlau, in Schleſien,
den 16. Sept.

Wir verließen Stettin den zwölften und gingen über Pyritz (fünf Meilen) nach Soktin, (drey M.) wo wir bey guter Zeit ankamen. Bis hieher ging Alles ſehr erträglich, und unſere Reiſe durch Pommern dünkte uns nichts weniger, als langweilig, oder unangenehm. Zwar fanden wir weder das Land, noch die Städte ſo gut, wie zwiſchen Stettin und dem Meere; aber wir kamen durch keine unfreundlichen Gegenden, die Straßen waren erträglich, die Poſtknechte förderten. Allein von Soktin aus bis hieher habe ich im vollen Maße gefühlt, daß wir wieder in den ächten langſamen Strichen von Deutſch-

land ſind, in Rückſicht der elenden Straßen ſowohl als des ewigen Aufenthalts, den man bey jedem Pferdewechſel findet. Gewöhnlich waren wir funfzehn bis ſechzehn Stunden auf der Straße, um ſechs Meilen zu machen, und auf dem Wege von Soktin nach Frankfurt, welcher acht Meilen beträgt, brachten wir neunzehn Stunden zu. In Schweden machten wir oft ſechs deutſche Meilen in weniger als fünf Stunden, den Aufenthalt des Pferdewechſelns mit eingerechnet.

Soktin liegt an einem kleinen See, der das Einförmige ſeiner Lage etwas bricht. Die Stadt iſt unbedeutend. Wir fanden auf der Poſt erträgliche Zimmer und eine ziemlich gute Bewirthung.

Von Soktin bis Neudamm ſind drey Meilen, und zwey nach Cüſtrin. Die Lage dieſer Feſtung iſt merkwürdig und hat etwas Ungewöhnliches. Das flache Bett der Oder und die niedrige Gegend umher machen, daß dieſer Fluß ſich hier ſehr ausbreitet und die Geſtalt eines kleinen Sees annimmt, in welchem Cüſtrin zu ſchwimmen ſcheint. Wir wurden lange mit der Ueberfahrt aufgehalten und noch länger mit dem Pferdewechſel; Indeſſen hofften wir doch um neun Uhr in Frankfurt einzutreffen, weil ich mir die Straßen um dieſe Handelsſtadt herum nicht ganz ſchlecht denken konnte, und weil ich meynte, daß ſich die drey Meilen wohl in fünf Stunden

würden zurücklegen laſſen: wobey ich meinen Maßſtab nach den drey vorhergehenden Tagen nahm, doch aber etwas zugab, denn zwiſchen Stralſund und Neudamm brauchten wir zu drey Meilen ſelten viel mehr, als vier Stunden, wohl aber gelegentlich weniger. Wir brachten neun Stunden damit zu, und kamen um ein Uhr in der Nacht an. Ich weiß nicht, ob ich irgendwo einen tiefern Sandboden, als ſüdlich und nördlich von Frankfurt auf einer Strecke von vielen Meilen geſehen habe. Iſt Ihr Wagen ſchwer, ſo arbeiten ſich die Räder einen Fuß tief in den Sand, die Pferde gehen einen langſamen Schritt, und müſſen alle zehn Minuten von der ſchweren Arbeit ausruhen und Athem ſchöpfen. An ganz kleinen Anhöhen erwartete ich, daß die Pferde den Wagen nicht würden hinauf ziehen können. (Wir haben auf dieſer Reiſe ein Paarmahl acht Pferde über Berge gehabt, über die man leichter fahren könnte, als über die kleinen Anhöhen dieſer Sandwüſte.) Als wir in Frankfurt endlich ankamen, fanden wir alle Wirthshäuſer beſetzt, weil der König eine gewiſſe Zahl von Officiers aus allen Theilen des Reichs nach Berlin berufen hatte, ſo daß dieſe alle öffentliche Häuſer füllten. Mit Mühe kamen wir endlich in einem unter, wo wir eine kurze Ruhe fanden, denn alles war die ganze Nacht hindurch in Bewegung. Ich hörte, daß das ſchon ſeit acht Ta-

gen ſo gegangen wäre, und der Anblick der Leute vom Hauſe beſtätigte es.

Frankfurt an der Oder, obſchon in Rückſicht auf ihren Handel und ihre Meſſen eine merkwürdige und wichtige Stadt, hat nur wenig Anziehendes für den Reiſenden, der keine Bekanntſchaft unter den Einwohnern ſucht, unter denen ſich manche intereſſante Menſchen finden ſollen. Wir gingen in den Gaſſen umher, und freuten uns der vielen großen und anſehnlichen Häuſer und der Ausſicht von der Brücke auf den Fluß. Unſerm Kleiſt zu Ehren, der in meinen Augen noch immer einer unſerer vorzüglichen Dichter iſt, beſuchte ich das einfache Denkmahl, das ihm die Freymaurer auf dem Gottesacker haben ſetzen laſſen; und mit dem nehmlichen Gefühle ſah ich den Ort, wo der edle Prinz von Braunſchweig retten wollte und ertrank. Die Stelle iſt durch ein hübſches Denkmahl von weißem Marmor bezeichnet. Man führte uns nachher in eine Kirche, wo ein Gemählde dieſe That verewigen ſoll. Es iſt von Rode, welcher vergaß, daß die Menſchen, die er da aufgeſtellt hat, darum daß es gemeine Leute ſind, nicht eben plump und grob gezeichnet werden mußten, und daß die Figur des Prinzen keineswegs dieſes Contraſtes bedurfte. Ohne den Leichnam des Letztern würde es einer Bauernſcene aus der Niederländiſchen Schule gleichen. Uebrigens dünkt

mich, daß ſein graugrünes, unangenehmes Colorit in dieſem Gemählde noch widerlicher auffällt, als in vielen andern, die ich von dieſem Künſtler geſehen habe. Da hier eine Univerſität iſt, dachte ich, ich müßte doch die öffentlichen Hör- und Ceremonienſäle beſehen. Ich ließ mir ſie aufſchließen: eine Mühe, die ich mir hätte erſparen können.

Nachdem wir ein Paar Stunden in Frankfurt umhergewandert waren, gingen wir abermahls durch eine ſchreckliche Sandwüſte und erreichten nach ſieben oder acht Stunden das drey Meilen entlegene Zibichen, ein armſeliges Dorf, mit einem armſeligen Hauſe des Poſthalters. Dann machten wir noch drey andere Meilen bis Croſſen, wo wir erſt in der Nacht ankamen, der acht Pferde ungeachtet, die man uns vorſpannte, ohne jedoch die Bezahlung für ſo viele zu verlangen.

In einer Menge Gegenden der Preußiſchen Staaten ſind es die Pferde der Bürger, oder der Bauern, die die Extrapoſten fahren. Der Poſtmeiſter, oder Poſthalter hat weiter nichts damit zu thun, als daß er ſie beſtellt und von jedem ein Gewiſſes bekommt. Braucht man nun z. E. ſechs Pferde, ſo werden zwey Bauern dazu beordert, deren vielleicht jeder viere hat; dieſe werden dann mit einander einig, ihren ganzen Zug anzuſpannen; der Reiſende bekommt acht Pferde

und bezahlt für ſechs. Dieß geſchiehet beſonders auch, wenn er mit einer ungleichen Zahl ankommt, als drey oder fünf. Man gibt ihm dann häufig vier, ſechs, und auch achte.

Von Croſſen gingen wir den 15ten nach Naumburg am Bober, noch immer durch vielen Sand, der den Reiſenden, auf dieſer Seite, weit nach Schleſien hinein verfolgt. Aber das Land wird allmählich beſſer, die Dörfer anſehnlicher, die Bevölkerung größer; und kurz, mich dünkt, ich bemerkte an mancherley Dingen, daß ich nicht mehr in der Mark war.

Naumburg, ein unbedeutendes Städtchen, hat, an einer kleinen Anhöhe, eine angenehme Lage. Noch angenehmer und freundlicher zeigt ſich in der Tiefe Chriſtianſtadt, welches von jenem bloß durch den Bober getrennt wird, der hier die Grenze zwiſchen Schleſien und der Niederlauſitz macht.

Einige Meilen von Naumburg liegt Grünberg, das, wie Sie wiſſen, durch ſeine Weinberge berühmt iſt. Ich hoffe, daß es beſſere Weine erzeugt, als der, den man uns hier unter dieſem Nahmen vorſetzte. Der war nicht zu trinken.

Wer durch die Einöden zwiſchen Cüſtrin und Zibichen gereiſt iſt, ſollte von Naumburg aus ein Stück Weges zu Fuße machen. Eine größere Fruchtbarkeit, ein etwas beſſerer Anbau, als

was ich zeither geſehen hatte; vieles Laubholz und die grünen Wieſen, die ich auf der andern Seite des Bobers in der Lauſitz entdeckte, gaben mir einen Genuß, der gewiß von der relativen Art war; denn am Ende hatte ich das, was ich hier fand, an tauſend Orten geſehen und werde es wieder ſehen.

Auch die ſechs Meilen dieſes Tages brachten uns erſt in der Nacht nach Sagan, einer ziemlich artigen Stadt, die, ſo wie die ganze Herrſchaft, oder, wenn es ſo beſſer klingt, das Fürſtenthum, dem Herzoge von Curland (er iſt ſeitdem geſtorben) gehört, der, unter der Landeshoheit des Königes, gewiſſe Rechte übt, die hauptſächlich die Polizey betreffen. Im weiß n Löwen, einem ziemlich guten Wirthshauſe, fand ich eine Herzogliche Verordnung, die den Preis der mehreſten Dinge beſtimmt: Und obſchon die Wirthe ſich darinne zu helfen wiſſen, ſo war doch die Rechnung für unſer Eſſen, Nachtlager und Frühſtück nicht mehr als 2 Rthlr. 10 gr. die wohlfeilſte, die wir auf dieſer ganzen Reiſe gehabt hatten, (und auch in der Folge bekommen haben.) Und doch war die Bewirthung beſſer, als an vielen andern Orten, wo weit mehr gefordert wurde.

Wir beſahen den folgenden Morgen die Stadt und einige Kirchen, worunter ein Paar ſehr anſehnlich und reich verziert ſind. Wir

wünſchten, das Herzogliche Schloß zu ſehen, und fanden ein großes, ſtattliches Gebäude, in deſſen Hofe wir einige Zeit umhergingen, ehe wir ein menſchliches Weſen ausfindig machen konnten. Daß die Familie nicht hier war, wußte ich vorher. Endlich fand ſich jemand, um uns zu ſagen, daß es durchaus nicht erlaubt iſt, das Schloß zu ſehen. Wir gingen denn durch den Hof und durch ein anderes Thor hinaus, wo ich von der Höhe einen Garten gewahr ward. Während daß wir noch da ſtanden, und theils auf den Garten herabſahen, theils die Ausſicht überhaupt betrachteten, folgte uns der Mann aus dem Schloſſe, nicht etwan, um uns in den Garten zu begleiten, ſondern uns zu ſagen, daß auch in dieſen der Eintritt durchaus verbothen iſt.

Von hier nach Bunzlau ſind auf dem geraden Wege ſechs Meilen. Allein außerdem, daß er ſchlecht iſt, machte der Poſtmeiſter Schwierigkeiten; und ſo gingen wir über Sprottau, (zwey Meilen) und von da nach Bunzlau (fünf Meilen.) Wir wohnen hier bey Stephan, der ein ziemlich gutes Haus hält.

Lauban, den 17. Sept.

Bunzlau, Bunzlau am Bober, auch bisweilen Alt-Bunzlau genannt, iſt unter den kleinern Schleſiſchen Städten, die ich bis hieher geſehen habe, die lebhafteſte, angenehmſte,

volkreichſte. Man zählt hier über 4000 Seelen. Für das Jahr 1791 gibt Herr Zöllner 3984 an. — Der Tuchhandel, die bekannten irdenen Gefäße und einiger anderer Verkehr, geben den Einwohnern einen Wohlſtand, der ſich auf mancherley Art zeigt. Die bekannten Gefäße, die von dieſer Stadt den Nahmen führen, gehören wirklich unter das beſte, das ich in der Art kenne. Eigentlich iſt es nichts als gemeine Töpferarbeit, wird auch von einzelnen Meiſtern, und nicht fabrikmäßig getrieben. Aber dieſe Leute haben einen feinen Thon, geben ihrer Arbeit etwas mehr Vollendung, und gebrauchen beſſere Farben, als andere Töpfer gewöhnlich zu thun pflegen, und ſo liefern ſie, und wohlfeil, mancherley Küchen- und Tafelgefäße, die man an vielen Orten Fayence nennen würde.

Von Bunzlau nach Lauban ſind vier Meilen eines abſcheulichen Weges; aber die Gegend iſt intereſſant und hin und wieder mahleriſch. So wie man ſich Lauban nähert, zeigt Alles, daß man in das Land der Induſtrie kommt. Die Anſicht der Stadt von dieſer Seite iſt ſchön und, faſt möchte ich ſagen, groß. Doch von dieſer und ihren Gegenden nachher.

Der Strich von Schleſien zwiſchen Croſſen und Lauban iſt, im Ganzen, ein hübſches, ziemlich bevölkertes und wohlangebautes Land. Die Dörfer ſind beſſer, als ſie ge-

wöhnlich in der Mark Brandenburg ſind und in allen den kleinen Städten, durch die ich gekommen bin, zeigt ſich ein gewiſſer Erwerb, und eine Nahrung, die nicht bloß mit den erſten Bedürfniſſen zu kämpfen hat. Aber man würde ſich einen ſehr falſchen Begriff von Schleſien machen, wenn man dieſes Land nach den vierzehn oder funfzehn Meilen, durch die ich gekommen bin, beurtheilen wollte. Obſchon beſſer, als manche Striche in den ſüdöſtlichen Theilen, ſo ſteht doch dieſer in Rückſicht auf Boden, Anbau und Induſtrie weit zurück, wenn man ihn mit den Provinzen vergleicht, die zwiſchen der Oberlauſitz, Böhmen, Glaz und Breslau liegen. Der untere Theil des Landes, durch das ich gekommen bin, hat noch zu viel Sand, um die Arbeit des Landmannes hinlänglich zu belohnen, und das Volk, das größtentheils aus Catholiken beſteht, ſcheint weder die Lebhaftigkeit, noch Thätigkeit, noch den Kunſtfleiß zu haben, die den Einwohner des Landes auszeichnen, das dem Rieſengebirge näher liegt. Ueberall ſah ich Crucifixe, und das Volk ſcheint ſich noch ſehr mit dem Roſenkranze und den Ceremonien ſeiner Religion zu beſchäftigen.

Dieſer ganze Strich von Schleſien wird ſehr wenig beſucht, denn er liegt an keiner der großen Landſtraßen, und führt nicht einmahl von einem wichtigen Orte zum andern. Die Straße von Frankfurt nach Breslau liegt in einer andern

Linie, und, um nach Lauban, Görlitz, Zittau u. ſ. w. zu gehen, nimmt man mehrentheils den Weg durch die Niederlauſitz, wohin man gleich von Frankfurt abgeht. Auf den Poſten, ſo wie in den Wirthshäuſern, bemerkt man an mancherley Dingen, wie wenig die Leute gewohnt ſind, Fremde zu ſehen. Daher mögen auch die billigen Preiſe kommen, welche von denen auf mehr befahrenen Straßen ſehr verſchieden ſind.

Was die Verzögerung auf den Poſten betrifft, ſo iſt ſie hier, wie in den mehreſten Provinzen der Preußiſchen Monarchie und ungefähr wie in Norddeutſchland überhaupt; Ja, ſie glauben es recht gut gemacht zu haben, wenn ſie den Reiſenden innerhalb einer Stunde befördern. Vermuthlich war es ſonſt noch ſchlimmer, und ſo gab die Regierung einen Befehl, daß man niemanden länger, als eine Stunde aufhalten ſollte. Dieſen aber nimmt man auf eine Art, die wohl ſchwerlich die Abſicht der Regierung ſeyn konnte! Es iſt gerade, als hätte ſie befohlen, man ſolle keine Poſt in weniger als einer Stunde nach der Ankunft abfahren laſſen. Oft, ſehr oft, wenn ich die Leute ein wenig trieb, erhielt ich zur Antwort, daß wir ja noch keine Stunde da geweſen wären. In dieſer Welt iſt immer eins die Wirkung des andern! Die Straßen ſind wenig befahren; folglich kann man keine Pferde für die wenigen Extrapoſten bereit

halten, die gelegentlich kommen. Die Poſtmeiſter haben entweder gar keine, und můſſen ſie im Orte auftreiben; oder die wenigen, die ſie hin und wieder halten, ſind auf dem Felde, oder auf der Weide. Ehe dieſe herbey gebracht und gefůttert ſind, ehe der Poſtillon ſich angekleidet und von Frau und Kindern Abſchied genommen hat, welches ich oft in Norddeutſchland geſehen habe, vergeht freylich gar leicht eine Stunde. In Bóhmen und Oeſtreich hingegen, wo die großen Straßen ſehr beſucht werden, ſteht eine gewiſſe Zahl von Pferden beſtándig angeſchirret, und die Poſtillons ſind gekleidet. Fůnf, ſechs, acht Minuten iſt die Zeit, in der man gewóhnlich befórdert wird; áußerſt ſelten bin ich auf den großen Straßen eine viertel Stunde aufgehalten worden, und wenn man einen reitenden Courier hat, ſo hált der Poſtknecht mit ſeinen Pferden ſchon auf der Straße, ehe man noch ankommt.

Lauban, den 18. Sept.

Ich habe den heutigen und einen großen Theil des geſtrigen Tages, damit zugebracht, dieſe Stadt und ihre Gegenden zu beſehen. Letztere habe ich ůber alle Erwartung ſchón gefunden, obſchon dieſe ziemlich hoch geſpannt war. Welche liebliche, mit Háuſern, Báumen und Menſchen angefůllte Thåler! In dem Sáchſiſchen Erzgebirge findet man hin und wieder etwas Aehnliches;

aber die Formen des Landes ſind nicht ſo ſchön, das Nahe nicht ſo zahm, fruchtbar und baumreich, und die fernen Gebirge nicht ſo erhaben. Die Bauart iſt ungefähr die nehmliche, die Sie im Erzgebirge finden, auch ſtehen die Häuſer einzeln, jedes von ſeiner kleinen Wieſe, Krautgarten und Obſtbäumen umgeben: wodurch die Dörfer, die wirklich ſehr groß ſind, ungeheuer werden. — Der zwar kleine, aber lebhafte Queis rauſcht in den Thälern hin, und belebt die Landſchaft. — Hier hört man das Geräuſche des Webers, deſſen Leinwand in die entfernteſten Welttheile geht; dort ſpannt der Tuchmacher ſeine Arbeit auf; weiter hin ſticht das ſchöne Weiß der Bleichen mit dem friſchen Grün der Bäume und des Waſens ab. — Schon geſtern war ich auf drey Anhöhen, nicht weit von der Stadt, welche ſammt und ſonders vortrefliche Ausſichten gewähren. Immer iſt die Landſchaft durch die große Kette des Rieſengebirges bekränzt, das man, mit einem Blicke, in der Lauſitz, in Schleſien uud in Böhmen ſieht.

Auch die Stadt Lauban gefällt mir! Sie iſt reinlich, größtentheils von Stein gebaut, hat eine Menge großer und anſehnlicher Häuſer, und, was noch mehr iſt, ſie iſt nicht ſo todt, als die Sächſiſchen Mittelſtädte mehrentheils ſind. Außer einem ziemlich allgemeinen Wohlſtande, gibt es hier mehrere Häuſer, die ein an-

ſehnliches Vermögen beſitzen. Gleichwohl ſind die hieſigen Fabriken ſeit einiger Zeit nicht im beſten Gange, und man verſichert mich, daß einige Häuſer mehr von dem ehemahls Erworbenen leben, als von dem, was ſie jetzt gewinnen.

Sonderbar iſt es, daß die mehreſten Einwohner keinen Begriff von der Volksmenge der Städte haben, die ſie bewohnen! Büſching ſetzt die Bevölkerung von Lauban auf 8000 Seelen. Das iſt offenbar zu viel. Ich verhandelte dieſen Artikel heute mit mehrern Männern, die ſonſt wohl unterrichtet waren und fand, daß einer 4000, einer zwiſchen 4 und 5000, und ein dritter noch eine andre Zahl angab. Endlich ſetzte ſie ein Rathsherr, welcher verſicherte, daß er, als ſolcher, es wiſſe, auf 5600, und dieſe Zahl ſtimmt auch mit einigen andern Beobachtungen überein, die ich gemacht habe.

Herr Weiner hat in ſeinem Hauſe eine Sammlung von Zeichnungen hängen, wovon einige recht gut ſind; mir aber wurden ſie vorzüglich dadurch intereſſant, daß ſie größtentheils Gegenſtände aus dem Rieſengebirge und aus den Gegenden enthalten, die wir ſo eben zu bereiſen denken.

Zweyter Brief.

Reiſe nach Meffersdorf — Markliſſa — Schwerta — Wiegandsthal — Meffersdorf — Tafelfichte — Friedland in Böhmen — Reibersdorf — Zittau — der Oywin — Herrnhuth — das Brüderhaus — das Schweſternhaus — Begräbnißſtätte — Unitätsſynode — die Landskrone — Görlitz — Orgel — Nathe — Königshayner Berge — Bachs berühmteſte Zeichnung — Fabriken der Oberlauſitz.

Zittau, den 20. Sept.

Wir mietheten zu Laubán einen leichten Wagen, nahmen nur einen Bedienten mit und gingen vorgeſtern nach Meffersdorf, wohin man drey Meilen rechnet, es möchten aber wohl vier Poſtmeilen ſeyn. Der ganze Weg iſt ſo, daß wir mit dem Engliſchen Wagen ſchwerlich durchgekommen ſeyn würden; auf alle Fälle hätte er durch dieſe Ausflucht für unſere weitere Reiſe merklich von ſeinem Werthe verloren. — Wenn der Weg ſchlecht iſt, ſo iſt

die Gegend deſto angenehmer. Man kommt faſt nie aus den Dörfern heraus, die kein Ende zu haben ſcheinen, die alle einer Idylle gleichen und von einem wohl angebauten Lande umgeben ſind. Dabey hat man faſt beſtändig das Rieſengebirge im Auge, dem man immer näher kommt.

Sonderbar fiel mir das Städtchen Markliſſa auf, das ſehr mit Menſchen angefüllt zu ſeyn ſcheint, und wo jedes zweyte Haus ein Schild aushängen hat, das irgend einen Handwerker, irgend ein Gewerbe bezeichnet. Weiter hin kamen wir an das Dorf Schwerta, als mahleriſcher und dichteriſcher ſich nicht leicht eines denken läßt. Es ziehet ſich längſt einem engen, romantiſchen Thale hinauf, in deſſen Tiefe ein kleiner Bach in beſtändigen Fällen herabmurmelt.

Da ich immer ſehr viel zu Fuße gehe, ſo kehre ich gern, unter irgend einem Vorwande, in die Hütten der Landleute ein, um ihr Inneres ſowohl als die Art der Menſchen zu ſehen. Eben ſtand ich an einem Scheidewege, während daß der Wagen noch weit hinter mir zurück war, und, unentſchloſſen, welchen ich nehmen ſollte, ging ich in das nächſte Haus, um zu fragen. Gleich bey Eröffnung der Thüre fielen mir eine Menge Inſtrumente in die Augen. Es war die demüthige Wohnung eines von jenen Mechanikern, die die Bergländer faſt überall erzeugen,

und die mehrentheils ihre eigenen Lehrer ſind. Der Mann hatte eine gewiſſe Bildung, aber ſein Aeußeres war das eines Landmannes, auch war alles, was ich in ſeinem Häuschen ſahe, dieſem Stande angemeſſen. Er lag mir ſehr an, ihm eine elektriſche Lampe abzukaufen, die er 14 Rthlr. both; und da ich ihm ſagte, wie läſtig ſo ein Artikel einem Reiſenden iſt, ſo ſollte ich wenigſtens eine kleine Elektriſirmaſchine nehmen, die er für 5 Rthlr. (wahrhaftig wohlfeil genug!) laſſen wollte. Ich erfuhr nachher, daß, außer dieſem, im nehmlichen Dorfe, noch zwey andere Mechaniker wohnen, welche große Geſchicklichkeit beſitzen. In der That ſah ich bey dem Herrn von Gersdorf einen großen Schrank voll Inſtrumente, die alle zu Schwerta, das ihm gehört, verfertiget waren.

In der letzten halben Stunde kamen wir durch einen dicken Wald, und ſo wie wir dieſen zurückgelegt hatten, lag vor unſern Augen jene herrliche Ausſicht, von der ich ſchon mehrmahls Beſchreibungen geleſen hatte, und die ich nur anzeigen will, weil ſie ſich nicht wohl beſchreiben läßt. Aber ſie gehört unter die ſchönern und reichern, die ich irgendwo geſehen habe. Sie iſt erhaben, und doch dabey ſo mild, daß ſie mich an die glücklichern Breiten von Genf und der Lombardey, an der Südſeite der Alpen, erinnerte. Hier liegt der Marktflecken Wiegands-

thal, mit dem Schloſſe Meffersdorf und einem Dörfchen, deſſen obere Häuſer ſchon den erſten Abhang der Tafelfichte erreichen; Sie machen zuſammen für das Auge ein Ganzes aus, werden auch öfters in der Fremde bloß Meffersdorf genannt, welches eigentlich nur der Nahme des Schloſſes iſt und bilden den Vorgrund zu dem erhabenen, reichen, lieblichen Gemählde. Herr von Gersdorf, dem die genannten Orte gehören, wollte eben zur Tafel gehen, als wir bey ihm anſprachen. Er kam aus dem Speiſesaale und lud uns, mit der Hoſpitalität eines Bergländers, zum Niederſitzen ein. Wir wollten aber, da das Wetter ziemlich günſtig war, noch denſelben Tag die Tafelfichte erſteigen, und glaubten, daß wir unſere Mahlzeit geſchwinder im Wirthshauſe abfertigen würden, als bey dem Herrn des Ortes. Aber die Einladung für den Abend nahmen wir an, und ich fand eine liebenswürdige Familie, die die Eleganz der Städte mit den Annehmlichkeiten und der Ruhe des Landlebens zu verbinden weiß. Herr von Gersdorf, der ſchon längſt zu ſehr daran gewöhnt worden iſt, öffentlich genannt zu werden, als daß ich ihm hier meine Entſchuldigung darüber machen ſollte, iſt ein Mann von ausgebreiteten Kenntniſſen, der hier in wahrer philoſophiſcher Ruhe zu leben ſcheint, und ſich mit den Wiſſenſchaften und Künſten beſchäftiget. Seine Samm-

lung von mathematiſchen und phyſiſchen Inſtrumenten iſt ſehr wichtig, und ſein Mineraliencabinet ſoll unter die ausgeſuchteſten gehören, die man bey Privatleuten in Deutſchland findet. Ich ſage ſoll, denn ich bin weder Kenner genug, noch hatte ich hinlängliche Zeit, um es nach ſeinem Verdienſte zu würdigen. Er wohnt in einem großen, mit Geſchmack meublirten Gebäude, wo alles Ordnung, Anſtand und edle Einfalt athmet. Der Abend, den ich in dieſer Familie zubrachte, that meinem Herzen wohl.

Alſo auch ich bin auf der Tafelfichte geweſen! Und dieſes ſagen zu können, iſt ungefähr das Hauptſächlichſte, was mir davon übrig bleibt. Die ſchönſten Ausſichten finden ſich allemahl auf mäßigen Höhen, nicht auf hohen Bergen. Alſo hat die Natur, auch in dieſer Rückſicht, dafür geſorgt, daß ihre ſchönſten Genüſſe nicht theuer zu erkaufen ſind. Alles, was in der Natur groß und ſchön iſt, wird klein und platt, ſo bald ich es von einem hohen Berge herab ſehe, und ein ungeheures Land um mich her erſcheint wie ein gemahlter Bodenteppich. Wo iſt das Vergnügen, Orte aufzuſuchen, die ſechs, acht und zehn Meilen weit von Ihnen entfernt ſind? Hier, ſagt Ihr Führer, iſt Bautzen. Ich kann es mit bloßen Augen nicht ſehen, und habe Mühe, es mit dem Fernrohre zu finden, denn je mehr das Glas vergrößert, deſto ſchwerer wird das Finden.

Endlich entdecke ich ein Paar Spitzen, welche Kirchthürme dieſer Stadt ſind. — Der größte Vortheil, den das Erſteigen hoher Gipfel gewährt, iſt, daß man die großen Bergreihen entdeckt, die in niedrigern Gegenden nicht zu ſehen ſind, und ſo einen allgemeinen Begriff von der Geographie des Landes bekommt.

Die Tafelfichte iſt bis auf ihren höchſten Rücken hinauf fruchtbar, und mit Gras und Bäumen bewachſen. An vielen Orten fand ich ſie ſumpfig, ſelbſt auf den oberſten Höhen. Dieß iſt gerade auch der Fall mit den Iriſchen und Walliſiſchen Gebirgen. Ehe wir ihre höchſte Höhe erreichten, kamen wir an einen Stein, der die Lauſitz, Schleſien und Böhmen ſcheidet. Sonſt ſtand eine Fichte dabey, woher wohl dieſer Berg den Nahmen Tafelfichte bekommen haben mag. Wenn man ihre höchſte Höhe erreicht hat, findet man noch immer, daß die Ausſicht keinesweges unbeſchränkt iſt, weil dieſer Berg oben nicht ſpitzig, ſondern breit und flach iſt. Man muß alſo umhergehen und von ſeinem Führer die vortheilhafteſten Standpunkte ſich zeigen laſſen, um entweder die Lauſitz, oder Schleſien, oder Böhmen am beſten zu ſehen. — Buchen wachſen bis auf eine beträchtliche Höhe an dieſem Berge hinauf. — Er iſt, nach Herrn v. Gersdorf, 3545 Pariſer Schuh über der Meeresfläche; alſo noch nicht ſo hoch, als der Fichtelberg bey Wieſenthal

an der Sächſiſchen und Böhmiſchen Grenze, deſſen Höhe, nach eben demſelben, 3731 iſt. — Wir wohnten in einem Bäuriſchen, aber reinlichen Wirthshauſe. Platz iſt nicht viel; aber mit allem andern hatten wir Urſache zufrieden zu ſeyn.

Man findet Meffersdorf weder auf den Landkarten, noch in Büſching, wohl aber Wiegandsthal. Die Urſache davon iſt wohl, daß nur das Schloß und eine kleine Zahl von Häuſern, nach dem Berge zu, dieſen Nahmen führen; das Uebrige macht den eben genannten Marktflecken aus. Daß Handel hier getrieben wird, verſteht ſich, denn dieſe Orte liegen an der Böhmiſchen und Schleſiſchen Grenze, und überdieß befördern die Berge den Schleichhandel. Es ſollen wirklich ein Paar Häuſer hier ſeyn, die recht hübſche Geſchäfte machen. Auch wird hier Verſchiedenes fabricirt.

Zittau, den 21. Sept.

Eine halbe Stunde Weges brachte uns von Meffersdorf an die Böhmiſche Grenze, wo ich in dem Städtchen Neuſtadt ſogleich gewahr ward, daß wir weder in der Lauſitz, noch in Schleſien waren. Seine Unreinlichkeit und Armuth machen einen auffallenden Contraſt mit den Lauſitzer Städtchen und Dörfern, wo zwar kein Reichthum, aber durchaus ein gewiſſer Grad von Wohlſtand herrſcht, und wo auch die ärmſte

Hütte ein gewiſſes reinliches Anſehen hat, das für das Wohlſeyn ihrer Beſitzer bürgt.

Weiter hin kamen wir nach Friedland, ein Städtchen, das etwas beſſer iſt, als das vorhergehende, und nahe an welchem, auf einer Anhöhe, der Graf von Clamm ein ſtattliches Schloß hat. Es iſt in dem Style des mittlern Zeitalters gebauet und endiget oben in einem hohen Thurme, der, ſo wie das rittermäßige Anſehen des Ganzen, eine gute Wirkung macht. Allein man hat dieſes alte, hohe Schloß unbequem gefunden und gleich darunter, aber innerhalb der Ringmauern, oder, wenn Sie wollen, der Feſtung, ein modernes Wohnhaus gebaut. Die Ausſicht auf dem oberſten Theile iſt ſchön, und hat etwas Auffallendes, indem der Abfall des Hügels auf der einen Seite faſt ſenkrecht iſt.

Eine Stunde Weges weiter hinaus kamen wir wieder in die Oberlauſitz, und bald nachher nach Reibersdorf. Auf dieſen vier Meilen von Meffersdorf nach Reibersdorf bleibt man immer in der Nähe des Rieſengebirges, ohne jedoch viel über Berge zu kommen. Eine ſolche Lage, welche ſchöne, auch ferne Ausſichten, und doch bequeme Spaziergänge gewährt, iſt gerade was man für einen Landſitz wünſcht, oder ſuchen ſollte, und Reibersdorf, der vorzüglichſte Sitz des Cabinetsminiſters Grafen von Einſiedel, hat von dieſer Seite große Schönheiten. Das Schloß,

ein Gebäude des gegenwärtigen Grafen, iſt groß und in einem guten Geſchmacke, und das Innere iſt bequem und reich, ohne geſuchte Pracht. Beſonders ſind hier viele und reiche Zimmer für Fremde, während daß die für die Familie das Gepräge einer edlen und zierlichen Einfalt tragen. Aus den Mittelzimmern hat man eine liebliche Ausſicht auf Zittau. Die Bücherſammlung iſt ſehr anſehnlich; aber von den Schätzen der Kunſt, die hier aufbewahrt werden, konnte ich nichts ſehen, als die verſchloſſenen Schränke, weil ich die Kränkung hatte, die Familie nicht hier zu finden. — Die Gärten ſind nicht gar groß; deſto anſehnlicher ſind die Wirthſchaftsgebäude, die der jetzt lebende Graf ebenfalls aufgeführt hat, und die dem Ganzen ein großes, ſtattliches Anſehen geben. — Hier hat man ſchon ſeit vielen Jahren ein vortreffliches Bier, das unter dem Nahmen des Reibersdörfer Doppelbieres bekannt iſt. Seit einigen Jahren aber wird auch eine andere Art gebraut, welche noch ſtärker iſt. Dieſes Letztere iſt von allen Bierarten, die ich je auf dem feſten Lande getrunken habe, dasjenige, welches dem beſten Engliſchen Ale am meiſten gleicht. Es hat unter andern auch die Eigenſchaft, daß es ſich viele Jahre lang hält.

Von Reibersdorf hatten wir noch eine kleine Meile bis hieher. Zittau, Görlitz und Chemnitz ſind die beſten, anſehnlichſten und

freundlichſten Städte von Sachſen, nach Dresden und Leipzig. Dieſer letztern gleicht Zittau in der Bauart am meiſten. Eine Menge großer und ſtattlicher Häuſer ſcheinen hier mehr die Reſidenzſtadt eines Fürſten von mittlerer Größe, als einen Ort anzudeuten, der hauptſächlich durch Fabriken beſteht. Gleichwohl liegen noch eine Menge Häuſer, von dem ſiebenjährigen Kriege her, in Aſche, werden auch wohl noch lange Zeit Brandſtätten bleiben, weil es hier an hinlänglicher Bevölkerung fehlt. — Noch immer iſt die Hauptkirche nicht vollendet, und erhält doch ſchon beträchtliche Ausbeſſerungen, weil der Thurm ſo elend gebaut iſt, daß er ſinkt und die Kirche nach ſich zieht.

Die Gegenden um Zittau herum ſind außerordentlich ſchön, und biethen herrliche Ausſichten dar; doch iſt Letzteres nicht der Fall unmittelbar um die Stadt herum, wo das Land etwas verſteckt iſt.

Wir gingen geſtern, eine Meile weit, nach Oywin, ein Werk der Kunſt, und weit mehr noch der Natur, das mich überraſcht hat. Ein einzeln ſtehender, faſt ſenkrechter Felſenberg, der unten ſeine hervorſpringenden Subſtructionen hat, (gerade wie ein weiſer Architekt, der auf Feſtigkeit ſieht, bauen ſoll) auf einer mäßigen Höhe eine moderne Kirche, und auf der Spitze die Trümmern eines ſehr alten Kloſters. Dicht am

Berge wohnt der Schulmeiſter, der der öffentlich beſtallte Cicerone des Ortes iſt, und deſſen Frau mir ſagte, daß der Berg der beſte Theil des Dienſtes wäre. Von des Schulmeiſters Wohnung gehen ſchöne, ſteinerne Stufen, die theils belegt, theils in den natürlichen Felſen gehauen ſind, nach einer kleinen Kirche, die von einem Geiſtlichen bedient wird, der eine Stunde weit davon auf der entgegengeſetzten Seite von hohen Bergen wohnt. Die eine Seite dieſer Kirche iſt nicht gemauert, ſondern aus dem natürlichen Felſen gehauen; da aber ein ſolches Gebäude keinen Klang hat, und man den Prediger nicht verſtand, mußte man auch dieſe Seite in der Folge von dem Felſen trennen, ſo daß nun zwiſchen dieſem und der Felſenwand eine Kluft iſt. — Wir gingen nun, auf Stufen, weiter bis an eine Thüre, die den ganzen obern Berg ſo verſchließt, daß auch nicht einmahl ein Hund herauf, oder herab kann. Daß der Schulmeiſter dafür ſorgt, daß dieſe Thüre immer verſchloſſen bleibe, verſteht ſich! — Die Stufen und Gebäude werden von dem Zittauer Rathe ſehr wohl unterhalten, und die Frau Schulmeiſterinn thut durch Kehren und Aufräumen das Uebrige; ſo, daß alle Wege und Plätze ein niedliches, freundliches Anſehen haben.

Dr. Peſcheck zu Zittau hat eine Beſchreibung von dem Oywin geliefert, die dick genug

iſt, um einen Gulden zu koſten. Dieſe hatte unſere Führerinn, denn der Mann hielt eben Schule, ſo auswendig gelernt, daß ſie über jeden Fleck, jede Mauer und jedes Gewölbe eine genaue Nachricht lieferte. — „Hier hatten die Mönche ihren großen, und dort ihren kleinern Keller zum täglichen Gebrauch! Hier ſtanden ihre Pferde, und dort wohnte das Geſinde" ꝛc. ꝛc. Die Ruinen des Kloſters ſo wohl als des alten Schloſſes, welches noch vor dem Kloſter exiſtirt haben ſoll, ſind wirklich recht hübſch. Beſonders ſchön iſt die Kirche, die theils aus großen gevierten Steinen gebaut, theils aus dem Felſen gehauen iſt. —

In einem kleinen, modernen Hauſe eſſen die Zittauer oft eine Mahlzeit, die ſie mitbringen, und wozu der Schulmeiſter alles nöthige Geſchirre und Tafelzeug liefert. Bier, Wein und Brot findet man auch bey ihm, ſo wohl als Waſſer zu Kaffee und Thee, wozu er eine kleine Küche auf dem Berge hat. — Man wird ſehr angelegen, ſchießen zu laſſen, wozu ein eigener Kanonier beſtellt iſt, welcher immer ſich einfindet, ſo bald er Fremde bemerkt. Der Schulmeiſter liefert das Pulver, und hat zu dieſem Behufe eine eigene Pulverkammer auf dem Berge. Das Schießen macht eine große Wirkung, indem der Knall in den umliegenden Bergen rings herum wiederhallt. — Auf einem ebenen, reinlich gehaltenen

Platze wird unter freyem Himmel öfters getanzt. — Auf der oberſten Spitze des Berges ſteht ein kleines Luſthaus, hauptſächlich der Ausſicht wegen. — Man hat von dem ganzen Berge ein radirtes Blatt in buntgewaſchener Manier, das ihm aber nicht Gerechtigkeit widerfahren läßt. Gleichwohl trug man kein Bedenken, zwey Thaler dafür zu fordern. —

Das Dorf und alles an dem Oywin herum iſt äußerſt romantiſch, und auf dem Rückwege hat man vortreffliche Ausſichten. — Verzeihen Sie, daß ich mich ſo lange bey einem Gegenſtande aufgehalten, den ich wirklich mit Liebe geſehen habe. Ich wüßte in der Nähe einer Stadt kaum einen Ort, wohin ſich eine in jeder Rückſicht ſo angenehme Landparthie machen ließe. — Wir fanden zu Zittau im Engel ein ziemlich gutes Wirthshaus.

Görlitz, den 23. Sept.

Wir verließen Zittau geſtern früh, um nach Herrnhuth zu gehen. Dieſer Ort liegt auf der Landſtraße nach Löbau, und iſt von dieſem zwey Meilen und drey von Zittau entfernt. — Ich machte den Tag noch einige Beſuche, und ging dann in den Abendgottesdienſt, der in einem kurzen Geſange und in einer langen Vorleſung aus dem Alten Teſtamente beſtand. Ich fand die Sprache ſo deutlich, ſo allgemein ver-

ſtändlich, und dabey ſo männlich und rein, daß ich nicht begriff, was das für eine Ueberſetzung ſeyn könnte, bis der Geiſtliche an eine Stelle kam, die im Alten Teſtamente nicht ſtehen konnte. Ich erfuhr nachher, daß das Geleſene nicht eine Ueberſetzung, ſondern ein Auszug war, worinne alles Anſtößige, Schmutzige, Alles mit unſern Sitten, Begriffen und Grundſätzen nicht Uebereinſtimmende weggelaſſen iſt. Ueber das Anziehende des Herrnhuthiſchen Gottesdienſtes, über die Einrichtung ihrer Bethhäuſer und über die edle Einfalt des Ganzen ſage ich nichts, weil das allgemein bekannt iſt. (Ich gebrauche immer den Ausdruck Herrnhuther, weil er gewöhnlich und allgemein verſtanden iſt. Sie ſelbſt aber nennen ſich vereinigte Evangeliſche Brüder und, collectiviſch, die Evangeliſche Brüdergemeinde.) — Den übrigen Theil des Abends brachte ich bey einem Schweizer zu, der von der Gemeinde iſt, und bey dem ich mich über mancherley unterrichtete. — Frobergers Briefe über Herrnhuth werden hier geſchätzt, und wurden von einigen Brüdern ſehr empfohlen. Der Verfaſſer iſt ein Lutheriſcher Geiſtlicher in der Nachbarſchaft.

Heute früh beſahen wir Alles, was ein Fremder gewöhnlich hier aufſucht: und da muß ich geſtehen, daß ich Alles unter meiner Erwartung fand. Vermuthlich war es meine eigene Schuld! Aber wir haben in Sachſen von unſerer

Kindheit an ſo viel von Herrnhuth und Herrnhuther Arbeit gehört, daß wir uns leicht einen Begriff davon machen, dem das, was der Ort iſt und unter ſeinen Verhältniſſen ſeyn kann, nicht entſpricht. Herrnhuth iſt keine ſchöne Stadt, hat nicht das überaus Nette und Reinliche, das wir von allem erwarten, was Herrnhuthiſch heißt, und das ich zu Chriſtiansfeld in Schleswig wirklich fand. Die allermehreſten Gebäude ſind klein und unbedeutend. Indeſſen haben verſchiedene Perſonen von Stande und einige Kaufleute ſehr niedliche Häuſer. Das Reuſſiſche und das Wohnhaus des Lehnsherrn, oder, wenn Sie wollen, das Schloß, ſind groß und ſchön. Die Stadt iſt klein, und ſoll nicht über 1200 Seelen halten.

Das Brüderhaus, d. h. das, wo die unverheiratheten Mannsperſonen für die allgemeine Rechnung der Geſellſchaft arbeiten, iſt unanſehnlich in ſeinem Innern und Aeußern. Hier ſchläft und ſpeiſt man gemeinſchaftlich; doch hat man die Tafel zu verſchiedenen Preiſen, und jeder wählt, je nachdem er mehr oder weniger verzehren will, oder kann. Die mehreſten ſind Handwerker, deren jeder ſein beſonderes Geſchäft hier treibt. Das vorzüglichſte Verdienſt der hieſigen Arbeiten beſteht in einer gewiſſen Nettigkeit, Vollendung und Dauer. Als Fabrike betrachtet, iſt dieſe Stiftung unanſehnlich und von

kleinem Umfange. Jeder verheirathete Meiſter, wenn er nicht beſondere Urſache hat, in das Brüderhaus zu treten, arbeitet zu Hauſe mit ſeinen Geſellen und Lehrpurſchen auf eigene Rechnung, gerade wie an allen andern Orten, wo Innungen ſind. Von getheilter Arbeit weiß man eben ſo wenig, als von Betreibung irgend eines Geſchäftes im Großen. Selbſt diejenigen, welche im Brüderhauſe, und alſo für die Rechnung der Gemeinheit arbeiten, machen kein Ganzes aus; jeder iſt für ſich und bekommt eine verhältnißmäßige Bezahlung für das, was er liefert. Hier finden alſo keine Vortheile ſtatt, welche die Geſellſchaft in den Stand ſetzten, wohlfeiler verkaufen zu können, als andere Orte; Da aber die hier verfertigten Waaren im Ganzen etwas beſſer ſind, als ſie im Durchſchnitte in andern Städten gemacht werden, ſo ſind ſie nothwendig theurer. In der That fand ich Alles, was wir kauften, oder wovon ich den Preis erfragte, ſehr theuer. Der Ruf der Herrnhuther Waaren gründet ſich alſo auf dieſe Vollendung und Dauer, welche man in den Kunſterzeugniſſen der gewöhnlichen deutſchen Mittelſtädte nicht in dem Maße findet; Da aber die Letztern in mehrern Artikeln ſich auch gebeſſert haben, ſo finden die Herrnhuther Waaren weder den leichten Abſatz, noch den Gewinnſt mehr, den ſie vor zwanzig und dreyßig Jahren hatten. — Ich beſuchte mehrere Handwerker, die

auf eigene Rechnung arbeiten, und ſahe einige ſehr hübſche Artikel, die jedoch nicht vorzüglicher waren, als unſere beſſern Handwerker zu Berlin, Leipzig, Braunſchweig u. ſ. w. ſie jetzt liefern.

Im Schweſternhauſe dünkte mich Alles auf einem beſſern und größern Fuß zu ſeyn! Ein anſehnlicheres Aeußeres, beſſere Speiſeſäle, feinere Schlafzimmer, ein mehr niedlicher und freundlicher Anblick des Ganzen. Hier wohnen die unverheiratheten Schweſtern, und arbeiten, ſo wie die Brüder, auf Rechnung der Geſellſchaft. Sie ſpeiſen, ſo wie jene, gemeinſchaftlich.

Was am meiſten Eindruck auf mich machte, war die Begräbnißſtätte, die auf einer Anhöhe liegt, von der man die ſchönſte Ausſicht hat, die ſich in der Nähe um Herrnhuth findet. Es iſt ein großer, grün eingefaßter und von Alleen durchſchnittener Platz, auf welchem jedes Grab ſeinen flach liegenden Stein hat, der den Nahmen und das Vaterland des Abgeſchiedenen bezeichnet, nebſt dem Jahre, in welchem er heimging, oder, wie ich es weit häufiger fand, entſchlief. Was mich ſehr intereſſirte, waren die Todten in der großen Hauptlinie, ungefähr in der Mitte. Es ſind Menſchen aus allen Ländern von Europa, und faſt möchte ich ſagen, aus allen Welttheilen. Nur ſehr wenige waren aus Herrnhuth ſelbſt. — Auf der oberſten

Höhe dieſes Gottesackers hat man eine Art von Pavillon, oder, wenn Sie wollen, einen kleinen hölzernen Thurm erbaut, von dem die Ausſicht vorzüglich ſchön iſt.

Es fiel mir auf, daß unſer Wirth, der ſich angebothen hatte, mich in das Bethhaus zu begleiten, mir nachher einen Mann brachte, deſſen gute Kleidung und Ton nicht wohl einen Menſchen andeuteten, der für Geld herum führt. Er kam den andern Morgen wieder und ging mit uns an alle Orte, die wir zu ſehen wünſchten. Als ich nachher einen Herrn von meiner Bekanntſchaft fragte, wer der Mann wäre, und ob ich ihm Geld anbiethen könnte? war die Antwort: „Keinesweges! Es iſt ein privatiſirender Bruder, der von der Gemeinde angeſtellt iſt, Fremde zu begleiten."

Wiſſen Sie wohl, daß die oberſte Regierung aller Herrnhuthiſchen Gemeinden der Welt, jetzt in einem Dorfe, eine halbe Stunde von hier, ihren Sitz hat? Man nennt dieſe Obern die Unitätsſynode, die gewöhnlich aus zwölf, dreyzehn, bis vierzehn Perſonen beſteht, und die nie einen feſtgeſetzten, bleibenden Ort ihrer Reſidenz hat. Nachdem ſie zehn, zwölf, auch wohl mehrere Jahre die ganze Herrnhutherwelt unumſchränkt regiert hat, ſchreibt ſie eine neue Wahl aus, wozu ſie irgend einen Ort beſtimmt, der willkührlich iſt. Dahin ſchicken nun die Brüder-

gemeinden aus allen Theilen der Welt Repräſentanten, welche, aus ſich ſelbſt, eine neue Unitätsſynode wählen, und dieſe regiert nun wie die vorige. Die Mitglieder dieſer Synode bleiben beſtändig beyſammen, und können ſich keinen andern Geſchäften widmen. Es ſcheint, die deutſche Nation hat dabey ein eben ſo großes Uebergewicht, als die Italieniſche im Cardinalscollegium hat; denn alle Mitglieder der jetzt verſammelten Synode ſind, wie ich höre, Deutſche.

Görlitz, den 22. Sept.

Wir verließen Herrnhuth geſtern Nachmittag. Ungefähr eine halbe Meile, ehe man Görlitz erreicht, kommt man zu Pfaffendorf ganz dicht an den Fuß der Landskrone, eines hohen, einzeln ſtehenden Berges, der von allen Seiten eine große Wirkung macht, und höher zu ſeyn ſcheint, als er wirklich iſt. Man hatte mir ſehr empfohlen, ihn zu erſteigen, und dieſes Geſchäft auf unſerm Reiſe-Plane als die Sache eines halben Tages angeſetzt. Jetzt lag der Berg zwiſchen uns und Görlitz, von welcher Stadt man viel weiter auf ſeine Spitze hat, als von hier. Es war eben vier Uhr, und der Himmel vollkommen heiter. Ich ließ anhalten, fand einen Führer auf der Stelle, ſchickte den Wagen nach Görlitz, erſtieg in drey viertel Stunden die Spitze, verweilte eine halbe Stunde und ging

dann auf der entgegengeſetzten Seite in die Stadt, wo ich um ſechs Uhr ankam.

Die Ausſicht von der Landskrone, deren Höhe mit der Tafelfichte und andern Theilen des Rieſengebirges in gar keine Betrachtung kommt, gehört unter diejenigen, die mir auf dieſer ganzen Reiſe am meiſten Vergnügen gemacht haben. So iſt es immer! die ſchönſten Genüſſe der Natur ſind keinesweges diejenigen, die man am theuerſten erkauft. — Jemand hat den Einfall gehabt, einen feſten, ſteinernen Thurm auf der Spitze dieſes Berges zu erbauen, von dem man denn die Ausſicht von allen Seiten ganz frey hat. Sie iſt von ungeheuerm Umfange, weil dieſer Berg nicht nur von keinen höhern beherrſcht wird, ſondern auch ſo frey ſteht, daß nichts, in einer Runde von mehreren Meilen, dem Auge Grenzen ſetzt. Uebrigens erſcheint der angeführte Thurm als eine Zierde des Berges von allen Seiten, wenn man ihn in der Entfernung betrachtet, dient zu einem Obdache, wenn man von einem unerwarteten Regen überraſcht wird, und gewährt den Görlitzern noch einige andere Bequemlichkeiten zu ihren Luſtparthien. Der Weg in die Stadt hinab iſt ziemlich bequem, und zum Theil gemacht und unterhalten. Auch höre ich, daß man häufig Gebrauch davon macht, und daß ſelbſt Frauenzimmer die Landskrone oft und gern erſteigen.

Görlitz, den 23. Sept.

Ein hieſiger Einwohner hatte die Gefälligkeit, uns heute früh in der Stadt herum zu führen, und das Merkwürdigſte in der Gegend umher zu zeigen. Die Natur hier iſt nicht ohne Schönheiten; aber die Gegenden um die Stadt kommen denen von Lauban und Zittau bey weitem nicht bey; auch hat der Ort ſelbſt nicht das freundliche Anſehen der Letztern. — Wir beſahen und hörten die berühmte Orgel, die wirklich, nach der Harlemer, das wichtigſte Werk dieſer Art iſt, das ich in Europa kenne. — Bey Hrn. Nathe, einem geſchickten Künſtler, der ſich ſeit einiger Zeit hier aufhält, ſahen wir gute Zeichnungen, die mir auch darum intereſſant waren, weil ſie eine Menge merkwürdiger Gegenden und Scenen dieſer Landſtriche darſtellen.

Nach der Mahlzeit fuhren wir nach Königshayn, einem Dorfe, das eine Meile von hier entfernt iſt, wo wir einen Führer bekamen, der uns in die Berge begleitete, die von dieſem Dorfe die Königshayner heißen. Was man hier ſiehet, iſt im Grunde das nehmliche als der Greiffenſtein bey Ehrenfriedersdorf in dem Sächſiſchen Erzgebirge. Es ſind aufgehäufte Granitmaſſen auf dem Rücken eines Berges, mit dem Unterſchiede, daß dieſe hier viel dicker und umfangender, die auf dem Greiffenſteine hingegen viel feiner und höher ſind. Der Granit iſt

ſchlecht und grob und, wie mich dünkt, noch ſchlechter, als der in Sachſen. Indeſſen kann ich mich in dieſer Vergleichung irren, weil es möglich iſt, daß mein Auge durch den ſchönen Schwediſchen Granit, den ich zwey Monathe lang beſtändig vor mir gehabt habe, jetzt verwöhnt iſt.

Die Ausſicht hier iſt ſchöner, als die vom Greiffenſteine, weil das ganze Land intereſſanter iſt. — Auf einer dieſer Granitmaſſen hat man dem Andenken des Herrn von Schachmann eine große Säule von der nehmlichen Steinart errichtet. Dieſer Mann, der letzte ſeines Nahmens, war der Eigenthümer von Königshayn, welches jetzt ſeiner Witwe gehört, die das Schloß ſelten bewohnt, es aber in ſehr baulichem Stande erhält. Ich ließ mir die Zimmer öffnen, weil darinne das Original von Bachs ſo berühmt gewordener Zeichnung hängt κᾳγω εν αρκαδιᾳ, oder, wie er, ohne Rückſicht auf den Doriſchen Dialekt, geſchrieben hat „και εγω" ꝛc. Das Stück gefiel ſo ſehr, daß ſchon Bach ſelbſt mehrere Copien davon machen mußte, die man denn im Grunde wie ſo viele Originale betrachten kann. Eine davon iſt mit 300 Rthlrn. bezahlt worden. Dieſer Umſtand hat vermuthlich die Frau von Schachmann bewogen, eine weit größere Summe für ihre Zeichnung zu fordern, weil dieſe die erſte ſeyn ſoll, die Bach über dieſen Gegenſtand gemacht hat. Ich ſuchte hier bloß dieſes Stück

auf, fand aber noch nebenher ein überaus artiges und ſehr bewohnbares Haus, das ich mit vielem Vergnügen ſah. Die Kunſtſammlung iſt unbedeutend; doch ſind einige gute Stücke da. — Im Garten ſteht ein hübſches, aber etwas ſonderbares Denkmahl, das die Eigenthümerinn ihrem Gemahl hat errichten laſſen.

Ueber die Entſtehung und ſonderbare Erſcheinung dieſer Granitmaſſen iſt wohl kein Zweifel. Sie ſind die letzten Ueberbleibſel größerer Berge, die zuſammenhingen, von denen aber alles zerſtört iſt, bis auf dieſe härtern Maſſen, welche der Verheerung länger widerſtanden haben. Aber auch ſelbſt von dieſen iſt ein großer Theil zerſtört, wie die herumliegenden Steine gleicher Natur zeigen; auch werden die noch aufrecht ſtehenden Theile immer mehr und mehr durch die Hand der Zeit und ihre eigene Schwere geſtürzt, gerade wie die auf dem Greiffenſteine. Aber freylich gehet, ohne Blitz und Erdbeben, dieſe Vernichtung ſo langſam vor ſich, daß eine Periode von hundert Jahren nur wenig Veränderung zeigt. Ich habe in einer alten Chronik von Annaberg einen Kupferſtich von dem Greiffenſteine geſehen, der nun über hundert Jahre alt iſt, und dem freylich die gegenwärtige Erſcheinung nicht mehr durchaus gleicht. Indeſſen findet man auf dem Kupferſtiche gewiſſe ſehr in die Augen fallende Steinmaſſen, welche den Umſturz drohen,

und die ich noch vor zwey Jahren in der Natur geſehen habe, immer drohend und doch ſich erhaltend. — Daß übrigens dieſe Granitmaſſen hier, ſo wie die des Greiffenſteines auf weniger harten Steinarten ruhen, iſt bekannt, und ſetzt die Syſtematiker nicht mehr in Verlegenheit, wie ehemahls.

Auf dem Wege von Görlitz nach Königshayn liegt, dicht an der Stadt, das einſt berühmte heilige Grab. Seitdem man das Original ſelbſt für ein Machwerk ſpäterer Zeiten erklärt hat, kann die Copie davon wohl nicht mehr ſonderlich intereſſiren. Darüber iſt kein Zweifel, daß es genau nach dem gemacht iſt, welches man im funfzehnten Jahrhunderte in Paläſtina zeigte. Figuren, Verzierungen und alles, was dazu gehört, iſt höchſt geſchmacklos, und trägt im ſtärkſten Grade das Gepräge des ſchlechteſten Styles des mittlern Zeitalters. Ich fand einen Mann dabey angeſtellt, der es mit vieler Oehlung zeigte, und in dem ich eher einen abergläubiſchen Catholiken, als einen proteſtantiſchen Görlitzer zu ſehen glaubte. — Wir ſind hier im Hirſche, einem guten Wirthshauſe.

Lauban, den 24. Sept.

Die Gegend zwiſchen Görlitz und Lauban iſt nicht ſo ſchön und fruchtbar, als die Theile der Oberlauſitz, die ich näher am Rieſengebirge

geſehen habe. Kiefernwälder und Sand wechſeln mit Getreidefeldern ab, und die Bevölkerung, obſchon noch immer ſehr anſehnlich, kommt der in den mehr bergichten Gegenden nicht gleich.

Wenige Striche Deutſchlands biethen mannigfaltigere und intereſſantere Gegenſtände, auf einer Ausflucht von ſechs bis ſieben Tagen an, als der, den wir eben durchwandert haben. Eine ſchöne und zum Theil erhabene Natur, große Bevölkerung, Wohlſtand, Fruchtbarkeit und Anbau, drey bis vier hübſche Städte, einige ſchöne Rittergüter und ein guter Menſchenſchlag voller Thätigkeit und Kunſtfleiß!

Ich habe der berühmten Fabriken der Oberlauſitz, auf dieſer Reiſe, nur wenig gedacht, theils, weil ſie bekannt genug ſind, theils, weil ſie, als ein Ganzes, wenig in die Augen fallen. Sie werden hier, wie in Irland, Schleſien und faſt in jedem andern Lande, wo man ſie findet, ſo betrieben, daß ſie, in der erſten Inſtanz, nichts zuſammenhängendes haben und eine Krämerey zwiſchen dem Weber und dem Kaufmanne ſind. Die Weberey iſt leicht zu erlernen, und ihre Betreibung erfordert kein Capital. Ein Weberſtuhl und etwas Garn iſt hinreichend für den erſten rohen Anfang. Daher findet man auf dem Lande faſt in jeder Hütte einen Stuhl, worauf aber freylich ſehr verſchiedentlich gearbeitet wird. Manche empfangen das Garn, beſon-

ders das feinere, von dem Kaufmanne; andere weben auf eigene Rechnung und verkaufen ihre Waare, ſo gut ſie können. Jeder Kaufmann hat eine gewiſſe Zahl von Webern an ſich, die ihm ihre Producte bringen, ohne gerade an ihn gebunden zu ſeyn, oder er läßt ſie zum Theil durch Factors aufkaufen, welche eine Erwerbclaſſe zwiſchen dem Kaufmanne und dem Weber ausmachen, und ſich mehrentheils ſehr gut ſtehen. Mancher Weber macht zugleich den kleinen Krämer und verführt ſeine Waare, anſtatt ſie dem Kaufmanne zu überlaſſen, auf Märkte und Meſſen. Hierbey kauft er vielleicht etwas bey ſeinen Nachbarn auf, die bey ihrem Stuhle bleiben und keine Märkte beſuchen. — Nur die letzte Behandlung der Waaren geſchiehet fabrikenmäßig und wird einigermaßen im Großen betrieben. Hier kommen wir denn in die Häuſer, Bleichen, Färbereyen und Niederlagen der Kaufleute, oder, wenn Sie wollen, der Fabrikanten. Dergleichen ſieht man in und bey Zittau, Lauban, Görlitz, Bautzen u. ſ. w. Manche dieſer Kaufleute machen große Geſchäfte und beſitzen ein anſehnliches Vermögen, obſchon dieſe Fabriken ſeit geraumer Zeit, und beſonders durch den gegenwärtigen Krieg etwas zurückgekommen ſind. Sie hatten ſonſt einen großen Abſatz nach Spanien und Süd-America. Dieſer Zweig iſt ſeit mehreren Jahren im Verfalle. Ein anderer Umſtand, der

den Linnenfabriken ſehr geſchadet hat, ſind die immer gemeiner werdenden Baumwollenzeuge, die in ſo vielen Artikeln des Lebens an die Stelle des Linnen getreten ſind. —

Endlich theilen vielleicht dieſe Fabriken, auf einen gewiſſen Grad, ihr Schickſal mit allen alten Stiftungen. Es gibt eine Rotation in der Welt, eine ewige Veränderung und Abwechſelung, welche nie erlaubt, daß gewiſſe Dinge Jahrhunderte lang den nehmlichen Gang gehen. Ein beſtändiger Beſitz iſt nicht in der Natur der Dinge! Wo iſt jetzt der Purpur der Alten, und wo ſind die Iriſchen Poplins, die einſt allgemein als ein Artikel des Luxus bekannt waren? Ich weiß nicht, welcher Italieniſcher Dichter im funfzehnten Jahrhunderte ſeiner Geliebten ein Kleid von Poplin verſpricht. Freylich paßt dieß nicht auf Linnenartikel, welche im Leben ſo allgemein gebraucht werden; aber man muß auch bedenken, daß dieſe Kunſt eine der allgemeinſten iſt, und daß der Bauer in manchen Ländern, die keinesweges unter die civiliſirten gehören, ſie verſteht. Hierzu kommen die vielen neuern Fabriken dieſer Art, die nach und nach angelegt worden ſind, und welche natürlich mit den alten concurriren.

Ein anderer Nahrungszweig, den die Lauſitz, und beſonders Görlitz, lange beſeſſen hat, ſind die Tuchfabriken! Seit zehn und mehr

Jahren ſind dieſe, hauptſächlich in Rückſicht auf Feinheit, merklich verbeſſert worden. So wie die Schafzucht, durch Einführung Spaniſcher Widder, veredelt worden iſt, hat auch die feinere Wolle in den Sächſiſchen Staaten zugenommen, und die Tuchmacher haben nach und nach ihre Waaren ſo verbeſſert, daß ſie jetzt Arbeiten liefern, wovon die beſſern Arten den mittlern Holländiſchen nicht nachſtehen. Zu Görlitz und Lauban werden Tücher verfertiget, wovon die Leipziger Elle drey Thaler und drüber koſtet *). Uebrigens iſt auch dieſer Zweig mehr in den Händen einzelner Meiſter, als daß er fabrikmäßig behandelt würde. Auch in dieſem Artikel klagt man.

*) Auch in verſchiedenen Sächſiſchen Städten macht man jetzt ſehr feines Tuch. Es gibt mehrere, die ein Tuch liefern, wovon die Elle zu Leipzig mit vier Thalern und etlichen Groſchen bezahlt wird.

Dritter Brief.

Reiſe von Lauban in das Schleſiſche Rieſengebirge — Greiffenberg — Greiffenſtein — Hirſchberg — Warmbrunn — der Kynaſt — das Prellerſche Vitriolwerk — der Zackenfall — der Kuchelfall — die neue Baude — die Schneegründe — das große Rad — Schreibershau — Stondorf — Seydorf — St. Annenkirche — Steinseifen — Kahls Modell vom Rieſengebirge — Buchwald — Schmiedeberg — Landshut — Kloſter Griſſau — Adersbach — Waldenburg — Fürſtenſtein — Schweidnitz — der Zobtenberg.

Hirſchberg, den 26. Septbr. 1798.

Wir kamen von Lauban nach Greiffenberg (zwey Meilen) durch ein ſehr intereſſantes Land, das auch vier Meilen weiter, bis Hirſchberg, entweder das nehmliche blieb, oder durch größere Bevölkerung nur noch intereſſanter wurde. Ich ſahe auf dem ganzen Wege eine Menge großer und ſtark bewohnter Dörfer, einen reichen An-

bau und überall Spuren der Induſtrie. Auf der erſten Station iſt der Weg ziemlich ſchlecht, wird aber beſſer, ſo wie man weiter kommt. (Wenn man überlegt, wie ſchlecht die Wege im Ganzen durch Norddeutſchland und auch zum Theil in Niederſchleſien ſind, ſo kann man den, welcher von Greiffenberg über Hirſchberg, Schmiedeberg, Landshuth und Schweidnitz nach Breslau führt, unter die guten rechnen. Das Land ſelbſt iſt von Lauban bis Schweidnitz größtentheils ſchön und mahleriſch.

Greiffenberg iſt eine kleine, aber lebhafte, freundliche Stadt, voller Thätigkeit und Geſchäfte. Ihr hauptſächlichſtes Erzeugniß iſt Leinwand; doch macht ſie auch andere Geſchäfte. Das in einiger Ferne davon gelegene Schloß Greiffenſtein kann man auf dem Wege nach Hirſchberg beſuchen, von welchem es eine halbe Stunde rechts liegt. Es bauet ſich ſehr romantiſch und groß auf einem Hügel, von deſſen obſchon unbeträchtlicher Höhe man eine vortreffliche Ausſicht hat. Man muß vorläufig mit dem Poſtmeiſter, oder dem Poſtillon ſich über den Umweg vergleichen. Wer Nachmittags zu Greiffenberg ankommt, thut am beſten, da zu übernachten, und das Schloß mit Muße zu beſehen. Aber freylich iſt dann ſein Nachtlager nicht ſo gut, als das, welches er zu Hirſchberg findet.

Hirſchberg hat eine ganz eigene, beſondere Lage, dergleichen ich nirgends ſonſt geſehen habe! Umgeben von einer großen Menge kleiner Hügel, hat ſie in ihrer Nähe eine Mannigfaltigkeit von Ausſichten, die jeden beſondern Spaziergang von den übrigen unterſcheiden. Wir beſtiegen heute ein Paar Hügel, und hatten auch ſchon geſtern Abend zwey beſucht. In welcher Richtung man auch gehet, ſo kommt man in herrliche Gegenden, denn dieſe Stadt liegt ganz in den Bergen, die ich als die Vormauern des Rieſengebirges, dem man hier ſehr nahe iſt, betrachte. Das ganze Land umher iſt, wie Alles, was ich zwiſchen Lauban und Hirſchberg geſehen habe, außerordentlich bevölkert. Gleichwohl ſoll dieſe letztere Stadt nicht 7000 Seelen enthalten. Herr Zöllner gibt 6334 Perſonen; ſeitdem aber hat ſich die Bevölkerung um etwas vermehrt. Aber ein großer Theil der Menſchen, die für Hirſchberg arbeiten und von Hirſchberg leben, wohnen auf Dörfern, die ſo dicht an die Stadt ſtoßen, daß ſie überall wie ein Theil derſelben erſcheinen. Hier gibt es der reichen und wohlhabenden Kaufleute eine große Menge, und dieſer Ort wird, nebſt Breslau, als die erſte Handelsſtadt von Schleſien betrachtet. In der Oberlauſitz traf ich mehrere Männer, welche behaupteten, Hirſchberg wäre, in Rückſicht auf den Um-

fang der Geſchäfte, wichtiger als Stettin und Frankfurt an der Oder.

Ich ſahe heute früh eine ſehr wichtige Zuckerſiederey, in der acht und dreyßig Perſonen beſtändig arbeiten. Zu Hamburg iſt eine von zehn bis zwölf Perſonen ſchon nicht unbeträchtlich. Aber ſollten Sie wohl glauben, daß jetzt das Pfund des beſten Zuckers hier auf der Stelle ſechs und ſechzig Kreuzer koſtet! — (Funfzehn Schleſiſche Kreuzer verhalten ſich zu funfzehn Kaiſerlichen gerade wie vier Preußiſche Groſchen zu vier Sächſiſchen, das heißt, das Schleſiſche Kreuzergeld und das Preußiſche Groſchengeld ſind vom nehmlichen Gehalte und ſtehen gegen das Conventionsgeld im nehmlichen Verhältniſſe. Der ganze Unterſchied iſt, daß der Schleſier und Oeſtreicher nach Kreuzern, der Brandenburger und Sachſe nach Dreyern rechnet, und daß die Oeſtreichiſchen Kreuzer und die Sächſiſchen Dreyer ſich nach dem Conventionsfuße richten, während daß in Schleſien das Geld nach dem Gehalte des Münzfußes in den Preußiſchen Staaten geprägt wird.)

In Hirſchberg findet man viel gute Geſellſchaft, und ich kenne ſelbſt einige ſehr gebildete Männer. Wir lernten unter andern einen hieſigen Kaufmann kennen, der lange in England geweſen iſt, und die Sprache dieſes Landes mit großer Leichtigkeit redet, und eben ſo ziemlich gut und richtig ſchreibt, wie ein Reiſeplan in die

Höhen des Rieſengebirges bewieß, den er die Güte hatte, für uns zu entwerfen.

Hirſchberg hat ſeit mehreren Jahren einen Stadtdirector (Schönau), der für dieſen Ort und ſeinen Bann ſich ſehr viel Verdienſt erworben hat. Durch ſeine Sorgfalt und unter ſeiner Anführung ſind in zwey Bergen, nahe bey der Stadt, eine Menge Anlagen gemacht worden, die wenigſtens zeigen, daß die hieſigen Bürger viel Empfänglichkeit für ſo etwas haben, denn vieles iſt auf individuelle Koſten gemacht worden, und ſelbſt Handwerker haben das und jenes anlegen laſſen. Den einen, der ganz nahe bey der Stadt iſt, nennt man Pflanzberg, Cavalierberg, Favratberg, auch den Berg ſchlechtweg. Der Helikon, oder Hausberg iſt weiter, und von ungleich größerem Umfange. Man kam auf den Einfall, den Helikon dem Apollo und den Muſen zu widmen, und da der Berg von Natur viele Abtheilungen und Spitzen hat, ſo wieß man einer jeden der zehn Gottheiten einen eigenen Diſtrict an. In jedem Striche, der einer Muſe zugeeignet iſt, hängt ein Bret an irgend einem Baume, auf dem der Nahme der Muſe ſteht, welche da regiert, nebſt ein Paar lateiniſchen Verſen. Z. E. Melpomene — cui liquidam pater vocem cum cithara dedit. — Urania — quae caeli motus Scrutatur et aſtra. — Terpſichore invitat! duc laeta puella cho-

reas. Bey der letztern Muſe iſt ein geebneter mit Planken belegter Platz, auf dem man gelegentlich tanzt. Mehrentheils ſind die Striche, die man jeder Muſe angewieſen hat, ihr ſehr gut angepaßt. So nimmt Urania den höchſten Theil des Berges ein, der in einem ſteilen, nackten Felſen endiget. Erato hat ihren Sitz in einer dunkeln, romantiſchen, zur Liebe geſchaffenen Partie u. ſ. w. Man mag das Spielerey nennen, wenn Sie wollen; auch paßt es weder auf unſere Zeiten, Religion und Sitten, noch iſt es für die größere Zahl der Menſchen, die dieſen Ort beſuchen; Aber ich habe eine alte Vorliebe für alles Claſſiſche und beſonders für die Griechiſche Mythologie; und ein Paar Verſe aus Horaz machen mir immer Vergnügen, ſo daß ich ſelten eine ſolche Aufſchrift vorüber gehe, ohne ſie zu leſen. Und dann bin ich, wie Sie wiſſen, nicht ausſchließlich, ſo wenig als ich es in meinem Herzen finden könnte, mich über das Bret luſtig zu machen, das freylich nur ein armſeliges Succedaneum für einen Tempel, oder für die Statue der jedesmahligen Muſe iſt. Die Tiſche und Bänke, die man hier findet, ſind eben ſo zahlreich, als die Ausſichten mannigfaltig ſind. An ſchönen Tagen kommen die Bürger aller Stände in großer Menge heraus, freuen ſich und trinken ihren Kaffee, wozu ſie eine Menge kleiner Schorſteine errichtet haben.

Hirſchberg, den 28. Sept.

Wir gingen geſtern von hier nach Schreibershau, einem Dorfe, das zwey, oder, wie die Poſt ſagt, zwey und eine halbe Meile entfernt iſt. Eine Meile von Hirſchberg kommt man nach Warmbrunn, einem ziemlich anſehnlichen Marktflecken, wo der Graf von Schafgotſch ſeinen vorzüglichſten Sitz hat. Das Wohngebäude iſt ganz neu, hat zwey anſehnliche Flügel, und gehört unter die größern Schlöſſer, die ich in Deutſchland geſehen habe. Faſt das geſammte Land, das in dieſem Theile des Rieſengebirges liegt, gehört dieſem Grafen. Während daß ſeine Güter ſich bis auf den halben Weg nach Schmiedeberg erſtrecken, reichen ſie, auf der andern Seite, bis nach Meſſersdorf und an die Sächſiſche Grenze.

Warmbrunn iſt ſeit einigen Jahren durch eine warme Quelle ſehr berühmt geworden, deren Tugenden wider die Gicht groß ſeyn ſollen. Ich höre, daß in den letzten Sommern immer über 400 Gäſte hier geweſen ſind. Die Lage des Ortes, und mehr noch das Land umher ſind reitzend; Auch ſehe ich eine Menge guter Häuſer, die zum Empfange der Fremden bereit ſind, welche aber, wie es an ſolchen Orten gewöhnlich der Fall iſt, ihre Wohnungen mit ſehr hohen Preiſen bezahlen müſſen. — Man baut jetzt hier, was ſie die Gallerie nennen, ein ſehr hübſches Ge-

bäude zu Bällen, Speiſeſälen ꝛc. Der Künſtler Maywald, der ſehr artig in Stahl und Stein ſticht, hält ſich noch immer hier auf. Sein gewöhnlicher Preis für ein Wappen von mäßiger Größe, oder für eine Figur iſt ein Louisd'or. Für dieſes Geld hat ſeine Arbeit großes Verdienſt. Er zeigte mir zwey Folianten von Abdrücken nach ſeinen Arbeiten, und ich fand ſehr viel Gutes darunter; Aber mit den beſſern Engliſchen und Italiäniſchen Steinſchneidern muß man ihn nicht vergleichen. Freylich iſt auch der Unterſchied der Preiſe ungeheuer. Für ein Wappen mit Krone und Schildhaltern bezahlt man einem guten Engliſchen Meiſter, der jedoch noch nicht in den erſten Rang gehört, funfzehn, zwanzig, auch fünf und zwanzig Guineen. Was man dort für acht bis zehn Guineen hat, gehört unter das Mittelmäßige.

Eine halbe Stunde weiter kamen wir nahe an den Fuß des Berges, worauf der Kynaſt, ein altes Bergſchloß, ſteht, von dem man eine reitzende Ausſicht hat. Viele laſſen auf dem alten Schloſſe einen Pöller, oder kleine Kanone abfeuern, und beluſtigen ſich an dem Wiederhalle, den die Berge umher verurſachen.

Ganz unten am Dorfe Schreibershau liegt das Prellerſche Vitriolwerk, das in vielen Rückſichten Aufmerkſamkeit verdient. Es iſt, wie man mir ſagt, das erſte, das in den Preu-

ßiſchen Staaten errichtet worden iſt, und hat auch jetzt noch nur ein zweytes ſehr kleines zum Nebenbuhler. Es verſorgt die ſämmtlichen Staaten dieſes Reiches, und könnte, wie mich der Geſellſchafter des Herrn Preller verſicherte, ſich ſehr leicht noch mehr ausbreiten. — Das Erz, welches Schwefel und Eiſen enthält, wird aus Bergwerken gehohlt, die vier Meilen weit entlegen ſind. Dieß hat ſeine Unbequemlichkeiten; allein der Fleck, auf welchem die Fabrike ſteht, iſt wieder des Holzes wegen ſehr gut gelegen, das hier wohlfeil und in Menge zu haben iſt. Die Klafter Fichten oder Kiefern koſtet einen Thaler acht Groſchen. — Herr Schaul, in Abweſenheit des Herrn Prellers, hatte die Gefälligkeit, uns das ganze Werk ſehr umſtändlich zu zeigen, und was mir vorzüglich daran auffiel, war die äußerſt ökonomiſche Art, mit der es betrieben wird, und die mancherley Vortheile, die man in dieſer Rückſicht angebracht hat. Hier geht nichts verloren, kein Tropfen Vitriolwaſſer kommt um, und ſelbſt das Caput mortuum wird nicht weggeworfen. Alles geht aus einer Geſtalt in die andere; aus einem großen Theile des Caput mortuum wird ſogenannte Engliſche rothe Farbe gemacht, und ſelbſt das, welches durch alle Proceſſe gegangen iſt, gibt noch ſehr guten Dünger ab.

Man macht hier den gemeinen grünen und weißen Vitriol, ſo wohl als den feinen blauen, Vitriolöhl, Vitriolſäure, Scheidewaſſer, Engliſches Roth und Schwefel. Alles wird in den Gebäuden der Fabrike verfertiget, ſelbſt die Töpfe und thönernen Röhren, die ſo gut ſeyn ſollen, daß ſie auch außerhalb geſucht werden. Die Maſſe Vitriol, die jährlich hier gemacht wird, beträgt ungefähr 6000 Centner.

Wir bekamen, gleich nach unſerer Ankunft zu Schreibershau, einen Führer, der uns noch denſelben Tag an den Zackenfall, und von da an den Kuchelfall brachte. Dieß ſind zwey kleine Flüſſe, oder Bäche, die recht artige Fälle machen, und für diejenigen, die die Schweiz nicht geſehen haben, ſehr intereſſant ſeyn müſſen. Im nördlichen, mittlern und weſtlichen Deutſchland weiß ich nichts dieſer Art, und in ſo ferne verdienen ſie den Ruf, den ſie haben. Aber mit den Waſſerfällen der Schweiz vergleiche man ſie ja nicht, weder mit den großen, wie dem bey Schafhauſen, Laufenburg u. ſ. w. noch mit den mittlern, wie Piſſevache, dem unterſten Falle des Reichenbaches ꝛc. noch mit den hohen, wie dem Schächenfalle, dem Staubbache und zwanzig andern, die alle die beyden Schleſiſchen in jeder Rückſicht übertreffen. Die Gegend, in der ſich die beyden hieſigen Fälle befinden, iſt äußerſt wild und romantiſch, ſo wie die ſämmtlichen

Berge und Thäler zwiſchen SchreiberShau und den ganz hohen Gipfeln, die ſich hinter dieſem Orte erheben. Der Kuchelfall iſt kaum über hundert Schuh hoch. Diejenigen irren ſich gewiß, die die Höhe des Zackenfalles auf zwey hundert ſetzen; auch gibt ihm Herr von Gersdorf nur wenig über hundert Pariſer Fuß.

Wir hatten die Wahl, die Nacht in einem einſamen, hoch an einem Berge gelegenen Hauſe zuzubringen, und von Butter, Brot und Milch zu leben, oder auf dem Vitriolwerke zu ſpeiſen, wozu wir eingeladen waren, und in dem Wirthshauſe zu SchreiberShau zu übernachten. Denen, die nicht ſehr gut zu Fuße ſind, rathe ich das erſtere, weil ſie ſich dadurch den Weg, den ſie in zwey Tagen zu machen haben, um eine und eine halbe Meile abkürzen. Wir zogen das Letztere vor, weil wir lieber ein Paar Meilen mehr gehen, als uns einem ſchlechten Nachtlager unterwerfen, wodurch man nicht nur die Ruhe einer Nacht verliert, ſondern auch Kraft und Muth für den nächſten Tag ſich raubt. Wir kehrten alſo nach einem Gange von ſechs Stunden in das Vitriolwerk zurück, ſahen dieſes mit Muße, nahmen eine ſpäte Mahlzeit ein, und fanden ein erträgliches Nachtlager im Wirthshauſe. Dafür mußten wir den folgenden Tag einen Theil Wegs, den wir ſchon gemacht hatten, noch einmahl durchwandern. Wir machten uns den acht und

zwanzigſten mit Tages Anbruch auf den Weg, und erreichten nach etwas mehr als zwey Stunden, die ſogenannte neue Baude. Mit dem Nahmen Bauden bezeichnet man einige Häuſer, die an den höchſten Höhen des Rieſengebirges liegen, und wo man gewohnt iſt, Fremde aufzunehmen, ohne jedoch etwas mehr für ſie zu veranſtalten, als was ich oben geſagt habe. Die Bewohner der Bauden ſind Landleute, die auf dieſen unwirthbaren Höhen mit einer gewiſſen Zahl von Vieh leben; zugleich ziehen ſie einigen Gewinn von den Reiſenden, die im Sommer bey ihnen einkehren, und mehr noch von den vielen Schleichhändlern, die in dieſen Bergen ihr Weſen treiben, und von denen die Bauden des Nachts voll ſind. Man heitzet hier faſt das ganze Jahr hindurch, und ich fand die Stube ſo warm, daß ich kaum athmen konnte und genöthiget war, ſie bald wieder zu verlaſſen, um friſche Luft zu ſchöpfen. Wir wünſchten uns jetzt Glück, hier die Nacht nicht zugebracht zu haben, wo wir in dem heißen Zimmer es nicht hätten aushalten können, während daß wir uns auf dem Heuboden, den viele der Stube vorziehen, nicht würden haben erwärmen können. —

Außer Gras wächſt hier nichts, und dieſe Leute müſſen die wenigen Bedürfniſſe, die ſie etwan haben, von unten herauf bringen. Das Haus, von dem ich rede, muß wenigſtens 3500

Schuhe über dem Meere erhaben ſeyn. In weniger als einer Stunde erſtiegen wir den höchſten Gipfel des Berges, kamen über die ſogenannten Blauſteine, welche nackte Felſen ſind, an die Schneegründe, in die wir denn von oben herabſahen. Freylich haben ſie ihren Nahmen daher, daß der Schnee den größten Theil des Jahres hindurch da liegen bleibt; (der aber doch endlich ſchmilzt; auch fanden wir ganz und gar keinen;) allein ſie ſind hauptſächlich deswegen merkwürdig, weil ſie aus ſonderbaren, faſt ſenkrechten Felſenwänden beſtehen, an denen ſich wiederum einzelne Felſenſpitzen wie große Thürme erheben. Von der einen Seite gleichen ſie der Hälfte eines Craters; aber ausgebrannte Vulkane ſind es, wie einige glauben, gewiß nicht. — Wir beſtiegen hierauf das ſogenannte große Rad, welches eine der höchſten Spitzen des Rieſengebirges iſt, und deſſen Höhe Herr von Gersdorf auf 4661 Pariſer Schuhe über dem Meere ſetzt.

Von dieſer Spitze gingen wir ein Stück Weges wieder zurück, und dann über die Böhmiſche Grenze, um an den Urſprung der Elbe zu kommen, welche hier nichts anders iſt, als kleine Rinnen Waſſer, die von Höhen herabkommen, hier und da in Pfützen oder kleinen Sümpfen ſich ſammeln, und dann nach ungeheuern Gründen zulaufen, die man die Elb-

gründe nennt. Gleich am Rande des erſten großen Grundes ſtürzt ſich das geſammelte Waſſer vielleicht zwey hundert Schuhe tief über nackte, faſt ſenkrechte Felſen herab, und das nennt man den Elbfall. Er iſt ſehr mahleriſch, aber ich fand nur wenig Waſſer, und es wird auch wohl ſelten viel mehr da ſeyn, es ſey denn nach einem heftigen Regen oder unmittelbar nach einem ſchnellen Thaue im Frühjahre. Es iſt äußerſt beſchwerlich, hinab zu ſteigen, um dieſen Fall von unten zu ſehen, und man bedarf dazu eben ſo ſehr der Hände, als der Füße. — Wir beſahen noch einige Ausſichten, gingen dann auf die neue Baude zurück, kamen nach etwas mehr als acht Stunden wieder nach Schreibershau, und fuhren ſogleich nach Hirſchberg.

Von der neuen Baude bis auf den Rücken des Berges hinauf, und ſo weiter fort, fand ich überall weiße Stangen, welche die Bewohner der Bauden, auf beyden Seiten unterhalten müſſen. Sie dienen, den Weg zu bezeichnen, wenn die Berge mit Schnee, oder Wolken bedeckt ſind. Der Verkehr über dieſe Höhen iſt größer, als man erwarten ſollte. Ich fand mehrere ſehr betretene Pfade, welche die Verbindung zwiſchen den Schleſiſchen und Böhmiſchen Dörfern machen, die auf beyden Seiten dieſer Gebirge liegen. Eigentlich können dieſe Menſchen nur wenige Geſchäfte mit einander abzumachen haben;

Allein der Schleichhandel vermehrt die Verbindung, und ſo werden dieſe Päſſe auch im Winter offen erhalten.

Wer keinen Wagen bey ſich hat, den er zu Schreibershau wieder zu finden ſucht, und eine eigentliche Bergreiſe machen will, übernachtet den erſten Tag in der neuen Baude, geht den zweyten über den Elbfall und das große Rad zum Jäger zu St. Peters, und ſo immer auf und an den Bergen fort bis an die Schneekoppe, von der er nach Schmiedeberg herab kommt. Von hier kann er wieder nach Hirſchberg zurückgehen, oder, wenn ihn ſein Weg weiter führt, ſeinen Wagen an den letztern Ort kommen laſſen, welcher auf dem geraden Wege nur zwey Meilen von Hirſchberg entfernt iſt.

Wenn ich Ihnen meine Meynung überhaupt über dieſe zweytägige Bergreiſe ſagen ſoll, ſo habe ich ſie allerdings mit vielem Vergnügen und Intereſſe gemacht. Hohe Berge haben immer etwas Anziehendes, und die reine Luft, die man da einathmet, gibt dem Körper eine gewiſſe Schnellkraft und der Seele jene Erhebung, jenes eigene Gefühl, das man nie in der Ebene kennt. Man fühlt ſich begeiſtert, ohne gerade den beſondern Gegenſtand nennen zu können, der das bewirkt. Die beyden Waſſerfälle ſind immer ſehenswerth, die Schneegruben intereſſiren den

Naturforſcher, und der Urſprung eines ſo großen Fluſſes, als die Elbe, iſt denn doch auch ein Gegenſtand, der die Neugierde reitzt. Dabey hat man den Vortheil, Warmbrunn und das ganze ſchöne Thal zwiſchen Hirſchberg und Schreibershau zu ſehen. Aber die höhern Regionen der Berge ſelbſt ſind nicht ſchön, und von dem Anziehenden und Intereſſanten der Schweizerhöhen haben ſie nur ſehr wenig. Die Formen ſind weder romantiſch, noch vorzüglich mahleriſch, und der Boden iſt kahl, rauh und unfruchtbar auf Höhen, auf denen man in der Schweiz noch durch Waldung, Wieſen, das ſchönſte Grün und den üppigſten Wuchs aller Arten von Kräutern und Blumen entzückt wird. In dieſer Rückſicht haben ſchon faſt alle Gebirge des ſüdlichen Deutſchlands einen großen Vorzug vor dem Rieſengebirge, auf deſſen nördlicheren Breite ein ſchwererer Himmel ruht. — Einige Höhen, auf denen wir uns befanden, gaben mir den Vortheil, die Schneekoppe in ihrer Größe und Fülle zu ſehen. Aber ich weiß auch, was ich von ihr zu erwarten habe, und fühle kein Verlangen, ſie zu erſteigen. Uebrigens ſind wir auch ſchon zu weit in der Jahreszeit vorgerückt; und, obſchon dieſer Herbſt vorzüglich ſchön iſt, ſo kann man doch des Morgens nicht oft auf einen ganz unbewölkten Himmel rechnen.

Endlich verdient auch das intereſſante Dorf Schreibershau, daß ich ſeiner mit ein Paar Worten gedenke. Es liegt ſehr mahleriſch an einem Hügel, an welchem es ſich in einer langen Strecke hinauf zieht. Oben theilt es ſich in ein Paar kleinere Orte, die aber andere Nahmen haben. Seine Einwohner ſind, wie faſt überall, wo der Boden die Menſchen nicht nährt, voller Thätigkeit und Erfindſamkeit. Man ſieht die Hütte der Armuth; Aber ihr Bewohner iſt oft ein ſehr gebildeter Menſch, und treibt die Künſte, die man ſonſt nur in den Städten zu ſuchen gewohnt iſt. Lang würde das Verzeichniß aller der Dinge ſeyn, die in dieſem Dorfe verfertiget werden! Mir ſey es genug, Ihnen bloß die Glaswaaren und Glasſchneidereyen, mancherley muſikaliſche und andere Inſtrumente und eine große Menge von Holzwaaren zu nennen. Mancher dieſer Bergkünſtler war ſein eigener Lehrer; Kinder lernen vom Vater, und noch andere erwerben ſich Fähigkeiten durch Beobachtung ihres Nachbars. — Der Gaſthof iſt ungefähr was man von einer Dorfſchenke erwarten kann. Wir fanden ein gutes Nachtlager, und hätten vielleicht noch mehr gefunden, wenn uns nicht die Hoſpitalität des Herrn Schaul bis hieher gefolgt wäre.

Wir waren im weißen Roſſe zu Hirſchberg ziemlich wohl; Indeſſen hätte ich in einer Stadt,

wie dieſe, ein beſſeres Haus erwartet. Auch war es theuer. Man hat noch ein zweytes; es ſoll aber zwiſchen beyden wenig Unterſchied ſeyn.

Schmiedeberg, den 29. Sept.

Wir verließen Hirſchberg heute früh und kamen über Stondorf und Steinseifen nach Schmiedeberg in einem leichten Wagen, der die ruffs and thouſand natural Shocks auszuhalten gewohnt war, während daß ich den Reiſewagen auf dem geraden Wege ſchickte, der nur zwey Meilen iſt. Auf dem unſrigen machten wir drey Meilen.

Dieſer ganze Strich liegt in den Bergen, und zwar nahe am Fuße der höchſten Höhen des Rieſengebirges. Wir kamen zuerſt nach Stondorf, wo einer der drey und funfzig Grafen von Reuß ſeinen Sitz hat. Die Anlagen ſind beträchtlich und intereſſant, ohne daß gerade viel Aufwand gemacht worden wäre, denn die Natur hat in dieſem ganzen Lande gethan, was keine Engliſche Gartenkunſt hervorbringen, und kein Engliſches Gold erkaufen kann. Alles, was ich im Rieſengebirge geſehen habe, iſt wirklich ein herrliches Land! Die Gärten des Grafen von Reuß ſind freylich ſehr wild, aber eben darm romantiſch: und überdieß hat man von mehreren Flecken ganz vortreffliche Ausſichten, wie man ſie denn in dieſem Lande von allen Anhöhen hat.

Wir fuhren dann über einen abſcheulichen Weg (es iſt keine Landſtraße) nach Seydorf, wo man einen Führer nimmt, der die Reiſenden auf die ſogenannte St. Annenkirche bringt. Dieſe liegt an dem obern Abhange eines ziemlich langen Berges, und hat weiter nichts Merkwürdiges, als daß man auf dem ganzen Wege dahin eine weite und ſchöne Ausſicht genießt, die man aber auf andern Höhen in dieſen Theilen des Rieſengebirges auch haben würde. Ja die Kirche liegt etwas verdruckt, und würde alſo nicht einmahl die Mühe des Hinaufſteigens lohnen, wenn man nicht von da innerhalb einer Viertelſtunde die oberſte Höhe des Berges erreichen könnte. Am Ende fragten wir einander doch, warum man uns wohl eigentlich hieher geſchickt habe? Allein es ſcheint, daß es einer von den Beluſtigungsorten der Hirſchberger iſt, welche Landpartien nach dieſer Kirche, oder vielmehr nach dem daran gelegenen Jägerhauſe machen, wo ſie vortreffliche Forellen finden, während daß ſie die übrigen Speiſen nebſt dem Weine aus der Stadt mitbringen. Auf dieſe Art verwechſelt der Einheimiſche ſehr oft das, was ihm Vergnügen macht, mit dem, was dem Fremden intereſſiren kann. Auch ſchien unſer Führer an den Gang der Geſchäfte gewöhnt zu ſeyn, und wunderte ſich nicht wenig, daß wir bey dem Jäger nicht abtreten, und bey der Kirche von dem beſten

Waſſer im Lande nicht trinken wollten. Zum letztern waren wir zu erhitzt. — Einmahl im Jahre wird in dieſer Kirche katholiſcher Gottesdienſt gehalten.

Wir kamen nach Steinseifen, ein überaus ſchön gelegenes Dorf, wo wir aber weiter nichts aufzuſuchen hatten, als das Modell vom Rieſengebirge, das ein gemeiner Landmann, Kahl, gemacht hat. Es gibt wenig Dinge, die ich mit ſo vielem Vergnügen ſehe, als Modelle aller Art, hauptſächlich aber von Bergländern. Ein einziger Blick gibt Ihnen mehr und richtigere Begriffe, als hundert Beſchreibungen und die umſtändlichſten Karten. Das, wovon ich jetzt rede, iſt nur von Lehm, Thon und etwas Holz, und wird in einer elenden hölzernen Hütte aufbewahrt, in der ich nicht aufrecht ſtehen konnte. Es iſt zu bedauern, daß der Mann ſo ſchlechte und unbewegbare Materialien wählte, oder wohl vielmehr wählen mußte, denn das Ding iſt wirklich gut gemacht, paßt vollkommen zuſammen und ſoll überaus genau und richtig ſeyn. Es enthält aber nur einen kleinen Theil des Rieſengebirges, und von der Böhmiſchen Seite gar nichts. Die Schneekoppe liegt ungefähr in der Mitte des ganzen Modells, und von da erſtreckt es ſich etliche Meilen weit auf beyden Seiten. Der Künſtler iſt todt; ſein Sohn aber hat des Vaters Kunſtgeiſt geerbt und macht von Holz Kühe,

Pferde, Hunde, Katzen ꝛc. Dieſe gehen, ſagt er, ſo ſehr, daß er uns nicht ein einziges Stück von ſeiner Arbeit zeigen könnte; Ein Kaufmann des Ortes nähme ihm Alles ab und führte es nach Frankfurt u. ſ. w. Dafür brachte er einige Käfer und Inſecten hervor, die die Natur nachahmen ſollten, aber ſehr geſchmacklos gemacht waren. — Ich wußte, daß Kahl, der Vater, nach ſeinem erſten Modelle ein anderes von beſſerem Stoffe für den König gemacht hat, und fragte den Sohn, ob er auch eins machen könne, und wie viel er dafür verlange? Er forderte 500 Rthlr. — In dieſem Dorfe gibt es eine Menge Arbeiter in Eiſen, die einen anſehnlichen Verkehr haben.

Zwiſchen Steinseifen und Schmiedeberg liegt Buchwald, ein Sitz des Grafen von Reden, mit ſehr großen Anlagen. Ich beſuchte ihn, von Schmiedeberg aus, noch denſelben Nachmittag und — ſahe wirklich etwas Neues. Nur in der Schweiz ließe ſich ſo etwas hervorbringen; Aber dort macht man wenig Engliſche Anlagen, weil man das Geld nicht dazu hat, und der Grundboden theuer iſt. Nun iſt der ganze Strich zwiſchen Hirſchberg und Schmiedeberg der intereſſanteſte und erhabendſte des ganzen Rieſengebirges! Hier iſt man den höchſten Gipfeln und vorzüglich der Schneekoppe am nächſten. Von jeder Höhe iſt alſo hier zu Lande die

Ausſicht unendlich groß. Denken Sie ſich nun Anlagen in einem ſo von der Natur geformten Lande, und Sie bekommen, was kein Brown hervorbringen, kein Engländer mit Millionen erkaufen kann.

Schmiedeberg iſt ein allerliebſter, offener Ort, mit einer großen Menge ſehr guter Häuſer, die theils wohlhabenden, theils reichen Leuten gehören. Kaufleute, die ein Vermögen von 100,000 Thalern haben, gibt es in den Städten am Rieſengebirge mehrere. Jemand wollte mir von Millionairs reden; allein dieſes iſt gewiß bey zwey Drittel übertrieben. Aber ausgemacht iſt es, daß große Geſchäfte in dieſem ganzen Theile des Rieſengebirges gemacht werden, daß man in jeder Stadt mehrere ſehr reiche Häuſer findet, und daß der Wohlſtand allgemein iſt. Gleichwohl gehört dieſer Strich unter die theuerſten in Schleſien, und viele der gemeinen Bedürfniſſe des Lebens ſtehen hier ungleich höher, als in vielen Theilen von Deutſchland. Aber ſo iſt es immer! So wie ſich das Geld in einer Gegend vermehrt, wird es wohlfeiler, d. h. der Preis aller Dinge ſteigt. Uebrigens iſt es in allen Bergländern, die ſtark bewohnt ſind, theurer, als in den Ebenen. — Auch in unſern Rechnungen in den Wirthshäuſern bemerkte ich einen großen Unterſchied gegen Niederſchleſien. — Die Bevölkerung von Schmiedeberg beträgt über

3500 Seelen; Herr Zöllner gibt für d. J. 1791 die Zahl 3250 an; aber die Zahl der Menſchen, die in der Gegend umher leben und für die Stadt arbeiten, iſt beträchtlich.

Von dieſer Stadt aus beſucht man am gewöhnlichſten die Schneekoppe. Sie läßt ſich von verſchiedenen Seiten erſteigen, aber hier iſt man ihr am nächſten. Man rechnet vier Stunden bis auf die Hampels Baude, welche, nach Herrn von Gersdorf, 3819 Pariſer Schuhe über dem Meere iſt. Die Schneekoppe ſelbſt ſetzt er auf 4949 ſolcher Schuhe. Andere geben die runde Summe von 5000, einige noch mehr, und einer, ich habe vergeſſen wer, nimmt über 5700 an. Die Angabe des Herrn von Gersdorf gehört unter die niedrigſten, und wenn man auch nur die Mittelzahl der mehreſten Angaben nimmt, ſo bekommt man immer reichlich über 5000 Schuh. Auf alle Fälle iſt ſie viel höher als alle Berge in den Fränkiſchen, Rheiniſchen, Sächſiſchen und Weſtphäliſchen Kreiſen und nach den Alpen, Pyrenäen und Apenninen, der höchſte in Europa, wofern nicht etwan in den Carpathiſchen Gebirgen ein höherer ſich befindet. Man geht gewöhnlich auf die Hampels Baude an einem Nachmittage, ſchläft da einige Stunden und erſteigt dann vor Sonnen-Aufgange die Spitze. Es regnete heute früh, und man verſpricht ſich für Morgen das nehmliche; Aber auch bey

ſchönem Wetter in dieſer Jahreszeit ſind früh die Bergſpitzen ſelten von Wolken ganz frey, ja dieſe bleiben oft den ganzen Tag darauf liegen. Uebrigens hatten wir ſchon längſt beſchloſſen, dieſe Arbeit nicht zu unternehmen. — Wir wohnen hier bey Mascard, der ein kleines, aber ziemlich gutes Haus hält.

Landshut, den 30. Sept.

Wir hätten gern dieſen Morgen Frieſenſtein geſehen, eine merkwürdige Felſenwand, die ungefähr auf dem halben Wege zwiſchen Schmiedeberg und Landshut etwas ſeitwärts liegt. Schon mehrere meiner Schleſiſchen Bekannten hatten mich aufmerkſam darauf gemacht, und ein Einwohner von Schmiedeberg, an den wir empfohlen waren, ſprach davon als von einem großen Naturwunder. — Es regnete, und wir wollten nicht einen Fußweg durch naſſes Gras machen.

Der Berg, über den der Weg von Schmiedeberg nach Landshut geht, gehört unter die höhern Fahrſtraßen von Europa. Die Straße iſt gut gebaut, und ziemlich wohl unterhalten, wenigſtens auf der Seite von Schmiedeberg. Die Station iſt von zwey Meilen. So wie man dieſen Berg zurückgelegt hat, ſo endigen ſich die ganz großen Scenen des Rieſengebirges. Zwar bleibt man noch immer in den Bergen, und

Landshut iſt ganz davon umgeben; auch ſieht man hier noch die Schneekoppe, und hat überhaupt ſehr ſchöne Ausſichten. Die Stadt kommt Hirſchberg und Schmiedeberg nicht gleich; Indeſſen iſt auch hier manches gute Haus, und man findet Thätigkeit und Wohlſtand, die Charakteriſtik aller Schleſiſchen Städte am Rieſengebirge. Die Bevölkerung ſoll etwas über 3000 Seelen betragen. Herr Zöllner gibt 2966 für d. J. 1791 an. — Wir ſind mit dem Hauſe zum ſchwarzen Raben recht wohl zufrieden.

Waldenburg, den 1. Oct.

Wir verließen heute früh Landshut mit Tages-Anbruche, denn wir hatten ſechs Meilen zu machen und mancherley zu ſehen. Ich hatte für den ganzen Tag einen leichten Poſtwagen gemiethet, und den unſrigen mit dem Gepäcke und den Bedienten nach Waldenburg geſchickt, welches auf dem geraden Wege nur drey Meilen von Landshut iſt. Eigentlich hätte ich den Reiſewagen von dem letzten Orte geraden Weges nach Schweidnitz ſchicken können, wo wir morgen eintreffen werden; allein da hätten wir uns mit wenigſtens einem Bedienten und etwas Gepäcke beladen müſſen. Jetzt waren wir nur zwey Perſonen, und hatten Urſache, mit unſerer Poſtchaiſe zufrieden zu ſeyn, denn wir legten die ſechs Meilen, die zum Theil über einen abſcheu-

lichen Weg führten, in ſieben Stunden zurück, ſo daß uns alle übrige Zeit zum Sehen blieb.

Dieſe letzte Ausflucht gehört mit zum Ganzen einer Reiſe durch das Rieſengebirge, und hiermit iſt dieſe Bergreiſe geendiget, über die wir vierzehn Tage zugebracht haben, und womit man ſehr wohl drey Wochen ausfüllen kann. Wir haben Alles geſehen, was wir zu ſehen wünſchten; aber an einigen Orten und bey mehreren Gegenſtänden würden wir mit Vergnügen uns länger aufgehalten haben, wenn wir in einer frühern Jahreszeit hierher gekommen wären.

Wir kamen heute früh zuerſt nach Griſſau, (auch Grüſſau) ein großes Ciſterzienſer-Kloſter, mit einem infulirten Abte, das wirklich geſehen zu werden verdient. Man hat vor mehreren Jahren angefangen, es neu zu erbauen, und das nach einem Plane von Größe, der mich in dieſen Zeiten, die den Klöſtern ſo ungünſtig ſind, überraſchte. Selbſt die Architectur, die in Deutſchland in Gebäuden dieſer Art noch ziemlich barbariſch iſt, hat viel Gutes und Schönes; Indeſſen iſt doch in der Farbe und in den äußern Verzierungen immer etwas, das ich, auf das gelindeſte, Kloſterartig nennen will. Die Kirchen ſind mit Farben und Zierathen beladen und für die große Menge berechnet, auf die ſo etwas nie ſeine Wirkung verfehlt. Das Stift

hat große Einkünfte, beſitzt etliche Städte und eine Menge Dörfer.

Wir kamen dann an das Städtchen Schönberg, das zwey Meilen von Landshut iſt, und eine dritte Meile brachte uns nach Adersbach in Böhmen. Dieß war das viertemahl, daß wir auf dieſer Bergreiſe nach Böhmen kamen, oder wenigſtens die Grenze berührten. Adersbach iſt ein ſchlechtes Dorf; aber die daran liegenden Felſen werden ſo häufig beſucht, daß ich in dem Buche, in welches man die Fremden ſich einſchreiben läßt, ſechs und dreyßig Folioſeiten mit den Nahmen der Perſonen beſchrieben fand, die bloß dieſen Sommer den Ort beſucht haben. Die Hälfte dieſer Seiten war freylich mit Verſen und Ausrufungen angefüllt; aber es blieben der Nahmen doch immer mehrere hunderte. Ich bemerkte, daß von zehn Handſchriften immer neun ſehr ſchlecht, und daß die Verſe, Ausrufungen und Bemerkungen größtentheils ſchalen, pöbelhaften Witz enthielten, oder altväteriſch fromm waren. Ueberhaupt werden die Gegenden des Rieſengebirges weit mehr beſucht, als ich mir vorſtellen konnte. Auf dem Oywin bey Zittau ſah ich auch an die zwanzig Folioſeiten von Nahmen, die in dieſem Jahre niedergeſchrieben waren, (und ungefähr eben ſo zahlreich fand ich nachher die Geſellſchaft, die

dieſen Sommer das Schloß Fürſtenſtein beſucht hatte.)

Ich habe ſo viel geſehen, und ohne Unterlaß zeigt mir die Natur immer wieder etwas Neues. Nichts, das mir noch irgendwo vorgekommen iſt, gleicht den Felſen von Adersbach. Ich weiß nichts, das ich mit dieſen Steinpfeilern vergleichen könnte, denn ſelbſt die Granitſäulen bey Königshayn und auf dem Greiffenſteine ſind doch ſo ſehr von dieſen verſchieden. Ungeheure Felſenmaſſen, die ſich, ohne alle Vorbereitung, ſchnurgerade aus einer grünen Wieſe, aus einer vollkommenen Ebene erheben, und wovon einige an die 200 Schuh hoch ſeyn ſollen! Und dann ihre Menge, die ein Labyrinth bildet, in welchem man ſich verlieren könnte! Jede ſcheint für ſich allein zu exiſtiren, iſt mit keiner andern verbunden, hat keine horizontale Ueberlage, ſondern bildet eine iſolirte, mehrentheils von allen Seiten ſenkrechte Felſenſäule. Ich gebrauche das Wort Säule, oder Pfeiler, weil mir kein anderes einfällt; aber einen anſchauenden Begriff geben dieſe Wörter nicht; denn einige dieſer Felſenmaſſen ſind von größerm Umfange, als die größten Kirchthürme. Auch ſieht man hier nichts von jener Verwüſtung, die ich ſonſt überall fand, wo ich Felſenſäulen ſahe. Da iſt, etwan ein Paar Flecke ausgenommen, nichts Herabgeſtürztes, nichts Umgefallenes. Manche

ſtehen aus dem grünen Graſe hervor wie künſtliche Pfeiler, deren Baumeiſter, nachdem er ſein Werk vollendet hatte, es ſorgfältig von dem Unrathe ſäuberte, der durch deſſen Errichtung entſtand. An manchen Orten ſtehen ſie ſo nahe an einander, daß man ſo eben nur durchkommen kann. — Der Mann vom Wirthshauſe hat einen kleinen Bach, der zwiſchen einem Theile dieſer Felſen läuft, in Ufer eingeſchloſſen, und da, wo die Näſſe den Strich beynahe unwegſam macht, mit Planken belegt. Der Eingang in dieſe Gegend hat eine verſchloſſene Thüre, bey deren Oeffnung Ihr Führer Ihnen eine Büchſe vorhält und um einen kleinen Beytrag für dieſe den Reiſenden ſo nützliche Arbeit bittet.

Man ſtellt ſich vor, daß dieſe Felſen nichts anders als Gerippe von Bergen ſind, deren lockere Erde vom Waſſer nach und nach weggeſpült, oder gewaltſam abgeriſſen worden iſt. Dieß iſt freylich die einfachſte und natürlichſte Art, die Erſcheinung zu erklären, da wir nun einmahl alles erklären müſſen; Aber wo hat die Natur je Berge geformt, die auf und zwiſchen ſolchen Felſenſäulen ruhten? Ueberall ſagt uns der Bergmann das Gegentheil! Und wie ſind in dieſem Berge dieſe Felſen entſtanden, ſo mannigfaltig, ſo ſenkrecht, ſo ſchön zugehauen? O, lieber Freund, wir haben noch lange nicht Data genug, um vollſtändige Syſteme über die Entſte-

hung unſerer kleinen Erdkugel zu bilden. Diejenigen, die einmahl eins haben, finden freylich überall die Beſtätigung deſſelben, ſo wie jeder Religioniſt, der die Bibel annimmt, ſeine Religion in der Bibel findet. Wer aber nur ein demüthiger Forſcher iſt, und bloß das verfolgt, was Andere ſagen, ohne ſelbſt eine entſchiedene Meynung zu haben, der wird ohne Unterlaß Dinge in der Natur ſehen, die allen Theorien und Geogonien widerſprechen. — Folgendes gehört ganz hieher. — Herr de Luc war dieſes Jahr zu Berlin, wo er gewaltig über ſein Syſtem angegriffen wurde. Er hielt ſtandhaft aus, wie ſich denn das von einem Syſtematiker nicht anders erwarten läßt, und die Berliner hatten, um ihn ſeiner Irrthümer vollkommen zu überführen, nichts weiter zu thun, als ihn an das Rieſengebirge zu verweiſen, wo er die vollſtändigſte Widerlegung finden würde. Er kam, wie mir Herr * * * ſagte, und — fand ſein Syſtem vollkommen beſtätiget.

Der Graf von Blümär hat zu Adersbach ein großes, plumpes Wirthshaus gebauet, mit einer Menge von Zimmern, die zwar fähig ſind, viele Menſchen zu empfangen, deren Inneres aber die äußerſte Armuth des Wirthes beſpricht, der für das bloße Haus 120 Gulden Pacht gibt, und erklärt, daß es ihm unmöglich wäre, dabey auszukommen. Unſere Mahlzeit

war mager, und der Schmutz, der überall her- vorblickte, trug keineswegeſ dazu bey, ſie zu würzen.

Zu Friedland kamen wir wieder nach Schleſien, und zwey Meilen weiter nach Waldenburg, nachdem wir wieder in eine ziemlich gute Straße eingefallen waren.

Waldenburg war mir als ein Städtchen bekannt, das ſich ſeit einiger Zeit gehoben, und einen beträchtlichen Antheil an den Schleſiſchen Linnenfabriken hat. Aber ich erſtaunte, eine Menge großer und vortrefflicher Häuſer, und darunter einige von einer ſehr guten Bauart zu ſehen. Ich ging noch eine halbe Stunde umher, fand eine ſehr hübſche neue Kirche, in einem guten Style, und erſtieg dann eine kleine Anhöhe, nahe bey der Stadt, wo ich die Bemerkung beſtätigte, die ich ſchon bey meiner Einfahrt gemacht hatte, daß dieſe reinliche, artige Stadt auch eine ſehr angenehme Lage hat. Waldenburg macht jetzt ſehr anſehnliche Geſchäfte, hat mehrere ſehr wohlhabende und einige reiche Handlungshäuſer, und eine Geſellſchaft, in der ſich artige, ſehr gebildete Menſchen befinden. — Wir waren im Wirthshauſe zum blauen Roſſe ſehr wohl; nur muß man an ſolchen Orten nicht die Zierlichkeit und die Art größerer Städte erwarten.

Breslau, den 3. Oct.

Wir gingen geſtern von Waldenburg nach Schweidnitz und übernachteten in einem armſeligen Hauſe zu Gniegwitz, weil wir uns am Tage verſpätet hatten, und Breslau nicht mehr erreichen konnten.

Zwiſchen Waldenburg und Schweidnitz liegt, nahe an der Landſtraße, das Schloß Fürſtenſtein, das dem Grafen von Hoberg gehört. Dieſer Sitz hat in ſeinem Aeußern eine gewiſſe Größe, und das Innere entſpricht dieſer in ſo ferne, daß es, ohne gerade prächtig zu ſeyn, ſehr gute, zierlich und geſchmackvoll meublirte Zimmer enthält. Beſonders gefiel mir die Wahl der Kupferſtiche, womit vier Zimmer reichlich behangen ſind. Eins enthält nichts als Ausſichten von der Schweiz, alle in bunter Manier; ein anderes faſt nichts als Engliſche Gegenſtände in Engliſchen Stichen; ein drittes, Ausſichten von Frankreich und Italien. In einem Cabinette hängen ein Dutzend Oehlgemählde von Reinhardt, die lauter Gegenden aus dem Rieſengebirge vorſtellen. Die Standpuncte zu allen dieſen Gemählden hat der Künſtler vortrefflich gewählt; aber ſie haben kein gutes Colorit: ein Mangel, den ich ſchon zu Rom an den Werken dieſes ſonſt ſehr verdienſtvollen Mahlers bemerkte. Er ſcheint es ſelbſt zu fühlen, und hat ſich lange mehr mit Zeichnen und Radieren, als

mit Mahlen beſchäftiget; oder vielleicht auch iſt dieſer letzte Umſtand Schuld daran, daß er das Colorit vernachläſſiget hat. Von ihm, Mechau und Dies iſt das große und intereſſante Werk Italiäniſcher Ausſichten, das Hr. Frauenholz zu Nürnberg in Verlag hat.

Die Lage von Fürſtenſtein iſt groß und edel, und auf der einen Seite außerordentlich wild. Ein ſogenanntes altes Schloß, dem man es aber freylich noch anſieht, daß es erſt kürzlich erbauet worden iſt, erhebt ſich aus dunkelm Nadelholze auf der Spitze eines ſteilen Berges, und macht für das Wohnhaus eine treffliche Ausſicht. Man hatte mir die hieſigen Anlagen ſehr gerühmt; Allein bis jetzt iſt noch nicht viel gethan worden: und in der That iſt die Natur hier ſo, daß man wenig zu thun braucht. — Uebrigens iſt dieſer Graf einer von den vielen Schleſiſchen Edelleuten, die den größten Theil ihrer Zeit auf ihren Gütern zubringen, und da, anſtatt ſich in den Hauptſtädten zu verlieren und an den Höfen eine untergeordnete Rolle zu ſpielen, in einer Art von Größe leben, die der Sommerexiſtenz des Engliſchen Adels nicht unähnlich iſt.

Von nun an verloren wir allmählich das Rieſengebirge, und das Land wurde mit jedem Schritte niedriger, nur daß wir noch den hohen Zobtenberg im Auge hatten, den wir auch erſt auf der andern Seite von Schweidnitz ver-

loren. — Wir kamen an das Städtchen Freyburg und ſahen, etwas weiter hin, rechts, ein Bergwerk, das unſere Aufmerkſamkeit darum erregte, weil wir es hier fanden, wo das Land wieder anfängt, eben zu werden, und weil wir in dem Rieſengebirge ſelbſt ſo gar wenige bemerkt hatten.

Schweidnitz, ſo berühmt durch die Belagerungen, die es zu verſchiedenen Zeiten aushalten mußte, iſt denn doch mehr eine befeſtigte Stadt, als eine eigentliche Feſtung. Ich fand auch hier mehrere große und gute Häuſer, vermißte aber die Reinlichkeit, Heiterkeit und den allgemeinen Wohlſtand, den nur Handel und Fabriken gewähren: und dieſe ſcheinen ſich mit einer zahlreichen Garniſon und der militäriſchen Oberherrſchaft nicht zu vertragen. Gleichwohl iſt Schweidnitz nicht ganz ohne Handel, bringt auch mehrere Kunſterzeugniſſe hervor, beſonders allerhand Leder und vorzüglich Corduan. Auch iſt ſeine Bevölkerung nicht unbeträchtlich, denn ſchon im J. 1788 zählte man hier 8983 Seelen, wovon aber 2865 zur Garniſon gehörten. Demungeachtet ſteht es an Geſchäften und Erwerb mehreren weniger bevölkerten Städten weit nach.

Etwan eine Meile über Schweidnitz hinaus, kamen wir dem Zobtenberg, oder, wie die Leute hier ſagen, Zotenberg, ganz nahe, und mit ihm endigten ſich alle die großen und erhabenen

Scenen, in denen ich zeither gewandelt hatte. Wenn man bedenkt, daß das Land, in welchem dieſer Berg ſich erhebt, auf drey Seiten ganz flach und auf der vierten nur wenig erhaben iſt, ſo iſt die Höhe von 2224 Pariſer Schuhen über die Meeresfläche, die man ihm gibt, ungeheuer. Es iſt bekannt, daß hohe Berge immer mit andern zuſammenhängen, und daß man auch an die höchſten nur dann erſt kommt, wenn man eine Menge kleinere zurückgelegt hat. Ein einzelner Berg im flachen Lande von 1000 Sch. ſenkrechter Höhe iſt ſchon eine ſehr ungewöhnliche Erſcheinung. Daher kommt denn auch die Wirkung, die der Zobten an allen Seiten her macht! Ueberall zeigt er ſich wie ein ungeheurer Rieſe, der darum ſo gar groß iſt, weil ſich nichts in ſeiner Nähe findet, das man mit ihm vergleichen kann. Ich ſah ihn ſchon zwiſchen Sprottau und Bunzlau, lange ehe wir die letzte Stadt erreichten; dann zwiſchen Bunzlau und Lauban, und geſtern und heute iſt er uns faſt nicht aus den Augen gekommen. — Von nun an verlor ſich das Land in eine große Ebene, die nur hin und wieder von kleinen Anhöhen durchſchnitten wird: und ſo ungefähr iſt die ganze Gegend um Breslau herum.

Vierter Brief.

Breslau — Garve — allgemeine Ueberſicht der Stadt — Modell vom Rieſengebirge — Betteley — Domslau — Jordansmühle — Nimpſch — Straßen durch das Rieſengebirge — Größe und Bevölkerung von Schleſien — Producte — Menſchen — Unruhen im Rieſengebirge — Frankenſtein — eine Reiſegeſchichte — Stadt und Feſtung Silberberg — Glatz — Stadt — Feſtung — das Land — noch einiges über das Rieſengebirge — Lewien — Nachod — Schloß — Jaromirz — Feſtung Pleß, oder Joſephsſtadt — Königinngrätz — Chlumetz: Schloß des Grafen von Kinsky — Kolin.

Prag, den 12. Oct. 1798.

Wir kamen geſtern früh bey Zeiten von Gniegwitz (drey Meilen) hier an, und einer meiner erſten Gänge war zu unſerm Garve. Der Bediente, der vermuthlich ſchon längſt nicht mehr gewohnt iſt, fremde Geſichter bey ſeinem Herrn

zu ſehen, ſchien verlegen zu ſeyn, ob er mich melden ſollte. Ich verſtand ihn, kündigte mich als einen alten Bekannten an und ſchickte meinen Nahmen ein. Ich wußte ungefähr, welche Trauerſcene ich zu erwarten hatte, und doch erſchrack ich, als Garve, ſo wie die Thüre aufging, mir zurief: „Sie ſehen einen elenden Menſchen!“ Er lag auf dem Bette, welches er ſchon ſeit geraumer Zeit nicht mehr verlaſſen hat. Ich hatte ihn ſeit mehr als zwanzig Jahren nicht geſehen, und Sie können denken, wie ich ihn verändert fand! Ich erinnerte ihn an die ſchönern Tage früherer Zeiten, an ſeinen Aufenthalt in Leipzig, an die Freunde, die er noch dort hat — und nach den erſten Augenblicken, die erſchütternd für ihn zu ſeyn ſchienen, fand ſich die Heiterkeit und Ruhe des Geiſtes wieder bey ihm ein, die ihn bey allen ſeinen Leiden, den ſchrecklichſten, die ich mir denken kann, nie verlaſſen haben. Die Unterredung wurde bald lebhaft, und ich fand, was ich freylich ſchon aus Briefen an einige ſeiner Freunde wußte, daß er noch an Allem, was die menſchliche Geſellſchaft angeht, den lebhafteſten Antheil nimmt, mit ſeinen Zeitgenoſſen fortrückt, und in keinem Fache fremd iſt, das im weiten Reiche der Wiſſenſchaft bis hieher Aufmerkſamkeit erregt hat. Meine Reiſe in die Nordiſchen Reiche intereſſirte ihn ſehr, und er that eine Menge Fragen an mich, nicht wie

einer, der ſeiner Auflöſung entgegen ſieht und ihre Beſchleunigung ſehnlich wünſcht, ſondern wie ein rüſtiger Wanderer, der jede Erfahrung eines Andern gierig aufſammelt, um ſie auf ſeiner eigenen Reiſe zu benutzen. — Nachher kam ein junger Edelmann zu ihm, der viel um ihn zu ſeyn ſcheint, und wir ſprachen noch eine gute Weile von mancherley Gegenſtänden. — Ich verließ ihn mit unausſprechlicher Wehmuth. Garve gehört unter die ſehr wenigen, die ich Philoſophen für das Leben nenne; Er hat, wie Sokrates, die Philoſophie vom Himmel herabgerufen und die Geſellſchaft damit verſchönert. Er verließ die Sphären metaphyſiſcher Spitzfindigkeiten und wandte die Philoſophie auf jeden Gegenſtand des bürgerlichen Lebens an. Ich werde ihn nie wieder ſehen! und wo iſt irgend einer ſeiner Freunde, der den Dulder noch lange zu ſehen wünſcht, für den jede Hoffnung in dieſem Leben verſchwunden iſt! — Herr Manſo, den ich heute kennen lernte, verſicherte mich, daß für ſeinen Nachlaß ſchon längſt geſorgt, und alles in den Händen ſeiner Freunde geordnet wäre. In der That würden wir ſchon ſeine letztern Werke nicht erhalten haben, wenn ſie nicht durch die Güte und Theilnahme dieſer Freunde, worunter Herr Manſo das meiſte thut, in die Welt gefördert worden wären.

So ſehr mir die kleinern Schleſiſchen Städte gefallen haben, ſo wenig hat das Aeußere von Breslau anziehendes für mich. Es iſt eine unreine, alt und traurig ausſehende Stadt, in der ſelbſt die großen und ſchönen Häuſer von außen ſo räucherig und roſtig ſind, daß man beynahe vergißt, daß Breslau wirklich eine ſchöne Stadt ſeyn würde, wenn man ſie aufräumte und putzte. Die öffentlichen Plätze ſind geräumig, und die Gaſſen ziemlich breit: welches denn auch ſehr nöthig iſt, weil die Häuſer drey, vier und fünf Stockwerke hoch ſind, den Bodenflor ungerechnet. —

Der Hatzfeldiſche Pallaſt würde in jeder Hauptſtadt von Europa bemerkt werden, und einige andere Gebäude ſind ſehr anſehnlich. Mehrere katholiſche Kirchen ſind ſchön, aber mit Altären, Gemählden, Gold uud kleinlichem Tand ungeheuer überladen. In dem großen, zum Theil prächtigen und mit Denkmählern verzierten Dohm iſt ſehr wenig, das ſich von Seiten der Kunſt empfiehlt. Zwar nennt man Ihnen die Heſſiſche Capelle wegen ihrer Bildhauerarbeit, und die Statue der heiligen Eliſabeth auf einem Altare. Beyde zeichnen ſich freylich vor dem übrigen aus; Aber wie vieles hätte nicht auch hier der Kenner noch zu erinnern! — Auch von Statuen und andern öffentlichen Werken in den Gaſſen und auf den Plätzen

iſt wenig Merkwürdiges, das Denkmahl ausge- nommen, das die Familie Tauenziehn dem vor einigen Jahren verſtorbenen Grafen dieſes Nahmens und Gouverneur von Breslau auf ei- nem Spaziergange hat errichten laſſen. Er com- mandierte in Breslau während der Belagerung im Jahre 1760.

Die Ausſicht vom hieſigen Rathsthurme iſt ſo ſchön, als ſie nur über ein reiches, aber fla- ches Land ſeyn kann. In der Ferne ſieht man den Zobtenberg und einige andere, worunter auch die Schneekoppe iſt. Sie iſt aber nur bey einer ſehr klaren Luft zu ſehen; ich wenigſtens konnte ſie nicht erkennen.

In der Kriegs- und Domainenkam- mer zeigte man uns ein hölzernes Mo- dell vom Rieſengebirge, von Kahl, wo- für er 600 Rthlr. bekommen hat. Hat der Mann das Werk zwey- oder dreymahl gemacht? Ich wußte zeither nur von einer Copie, die Kahl für den König machte, und die in der Akademie der Künſte zu Berlin aufgeſtellt ſeyn ſoll. Oder iſt dieſe letztere, und die, welche ich hier ſahe, die nehmliche? Unſer Führer konnte mir nichts Zuverläſſiges darüber ſagen. Dem ſey wie ihm wolle, was ich hier ſahe, iſt ungleich beſſer gear- beitet und mit mehrerem Geſchmacke ausgeführt, als das Original, das uns der Sohn zu Steins- eifen zeigte.

Bayerische Staatsbibliothek München

Nicht weit vom Hafen, oder Packhofe ſtehen Caſernen von großem Umfange, und ſind ſchöner und reinlicher, als alle andere, die ich in den Preußiſchen Staaten geſehen habe.

Nach der letzten Zählung ſollen in Breslau 60,000 Seelen gefunden worden ſeyn. Iſt dieſe Angabe richtig, ſo hat die Bevölkerung dieſer Stadt in den letzten Jahren nicht zugenommen; denn Herr Zöllner zählt ſchon im Jahre 1791 — 60,500 Menſchen.

Die Zimmer, die wir in den ſieben Bergen, welches hier der beſte Gaſthof ſeyn ſoll, noch unbeſetzt fanden, waren für uns nicht zureichend. Wir fuhren in das nächſte beſte, wurden da eben ſo wenig befriediget, und ließen uns endlich durch Empfehlung, da meine eigenen Kenntniſſe nicht weiter gingen, in den goldenen Zepter bringen, welcher, wie ich nachher erfuhr, das vierte oder fünfte Wirthshaus iſt. Unſere hieſigen Bekannte ſchienen ſich zu wundern, als ich es ihnen nannte. Es iſt ein ſchmutziges Haus; ſonſt ſind wir zufrieden. Wenn ich einen Augenblick zu Hauſe bin, werde ich von Juden, Soldaten, kleinen Krämern, Obſt- und Blumenmädchen überlaufen, wie ich es noch nirgends geweſen bin. Und dabey hat man Mühe, ſie wieder aus dem Zimmer zu bringen, beſonders die letztern, welche, wie es ſcheint, außer ihren vorgezeigten Waaren, noch andere abzuſetzen haben. Die

Bayerische Staatsbibliothek München

mehreſten ſind elende Geſchöpfe; wenn durchaus nichts zu thun iſt, betteln ſie. Ueberhaupt ſcheint die Zahl derjenigen Bettler, die nicht unmittelbar unter dem Commando der Bettelvögte ſtehen, hier ungeheuer zu ſeyn, ſo wie mich überhaupt dünkt, daß ich zu Breslau, neben dem Reichthume der höhern und beſſern Stände, Anzeigen von großer Armuth bemerkt habe.

Nimpſch, im Fürſtenthum Brieg,
den 5. Oct.

Wir verließen Breslau heute früh, und machten zwey Meilen bis Domslau, drey bis Jordansmühle, und zwey hieher. Unſer natürlichſter Weg wäre über Jägerndorf und Troppau, Ollmütz und Brün geweſen, auf welchem wir nach Wien ſieben und zwanzig Meilen kürzer gekommen wären und eine ziemlich gute Straße gehabt hätten. Allein Herr * * wünſchte, Prag zu ſehen, und darinne hatte er auch nicht Unrecht. Die Zahl von Meilen, die wir auf dieſer Seite mehr zu machen haben, ſind die geringſte Betrachtung, und nach Wien kommen wir noch immer zeitig genug, da wir vermuthlich den ganzen Winter dort zubringen werden. Ueberdieß bringt uns dieſe Straße durch die Gebirge der Grafſchaft Glatz, die man als einen Theil des Rieſengebirges betrachten kann, ob ſie ſchon gewöhnlich nicht dazu gerechnet werden: und ich

erinnere mich, daß ein Böhmiſcher Graf, den ich einſt in Carlsbad kannte, und mit dem ich immer viel vom Rieſengebirge ſprach, mir ganz vorzüglich auch die Grafſchaft Glatz zu beſuchen empfahl.

Ich habe ſchon weiter oben erinnert, daß die Straßen zwiſchen den Städten Greiffenſtein, Hirſchberg, Schmiedeberg, Landshut u. ſ. w. bis Breslau durchaus ſehr erträglich, und hin und wieder recht gut ſind. Von Schmiedeberg ſo wohl als von Landshut geht ein Weg nach Trautenau in Böhmen, welcher über Königingrätz nach Kolin, und von da ſüdlich nach Wien und nördlich nach Prag führt. Alſo geht von Breslau aus ein ziemlich guter, fahrbarer Weg bis an die Böhmiſche Grenze, welcher denn auch, am Rieſengebirge hin und nach Lauban zu, ſo ziemlich bis an die Oberlauſitz reicht. Es iſt faſt durchaus eine Chauſſee, die ſchon Friedrich der Zweyte hat machen laſſen. Freylich beſteht ſie hin und wieder bloß aus Sand und Kies, iſt aber doch immer ſehr fahrbar, und, in Vergleichung mit den Wegen, die ich in der Lauſitz und zwiſchen Frankfurt und Lauban fand, vortrefflich. Der Entwurf war, durch ganz Schleſien eine Chauſſee zu führen; Allein unter der letzten Regierung iſt Alles ſo langſam gegangen und ſo ſehr vernachläſſiget worden, daß mehr noch zu thun übrig bleibt, als was ſchon gemacht

iſt. So fanden wir z. E. von Breslau aus zwar die erſten fünf Meilen ſehr erträglich, kamen aber dann zwiſchen Jordansmühle und Nimpſch auf einen ſo abſcheulichen Weg, daß ich nicht glaubte, wir würden den Wagen unzerbrochen auf die letzte Station bringen. Sechs Pferde hatten ſchwere Arbeit. — Das Land war auf dieſen ſieben Meilen, verglichen mit dem, aus welchem wir kürzlich gekommen waren, wenig intereſſant, größtentheils flach, übrigens ziemlich wohl angebaut. Aber ſchon nähern wir uns wieder erhabenern Scenen, und die hohen Gebirge, welche Glatz von Böhmen trennen, zeigen ſich in der Ferne. Wir kamen dieſen ganzen Tag durch nichts als Dörfer, und ſelbſt das Städtchen Nimpſch, der beſte Ort, den ich heute geſehen habe, iſt ſehr unbedeutend. Wir wohnen im Schwane, einem kleinen und nicht ſonderlichen Hauſe.

Büſching ſetzt die Größe vom Preußiſchen Schleſien nebſt der Grafſchaft Glatz auf 642, Zöllner aber, vermuthlich nach neuern und beſſern Nachrichten, auf 685 Geographiſche Quadratmeilen. Büſching ſetzt die Bevölkerung im

Jahre

1755 auf — 1,162,355 Menſchen.

1774 auf — 1,372,754 — — Zöllner gibt nach einer wirlichen Zählung im Jahre

1791 : : 1,747,065 Menſchen, (und nach der Zählung, die ich ſeitdem geſehen habe, fanden ſich im Jahre
1799 : : 1,884,632 Menſchen, ohne das Militär.)

Welch eine ungeheure Zunahme im Verlaufe von vier und vierzig Jahren, in welche noch überdieß der ſiebenjährige Krieg fällt! Nun iſt es bekannt, daß ein großer Theil dieſes Landes ſehr ſchlecht bewohnt und eben ſo ſchlecht angebaut iſt. Man ſchließe alſo auf die außerordentliche Bevölkerung und Induſtrie einiger anderen Striche, die den Abfall erſetzen müſſen: und dieſe ſind denn vorzüglich die Gegenden am Rieſengebirge, die ich ſo eben bereiſt habe.

Auch in Rückſicht auf Mannigfaltigkeit der Producte und Verſchiedenheit der Naturſcenen iſt Schleſien ein äußerſt merkwürdiges Land, und im Norden von Deutſchland gibt es keine Provinz von ſo geringem Umfange, die ihm darinne gleich käme. Und die Menſchen ſind nicht weniger intereſſant, und zeichnen ſich von andern, die unter der nehmlichen Breite leben, auf eine vortheilhafte Art aus. Mich dünkt, der Schleſier hat, in den Theilen, wo ich ihn geſehen habe, eine größere Lebhaftigkeit, als alle die Völker, die zwiſchen ihm und der Nordſee unter der nehmlichen Breite wohnen; eine Einbildungskraft, die ihn immer vorwärts treibt, und eine

Thätigkeit, die auf die Verbeſſerung ſeiner bür=
gerlichen Lage abzweckt. Er iſt geſellig, und
ſchätzt vorzüglich die Künſte und Wiſſenſchaften,
die unmittelbar auf das tägliche Leben wirken und
auf die Geſellſchaft den meiſten Einfluß haben.
Ungeheuer ſoll der Unterſchied ſeyn zwiſchen dem
Schleſier, der die Gegenden am Rieſengebirge, und
dem, der das Land an der Pohlniſchen Grenze be=
wohnt. — Wer ſich umſtändlicher über Schleſien
unterrichten will, leſe das fleißige, mit großer Sorg=
falt geſchriebene Werk des Hrn. Propſt Zöllner.

Von den Unruhen in einigen Schleſiſchen
Dörfern am Rieſengebirge, haben Sie vielleicht
mehr in den Zeitungen geleſen, als ich an Ort
und Stelle darüber gehört habe. Gleichwohl bin
ich durch mehrere Striche gekommen, wo Unru=
hen geweſen waren, aber durch keinen, wo ich
noch Truppen gefunden hätte. Die Urtheile de=
rer, mit denen ich in den Städten darüber re=
dete, fielen über den Grund und Ungrund der
Klagen äußerſt verſchieden aus. Mit Leuten nie=
derer Stände trat ich nicht gern in Unterredun=
gen darüber ein; doch mußte ich auf Dörfern
und von den Poſtillons ein Paarmahl davon hö=
ren. Und da habe ich denn ſo viel bemerkt, daß
dieſe Leute ziemlich allgemein den unglücklichen
Gedanken haben, es werde ihnen ihr Recht nicht
geſchehen, ſo lange der König nicht ſelbſt kom=
me. Vergebens ſtellte ich ihnen vor, daß ein

König nicht überall ſeyn könnte. Sie antworteten: Miniſter, Commiſſarien und andere Große hätten ſelbſt Güter, und ihr Intereſſe wäre, den König die Wahrheit nicht erfahren zu laſſen.

Glaz, den 6. Oct.

Wir kamen dieſen Morgen eine und eine halbe Meile über einen abſcheulichen Weg, oder vielmehr Unweg! Eine Stunde vor Frankenſtein fing die Chauſſee wieder an, die bis Glatz gehet. Auch dieſes Städtchen, zwey Meilen von Nimpſch entlegen, iſt, wie Alles, was ich zwiſchen Breslau und Glatz geſehen habe, höchſt unbedeutend.

Folgende Geſchichte iſt eine von den vielen, welche beweiſen, was man ſich hin und wieder gegen Reiſende erlaubt, beſonders wenn ſie Ausländer ſind und etwa gar die Landesſprache nicht verſtehen. Wir waren nach Frankenberg mit ſechs Pferden gekommen! Auf unſerm Poſtzettel von Breslau ſtanden nur vier, weil die erſten zwey Stationen durch ein ebenes Land führen und die Straße nicht ſchlecht iſt. Hier zu Frankenberg kamen wir nun wieder auf die Chauſſee. Der Poſtmeiſter ſagte, der Weg wäre zwar gut, aber etwas bergig. Ich wußte das, ließ mir fünf Pferde gefallen, bezahlte ſie und machte mich, wie ich immer zu thun pflege, ſogleich zu Fuße auf den Weg. Herr * * und ich gingen

eine Stunde nach der andern, beſahen dieſes und jenes, hielten uns hier und dort auf; Aber der Wagen hohlte uns nicht ein. Gegen fünf Uhr langten wir zu Glatz an (drey Meilen) und erſt nach ſechs kam der Wagen, d. h. acht Stunden, nachdem wir zu Frankenſtein angekommen waren. Man hatte, nach langem Zögern, ſechs Pferde angeſpannt, und da Alles fertig war und die Bedienten aufſitzen wollten, verlangte man von dieſen die Bezahlung des ſechsten Pferdes. Sie ſchlugen das rein ab, da ſie wußten, daß ich Alles, gleich bey unſerer Ankunft, berichtiget hatte, und da erklärte der Poſtmeiſter, daß er den Wagen nicht abgehen laſſen würde. Leider weiß keiner viel Deutſch, und das mochte der Mann bemerkt haben. Indeſſen gibt es eine Feſtigkeit, die ſo gut iſt, wie Sprache; die Leute bezahlten nichts, und nach zwey Stunden Verzug ließ der Poſtmeiſter ſie abfahren. Was dem Manne alle Entſchuldigung und jeden Ausweg benimmt, iſt, daß es keinem der Poſtknechte, die den Wagen endlich brachten, einfiel, die Bezahlung für das ſechste Pferd zu fordern. Sie wollten es lieber als eine Sache betrachten, von der ſie nichts wußten, und die ſie nichts anginge.

Auf den drey Meilen, die ich zu Fuße ging, machte ich mehrere Bekanntſchaften; beſonders unterhielt ich mich lange mit einer Frau, die über eine Menge Dinge ſehr richtige und

verſtändige Begriffe hatte, nur den lieben Aber⸗glauben ausgenommen. Sie zeigte mir den Thurm der Feſtung, den wir in der Ferne ſahen, und erzählte mit Erſtaunen, daß kürzlich ein Soldat da ſeinen Poſten verlaſſen und wirklich herunter gekommen ſey. „Allein,“ ſetzte ſie hin⸗zu, „man hat ihn wieder bekommen, wie man ſie denn alle wieder bekommt. Es iſt unbegreif⸗lich, daß noch einer entläuft, da ſie doch wiſſen, daß ſie alle gefangen werden. Sie haben einen Henkersknecht auf der Feſtung gehabt, der hat es gemacht, daß keiner entkommt.“ — Ein ſol⸗cher Glaube wäre wirklich für die Feſtung ſehr vortheilhaft; allein die Soldaten wiſſen das Ge⸗gentheil, und ſo mancher entkommt, wie ich nachher von den Officiers hörte. Unter der Re⸗gierung des letzten Königes wurde das Geſetz ab⸗geſchafft, nach welchem beyde Schildwachen, rechts und links, zwiſchen denen ein Soldat vom Poſten deſertirt war, die Spießruthen laufen mußten.

So wohl zu Frankenſtein als zu Nimpſch fand ich große, anſehnliche Schlöſſer, die beyde zerſtört ſind, aber eine ſehr ſchöne Lage und, auch in ihrer Zerſtörung, etwas Gebiethendes ha⸗ben. Ich erſtieg das bey Frankenſtein, ging darin herum und fand eine herrliche Ausſicht auf die Glatzer Gebirge und auf die Stadt Silberberg, über welcher ſich die Feſtung erhebt, an einem Hügel ſich hinan zieht und den

Rücken deſſelben deckt. Die Feſtung, die zum Theil aus dem Felſen gehauen und durch einen bedeckten Weg mit der Stadt verbunden iſt, ſoll überaus intereſſant ſeyn und iſt für viele Reiſende der Gegenſtand eines Seitenſprunges. Wir verloren die Feſtung, auf der größern Hälfte des Weges von Frankenſtein nach Glatz, faſt nie aus den Augen. Sie liegt alſo ſehr hoch; daher kommt denn ihr rauhes Clima und ihre Kälte; denn, wie ich höre, wird da den größten Theil des Sommers hindurch eingeheitzt.

So wie wir dem Städtchen Wartha näher kamen, eröffneten ſich uns die Glatzer Gebirge in ihrer ganzen Größe und ſtellten eine Ausſicht dar, die der bey Schmiedeberg wenig nachgibt; ſo wie überhaupt, wenn ich meinen Augen trauen darf, ein großer Theil dieſer Berge hier die Höhe derer haben wird, die zwiſchen Schmiedeberg und der Tafelfichte liegen, wobey ich denn die einzige Schneekoppe ausnehme.

Wartha liegt am Eingange in dieſe Gebirge, die ſich von da hinter einander aufthürmen, immer höher und höher werden, und endlich, ein Paar Meilen hinter Glatz, in ungeheuern Wänden ſich endigen, die jeden Durchgang zu verſperren ſcheinen. Alles um Wartha herum iſt mahleriſch und romantiſch! Beſonders hübſch iſt die Einſiedeley nahe bey der Stadt, die hier nicht, wie in einer Engliſchen Anlage,

als eine leere Zierde ſteht, ſondern wirklich bewohnt iſt. Das Städtchen ſelbſt iſt unbedeutend, ſcheint aber eine hübſche Nahrung von den Wallfahrten zu haben, die hieher geſchehen. Ich ſahe gewiß über zehn Buden, die alle Roſenkränze zu verkaufen hatten. In mehreren konnte ich nichts als gemahlte Wachskerzen, kleine Figuren und Arme und Beine von Wachs entdecken. Um zu wiſſen, was damit geſchiehet, darf man nur einen Blick in die Kirche thun, wo dieſe Gegenſtände in Menge ex voto aufgehangen ſind. Dieſe Kirche iſt, ſo wie das Kloſter, (eine Propſtey) ſehr anſehnlich. — Die Bewohner des ganzen Striches ſind größtentheils Katholiken, und von altem Schlage und Korne! Ich glaubte, mitten in Böhmen, oder Mähren zu ſeyn, und nicht in irgend einem Theile der Beſitzungen einer proteſtantiſchen Regierung. Jedermann grüßte durch ein „Gelobt ſey Jeſus Chriſt!" Alles, alt und jung, trug Roſenkränze; die Leute ſahen in ihrem Gange vor ſich hin und betheten, und überall waren Crucifixe, Madonnen und Nepomuke aufgeſtellt. Viele der Landleute, die von Wartha zurückkamen, trugen andächtig kleine Kerzen in den Händen.

Glatz, den 7. Oct.

Nicht gerade, um die Wunder von Glatz zu ſehen, ſondern weil wir noch immer Abſichten

auf das Land umher hatten, beſchloſſen wir gleich vom Anfange, den heutigen Tag, und vielleicht noch mehrere, hier zu bleiben. Ein Buchhändler, an den uns jemand empfohlen hatte, ſprach mit Entzücken von dieſem Theile des Rieſengebirges (ich betrachte es mit jenem ſo gerne als ein Ganzes) und ſchlug uns allerley Seitenſprünge vor. Beſonders redete er viel von ein Paar Waſſerfällen, die die ſchönſten im ganzen Rieſengebirge, und höher als die bey Schreibershau ſeyn ſollen. Allein alle dieſe Abſtiche waren von der Natur, daß jeder wenigſtens eine ganze Tagreiſe erforderte; die Nebel aber, die ſchon ſeit einiger Zeit in dieſen Bergen ſich zeigen, und den größten Theil des Tages dauern, überzeugten uns vollkommen, daß wir dieſes Jahr mit ſolchen Naturſcenen nichts weiter zu thun haben müßten. Dieſe Herbſtnebel ſind ſchon ſeit einigen Tagen in den hohen Bergen ſo ſtark, daß man nicht hundert Ellen weit ſehen kann, und ſie dauern immer mehrere Stunden des Vormittags. Schön iſt es zu ſehen, wie die Sonne eines heitern Tages mit aller Macht dagegen kämpft; Aber am Ende ſteigt doch ein Theil der Nebel in die Höhe und macht die Atmoſphäre heerrauchig und ſchwül.

Die Stadt liegt in einem Berge, deſſen obern Theil die Feſtung einnimmt, ſo daß ſie merklich über jene hervorragt. Ich durchging

heute früh die Gaſſen in allen Richtungen, und fand ſie gröſstentheils enge und, wie es ſich in einer Bergſtadt erwarten läßt, immer auf- und abgehend. Indeſſen ſind hier einige gute Häuſer, und das ehemahlige Jeſuitencollegium iſt ſehr anſehnlich. Es wird jetzt zu mancherley Zwecken der Regierung gebraucht, und die angeſehenern Einwohner der Stadt haben einen Theil deſſelben zu einem Club und zu Verſammlungen und Bällen inne.

Unterdeſſen hatte unſer Bekannter die Erlaubniß erhalten, (und das war keine Kleinigkeit!) uns die Feſtung zu zeigen. Ich habe ihrer ſo viele geſehen, von Vauban und Cahorn, von vermiſchtem und anderm Style; aber Bergfeſtungen ſind immer intereſſant, weil ihre Form und ihr Styl nicht durch den gewöhnlichen Schlendrian, ſondern durch die Natur und Lage des Ortes beſtimmt wird. Glatz iſt, in dieſer Rückſicht, vorzüglich merkwürdig, und dünkt mich einer der feſteſten Orte zu ſeyn, die ich irgendwo geſehen habe. Allein wer eine Feſtung beſucht, ſieht bloß die Mittel der Vertheidigung, nicht die des Angriffes! Glatz wurde 1760 von den Oeſtreichern genommen; Aber freylich iſt ſeitdem vieles verändert und verbeſſert worden: und überdieß ſagt man, daß dieſe Eroberung durch Ueberraſchung (coup de main) geſchahe, auch daß der Commendant nicht ganz von Verdacht frey war.

Wirklich arbeitet man, ſeit einigen Jahren, aufs neue an Verbeſſerungen und Erweiterungen der Werke. — Was mich ſehr anzog, war die Ausſicht auf das ganze Land umher, die man in hieſiger Gegend nirgends beſſer hat, als von einem Thurme der Feſtung.

Das Ländchen Glatz hat ſeine großen und vorzüglichen Schönheiten, auf denen wir, in einer frühern Jahreszeit, mit Vergnügen länger weilen würden. Es iſt auch ſtark bewohnt und außerordentlich angebauet. Vor nicht viel mehr als zehn Jahren konnte es ſich nicht ſelbſt ernähren! Jetzt, bey vermehrter Bevölkerung, wird ſo viel Korn gebaut, als das Land bedarf, und noch etwas ausgeführt. Aber Mangel an Holz hat ſich ſeitdem gezeigt, über den man ſchon anfängt zu klagen. An dieſe Klagen bin ich jedoch gewöhnt, denn man führt ſie überall; ſelbſt da, wo die Klafter Kiefern 1 Rthlr. 8 gr. koſtet, klagt man über hohen Holzpreis. So bald die Menſchen für irgend einen Artikel etwas mehr zahlen ſollen, als ſie ſeit vielen Jahren gewohnt waren, ſo klagen ſie über Theurung; daß ſie aber den Preis aller Dinge, die ſie ſelbſt erzeugen, allmählich erhöhen, daran denken ſie nicht. In allen Ländern, die noch im Steigen ſind, ſteigt auch der Preis der mehreſten Dinge; und doch wird man finden, daß irgend eine gegebene Zahl von Menſchen, jetzt eine größere

Zahl von Dingen braucht und verzehrt, als vor zwanzig Jahren, der erhöhten Preiſe ungeachtet. Je fleißiger ein Volk iſt, je mehr Dinge aller Art ein Land hervorbringt, deſto mehr verzehrt das Volk und deſto theurer wird alles. So oft Sie ein Land ſehen, wo die erſten Bedürfniſſe des Lebens alle ſehr wohlfeil und die Artikel des verfeinerten Lebens ſehr theuer ſind, ſo können Sie mit Zuverſicht ſchließen, daß dieſes Land noch nicht hoch auf der Leiter der geſellſchaftlichen Ausbildung ſteht.

In der Stadt Glatz zählet man gegen 8000 Menſchen, (was mir ein wenig übertrieben zu ſeyn ſcheint) worunter 2000 Mann Garniſon ſind. Im ganzen Lande rechnet man 75,000 Seelen. —

Man führte uns Abends in die Reſſource, wo ich an die funfzig Mannsperſonen, mehrentheils von der Armee, und etwan zehn Frauenzimmer fand. Die Geſellſchaft hat hier eine Menge großer, aber armſelig meublirter Zimmer, in denen man weit geſelliger zu leben ſcheint, als es gewöhnlich an Orten von der Größe von Glatz der Fall iſt. Allein die Urſache iſt natürlich. Hier ſind eine Menge ziemlich gebildeter Menſchen; Aber Armuth, oder Eingeſchränktheit erlaubt ihnen nicht, viel Geſellſchaft in ihren eigenen Häuſern zu ſehen: und ſo gehet jeder an den Ort, wo er gewiß iſt, andere zu

finden, und wo der Aufwand ohne alle Bedeutung iſt. Man zeigte mir auch einen großen Speiſeſaal, und einen noch größern Tanzſaal. Ich wunderte mich über den Umfang und die Menge aller dieſer Zimmer, dergleichen man in vielen großen Städten nicht findet, und erfuhr, daß das Alles ein Theil des ehemahligen Jeſuitencollegiums iſt, deſſen ich oben gedachte. Platz iſt abermahls einer von den Artikeln, der nur in ſolchen Städten von hohem Werthe iſt, wo die Geſellſchaft ſchon beträchtliche Fortſchritte gemacht hat.

Nachod, in Böhmen, den 8. Oct.

Ich will meine Reiſe durch das Rieſengebirge, worunter ich hier auch die Berge der Grafſchaft Glatz begreiſe, mit einigen allgemeinen Anmerkungen ſchließen. Es iſt allerdings die größte, ſchönſte und erhabenſte Naturerſcheinung, die ich im nördlichen und mittlern Deutſchland kenne. Großbrittannien und Irland haben keine ſo hohen Gebirge; Frankreich, nördlich der Loire, auch nicht, und die höchſten Schwediſchen und Norwegiſchen, die ich geſehen habe, kommen ihnen bey weitem nicht gleich. Was den reichen Anbau und die ſtarke Bevölkerung betrifft, ſo haben ſie, einige Striche der Sächſiſchen Gebirge ausgenommen, vielleicht in Europa nicht ihres Gleichen. Die Ausſichten, die ſie darbiethen, ſind

überall groß und ſchön, und ſelbſt der ganz wilde und romantiſche Theil derſelben hat ſeinen eigenen Charakter, und verdient geſehen zu werden. Bey alle dem aber irret man ſich ſehr, wenn man, mit einigen Schleſiern und Lauſitzern, glaubt, daß man hier die Schweiz ſehen könne. Freylich iſt hier das und jenes, was man in der Schweiz auch ſieht, und manches dieſer Art iſt im Rieſengebirge ſchöner und beſſer; aber dafür hat die Schweiz ſo gar vieles, das hier ganz fehlt, ſo wie ſie denn einzig und allein faſt alle Naturſcenen in ſich vereiniget. Ich höre bey gewiſſen Gegenden ſo gar oft ſagen: „Hier iſt die Schweiz!“ — So vergleicht man z. E. die Gegenden um Dresden und Meiſſen mit der Schweiz: und man hat recht; denn im Grunde iſt weiter nichts damit geſagt, als daß das, was man da ſiehet, auch in gewiſſen Strichen der Schweiz zu finden iſt. —

Im Rieſengebirge fehlt es durchaus an Waſſer. Außerdem daß hier kein einziger See iſt, findet man auch nicht einen Fluß, der nur von einiger Bedeutung wäre. — Der Alpencharakter iſt hier eben ſo wenig zu ſehen, und alle die mannigfaltigen Ausſichten, die durch jene ungeheuern, mit einigem Schnee bedeckten Felſen und Bergmaſſen hervorgebracht werden, fehlen hier ganz. —

Die Anſichten, die man in den innern Theilen der Alpen hat, ſind ein anderer Charakter der Schweizernatur, den man nur in den Alpen findet und finden kann. Ohne der Gletſcher zu gedenken, die, für mich wenigſtens, nie ſo vorzüglich ſchön waren, fehlt es hier ganz an jenen ungeheuern nackten Felsmaſſen, an der Mannigfaltigkeit der Formen, an dem bald Romantiſchen, bald Erhabenen, — kurz, an jenem großen Charakter, den alles trägt, was zu den Alpen gehört. — Eben ſo wenig findet man hier jene Fruchtbarkeit, jene glühenden Farben aller Kräuter und Blumen, jenen prächtigen Schmalz von Grün, der Ihnen in der Schweiz bis auf Höhen von 5000 und 6000 Schuh folgt. Welches Leben und Weben, welche Heerden und Sennhütten auf dieſen Höhen, welche im Rieſengebirge faſt ganz unbewohnt ſind.

Wichtiger und merkwürdiger allerdings iſt das Rieſengebirge als das Sächſiſche Erzgebirge, als die Vogeſen, und ſchöner ſelbſt, als ein großer Theil des Jura. Es iſt und bleibt eine ſchöne Naturſcene, die geſehen zu werden verdient. — Mit den Apenninen habe ich das Rieſengebirge abſichtlich nicht verglichen; denn wer mag einen kleinen Strich mit einer Bergkette vergleichen, die ſich über eine Weite von faſt 200 deutſchen Meilen erſtreckt. Auch wäre es unbillig, unter der Breite von Schleſien die

Herrlichkeiten des Italiäniſchen Clima zu ſuchen. Ueberdieß ſind die Apenninen in Genua, im Bologneſiſchen, Römiſchen und Neapolitaniſchen wieder ſo unter einander verſchieden, daß gewiſſe Theile der nehmlichen Bergkette kaum eine Vergleichung zulaſſen.

Noch will ich bemerken, daß die Schleſiſchen Berge, die ich beſuchte, mit Heidel- und Preiſelbeerſträuchern ganz bedeckt waren. Dabey fiel mir auf, daß ich am Ende des Septembers noch ſo viel Preiſelbeeren fand, die nicht reif waren. Heidelbeeren habe ich auch in ungeheurer Menge getroffen; dieſe waren aber durchaus überreif, und ſtanden nur noch, weil ſich niemand die Mühe genommen hatte, ſie zu pflücken. Aber wie läßt es ſich erklären, daß ich den 23ſten und 24ſten July unter dem ein und ſechzigſten Grade Preiſelbeeren bey Chriſtiania fand, die auch ſchon ſo ziemlich reif waren? Sie werden ſich erinnern, daß ich beynahe vier Wochen ſpäter, in der zweyten Hälfte des Auguſt mich wunderte, in Dalecarlien die nehmlichen Beeren zu finden, die kaum reif waren, und daß ich damahls daraus ſchloß, daß dieſes Land ſo gar viel rauher ſeyn müſſe, als die Gegend um Chriſtiania. In der Mitte des Septembers ſahe ich in den Ebenen zwiſchen Frankfurt und Croſſen unzählige Preiſelbeeren, die auch nur ſo eben reif, und zum Theil noch unreif waren,

und nun denn endlich hier zu Ende des Septembers! Und dabey bedenken Sie den Unterſchied zwiſchen dem ein und ſechzigſten Grade und dem, unter welchem das Rieſengebirge liegt! Nun weiß ich wohl, daß die Preiſelbeeren unter die Früchte gehören, welche nachwachſen und eine lange Ernte gewähren; Aber auch in dieſer Betrachtung iſt der Unterſchied noch immer zu groß. Hierzu kommt, daß ich in Stockholm, kurz vor meiner Abreiſe, und nachher in den Provinzen Schonen und Blekingen, eine Menge Dinge ſahe, die, vierzehn Tage ſpäter, in Pommern und Brandenburg weit mehr zurück waren. Auch fand ich, daß in Schonen und Blekingen alle Arten von Korn vor Ende des Auguſts eingebracht waren; in der Lauſitz und Schleſien aber hörte ich, vier Wochen ſpäter, wiederhohlte Klagen, daß der Hafer noch nicht ganz reif ſey. — (Auch ſind dieſe ſpäten Erndten in Norddeutſchland gar nichts ungewöhnliches, denn im Jahre 1799 ſahe ich im Herzogthume Bremen zu Anfange des Septembers mehrere Kornarten, die noch im Felde ſtanden, weil ſie nicht ganz reif waren.) Es ſcheint alſo, daß in Schweden und Norwegen, wenn der Sommer gut iſt, (und das iſt er mehrentheils) alles beſſer gedeihet und früher reif wird, als in dem ſüdlicher liegenden Norddeutſchlande. Der vergangene Sommer war in Schweden ungewöhnlich heiß, während daß in

Pommern, Brandenburg, in der Lauſitz und Schleſien manches verdarb, weil er zu naß und kalt war. — Ueberall, wo ich in den letztern beyden Ländern Weintrauben an den Häuſern ſahe, waren ſie unreif, und ſo waren es auch alle die, die ich in Breslau, zu Anfange des Octobers auf dem Markte ſahe. Zu Stettin ſtanden überall ſchöne und reife Pflaumen zum Verkaufe; ſeitdem ſind mir keine wieder vorgekommen, die ganz reif geweſen wären.

Noch als etwas Eigenes muß ich bemerken, daß das Rieſengebirge gröſtentheils Grafen gehört. Die Grafen von Einſiedel, Harrach, Hohberg, Hoym, Pläfair, Reuß, Roden, Schafgotſch und einige andere ſind die vorzüglichſten Beſitzer.

Wir verließen Glatz heute früh und gingen über und durch die Berge dieſer Grafſchaft, die in einiger Ferne unerſteigbar ſchienen. Freylich kamen wir mehrere Stunden lang über Berge; aber die Straße windet ſich ſo, daß keiner von denen, über die man geht, vorzüglich hoch iſt. Das ganze Land iſt ſchön und intereſſant. — So bald man Lewien, die letzte Preußiſche Stadt im Rücken hat, bleibt die Straße beſtändig in der Ebene, ob man ſchon noch lange nicht aus den Bergen heraus kommt.

Wir hatten heute nur ſechs kleine Meilen zu machen, und erreichten bey guter Zeit Na-

chod, das erſte Böhmiſche Städtchen, das, ſo wie die Herrſchaft, dem Herzoge von Curland gehört. Das Schloß, ehemahls ein Beſitzthum des Fürſten Piccolomini, hat auf einer beträchtlichen Höhe über der Stadt eine kühne Lage. Es iſt feſtungsartig gebauet und gewährt eine hübſche Ausſicht. Man beſſerte ſo eben an allen Theilen deſſelben; und das iſt höchſt nöthig, denn es iſt in der That ſehr verfallen. —

Die Zollbedienten waren hier nicht beſchwerlich. — Am Lamme fanden wir ein anſtändiges Wirthshaus und überaus gutmüthige Menſchen. — Das Städtchen iſt elend.

Kolin, den 10. Oct.

Wir gingen geſtern von Nachod nach Jaromirz (drey Meilen) und übernachteten zu Königingrätz (zwey Meilen.) Obſchon dieß die Hauptſtraße zwiſchen Breslau und Prag iſt, ſo fand ich ſie doch im Ganzen bis Kolin ſehr vernachläſſiget, und die erſten drey Meilen von Nachod waren abſcheulich. Jaromirz und Nachod ſind beyde böhmiſche Städte. Sie wiſſen, daß man in dieſem Lande zwiſchen Böhmiſchen und Deutſchen Orten unterſcheidet: und nicht wenig auffallend iſt es, daß die Sprache in beyden ſo ausſchließend geredet wird, daß die einen ſo oft gar nichts von der Sprache der andern verſtehen. Da ich, wie gewöhnlich, viel

zu Fuße ging, redete ich eine Menge Landleute an, die mir begegneten, und fand auch nicht eine einzige Perſon, die mich verſtanden hätte. Nicht einmahl den Gruß erwiederten ſie mir. Ich hielt es anfangs für eine Art von Ziererey; Allein heute habe ich mit drey Poſtknechten zu thun gehabt, die ganz und gar nicht Deutſch wußten, und das Mädchen, die uns zu Mittage zu Chlumez aufwartete, verſtand kein Wort von dieſer Sprache. — Die Gaſtwirthe der Böhmiſchen Städte ſchicken ihre Kinder auf einige Jahre in deutſche Orte; Allein ſelbſt an dieſen habe ich bemerkt, daß ſie unſere Sprache nur ſehr unvollkommen und mit Beſchwerde reden. Ganz falſch iſt es, was ich bisweilen außerhalb dem Lande gehört habe, daß der Unterricht in allen Böhmiſchen Schulen auf Deutſch ertheilt werde. Es mag in einigen Strichen des Landes der Fall ſeyn; allein in ſehr vielen iſt die Böhmiſche Sprache, in den Schulen ſo wohl als auf der Canzel, die gangbare, und hin und wieder die einzige. Schon vor mehreren Jahren hatte ich auf der großen Landſtraße in Böhmen und Mähren mit Leuten zu thun, die nicht Deutſch verſtanden, (und das nehmliche begegnete mir auch dieſesmahl auf der Poſt zu Böhmiſch-Brot, einer Stadt, die nur ein Paar Meilen von Prag liegt.) — Ich habe immer gefunden, daß nichts

den Regierungen ſo ſchwer wird, als eine Sprache auszurotten.

Ich habe die Gebirge der Grafſchaft Glatz ſchon zu verſchiedenen Mahlen das Rieſengebirge genannt, weil ich die erſtern immer als einen Theil des letztern betrachtet habe; die Anſicht, die ich davon geſtern und heute auf der Böhmiſchen Seite hatte, überzeugt mich vollkommen, daß es, natürlich betrachtet, nur ein Gebirge iſt, ob man ſchon den einen Theil die Glatzer Gebirge nennt, und ſie von dem Rieſengebirge unterſcheidet. Das Ganze, ſo weit ich es nun auf beyden Seiten geſehen habe, hängt in einer Kette zuſammen, hat ſo ziemlich die nehmliche Höhe und der allgemeine Charakter iſt auch derſelbe. — Zu Nachod hat man die großen Höhen dieſer Berge zurückgelegt, und alle diejenigen, durch die man nun kommt, ſind verhältnißmäßig nur niedrig, ob man ſchon immer ſehr viel Berg auf und Berg ab fährt. Das Land iſt auch nicht mehr ſo ſchön, ſondern nimmt allmählich etwas von dem allgemeinen Charakter des Innern von Böhmen an. Deswegen iſt es noch immer ein ſehr hübſches Land, und die Ausſicht von dem Schloſſe des Grafen von Kinsky zu Chlumetz iſt ſehr ſchön. Wir hielten uns geſtern zu Mittage mehrere Stunden da auf, und hatten eine gute Gelegenheit, das Rieſengebirge von dieſer Seite zu beobachten. Aus den

Fenſtern des Schloſſes ſieht man ſehr gut jene Kette, welche bey Schmiedeberg Böhmen und Schleſien trennt, d. h. die höchſten Gipfel des Rieſengebirges. Bey hellem Wetter ſieht man die Schneekoppe. Schon zwiſchen Nachod und Jaromirz hatten wir eine volle Ausſicht auf dieſe ganze Bergkette, auf deren Spitzen in dieſem Augenblicke ſchon ziemlich viel Schnee liegt, der erſt ganz kürzlich gefallen ſeyn muß; denn als ich dort war, bemerkte ich keinen.

Nahe bey Jaromirz liegt die Feſtung Pleß, oder, wie man ſie nennt, Joſephsſtadt. In dieſer Gegend kann ſie nicht anders, als gegen Preußen gerichtet ſeyn. Es iſt eine neue Feſtung, und zwar ſahen gewiſſe Theile davon ſo friſch aus, daß ſie erſt vor wenig Jahren geendiget ſeyn können.

Königingrätz, zwey Meilen von Jaromirz, iſt jetzt auch eine ziemlich anſehnliche Feſtung, indem man ſeit zwanzig Jahren viel daran gethan hat. Sie iſt die Hauptſtadt des Kreiſes, und die einzige von einiger Bedeutung, die ich zwiſchen Schleſien und Prag geſehen habe. Sie hat einen großen und ſchönen Markt mit Arkaden, mehrere recht hübſche Gebäude und eins der beſten Wirthshäuſer, (zum blauen Adler) die ich ſeit langer Zeit geſehen habe. Hier fand ich die Wachslichter wieder, einen Artikel, deſſen wir ſeit vier Monathen ganz entwöhnt worden

ſind; und ſelbſt zu Stockholm und Kopenhagen brennt man in den Wirthshäuſern gewöhnlich Unſchlitt.

Das vortreffliche Obſt und die reifen Trauben, die ich auf dem Markte in großer Menge aufgeſtellt fand, gaben mir ein eigenes angenehmes Gefühl; es war das ſüße Bewußtſeyn, wieder in einem mildern Clima zu wandeln. Auch zu Chlumetz fanden wir die Trauben in Menge, gut und wohlfeil. — Es gibt noch etwas anderes, das mir in vielen Böhmiſchen Städten Vergnügen macht, und mich an beſſere Tage und einen ſchönern Himmel erinnert. Mehrere derſelben haben — ich weiß nicht welch Italiäniſches Anſehen. Es iſt etwas in der Form ihrer Kirchen, in den Arkaden, in der Größe gewiſſer Gebäude, im Anſehen der Dächer, und dann einiger Kleinigkeiten, das mich immer mit Sehnſucht nach dem Lande füllt, aus dem das Alles urſprünglich kam, ſo ſehr es auch oft von ſeinem ſchönen Urbilde abweicht.

Das Schloß des Grafen v. Kinsky zu Chlumetz, iſt von einer ſonderbaren Architektur! eine Rotunde, mit vier daran geſetzten Quadraten, ſo daß das mittlere, runde Gebäude einen großen Saal macht, aus dem man durch vier Thüren in die vier Quadrate kommt, deren jedes ſeine eigene Treppe hat. Ich will keinesweges dieſen Geſchmack empfehlen; aber von

weitem hatte das Ganze ein gewiſſes Anſehen von Größe, (ich meyne nicht Umfang; denn auf dieſen verſtehen wir uns im Norden allenfalls auch) das mich abermahls an Italien erinnerte. Das Innere iſt nicht ſonderlich; auch wohnt die Familie, wenn ſie hier iſt, in einem kleinern Gebäude, das etwas tiefer liegt, als das Schloß.

Von Chlumetz geht eine Straße gerade nach Prag; ſie iſt aber, wie die, die wir ſchon zu= rück gelegt hatten, ſehr ſchlecht. Wir wählten alſo den Umweg über Kolin, wo man auf die ſogenannte Kaiſerſtraße kommt, und von wo es noch acht Meilen bis Prag iſt, die wir denn freylich auf unſerm Wege nach Wien abermahls zu machen haben.

Der ſchwarze Adler zu Kolin hat ſich, ſeitdem ich das letztemahl hier übernachtete, we= nig gebeſſert, ſo wie die Stadt ſelbſt noch eben ſo armſelig ausſieht. Indeſſen habe ich dießmahl entdeckt, daß ſie an der Elbſeite angenehme Par= tien hat. Dieſer Strom, den ich kürzlich als einen Zuſammenfluß von Pfützen ſah, und der bey Jaromirz ein ſehr kleines Waſſer iſt, macht hier ſchon keine ganz verächtliche Figur; aber nur erſt die größere Moldau gibt ihr die Würde, in der ſie an Dresdens Mauern dahin ſtrömt.

Fünfter Brief.

Prag — Allgemeine Anſicht — Palläſte — Kirchen — der Dohm — eine Böhmiſche Predigt — Tienkirche — Tycho Brahe — Jacobskirche — Sternwarte — Univerſitätsbibliothek — ein Zauberbuch — Buchläden — Geſchmack — Reiſebeſchwerden des Paſſes wegen — der Lobkowitziſche Garten — Groß- und Klein-Venedig — Sammlung des Grafen von Hartig — der Kaiſerliche Pallaſt — das große Schauſpielhaus — Böhmiſch-Brot — Deutſch-Brot — Ausſicht auf die ganze Kette des Rieſengebirges — Weinland in Mähren und Oeſtreich — Weinleſe — Weinkeller auf dem Felde — Znaym — Ausſicht auf die Styriſchen Gebirge — Andere Berggruppen — Annäherung von Wien — der Kahlenberg — Städte in Böhmen — Landſtraße.

Prag, den 13. Oct. 1798.

Wir kamen vorgeſtern bey Zeiten hier an und freueten uns der guten Wege und der ſchnellen Beförderung, die man auf den großen Landſtraßen

dieſer Monarchie findet, und wovon wir ſeit Schweden auch nicht ein einziges Beyſpiel gehabt haben.

Ich weiß nicht recht, woher es kommt, daß ich dieſesmahl mit mehrerem Wohlgefallen auf dieſer Stadt weile, als vor vier Jahren. War es, daß ſich mein Auge durch einen zehnmonathlichen Aufenthalt in Italien an Formen gewöhnt hatte, die ich auf dieſer Seite der Alpen nicht wieder fand? — Prag iſt wirklich eine ſehr feine Stadt und, nach Berlin und Wien, vielleicht die ſchönſte in Deutſchland. Dieſes Urtheil mag Sie befremden, da Sie gewiß erwarteten, daß die dritte Stadt auf dieſer Liſte nothwendig Dresden ſeyn müſſe. Vielleicht haben Sie auch recht, und faſt glaube ich ſelbſt, daß der ſtrenge Kenner zum Vortheile der letztern entſcheiden ſollte. Aber es gibt in Prag wirklich an die funfzig Gebäude, die Sie mit allem Rechte Palläſte nennen können, und wovon die größere Hälfte anſehnlicher iſt, als die wichtigſten Gebäude dieſer Art in Dresden. So artig und niedlich auch dieſe letztere Stadt iſt, und ſo ſehr ich ſie durch meinen letzten Aufenthalt daſelbſt aufs neue liebgewonnen habe, ſo hat ſie doch etwas Kleines, ſo bald man ſie mit Prag vergleicht. Freylich muß man die großen Gebäude zu Prag nicht nach den ſtrengen Regeln der ſchönen Baukunſt beurtheilen! Nur wenige würden eine ſcharfe

Prüfung aushalten. Aber ihre allgemeine Anſicht hat etwas Großes, das immer eine gute Wirkung macht, und worüber man oft das Einzelne vergißt, obſchon dieſes Große bisweilen in nichts anderm beſteht, als in Höhe, Breite und Tiefe. Und ſo glaube ich, daß irgend eine gegebene Zahl von anſehnlichen Gebäuden in Dresden von einem beſſern Geſchmacke iſt, als eine gleiche Zahl derſelben in Prag; Aber die Wirkung im Ganzen bleibt immer groß und ſchön, und dann hat das reichere Prag ſolcher Gebäude in weit größerer Menge. Die Privathäuſer, oder, wenn Sie wollen, Palläſte, die ich dieſesmahl beſonders bemerkt und mit vorzüglicher Aufmerkſamkeit betrachtet habe, ſind die der Fürſten von Lichtenſtein, Lobkowitz, Kinsky, Mansfeld und Kaunitz; — die der Grafen Czernin, Martinitz, Klamm, Carolat und einiger anderer, deren Nahmen mir nicht einfallen; — das Haus des General Thun, und des Großherzogs von Toscana, der Erzbiſchöfliche Pallaſt und einige Gebäude der Regierung. — Auch hat die hohe Lage, der Altflorentiniſche Styl und die ruſtiſche Größe, die ſich an dem Hauſe des Fürſten von Schwarzenberg findet, etwas Auffallendes, das mich an das funfzehnte und ſechzehnte Jahrhundert in Italien erinnert. — Das Haus, nicht weit vom Kaiſerlichen Pallaſte,

das Ferdinand I. erbaute, und das ſich durch ſeine Architektur auszeichnet, konnte ich dießmahl nur in einiger Ferne ſehen, denn leider hat man ein Laboratorium für die Armee daraus gemacht, und die innern Verzierungen ſollen ſehr beſchädiget ſeyn.

Der Erzherzog Carl, der jetzt zu Prag ſeinen regelmäßigen Aufenthalt hat (obſchon er in dieſem Augenblicke nicht hier iſt) wohnt nicht auf der Kaiſerlichen Burg, ſondern beſitzt ein Paar anſehnliche Häuſer, die ihm ſeine Tante, die Herzoginn von Sachſen-Teſchen hinterlaſſen hat, und die nun ſo verbunden ſind, daß ſie eins ausmachen.

Unſer Lohnbedienter iſt ein großer Liebhaber von Kirchen, und da es uns nicht darauf ankommt, wie lange wir hier bleiben, ſo ſind wir ihm geſtern und heute in alle diejenigen gefolgt, in die er uns geführt hat. Ich habe ihrer vielleicht zwölf bis funfzehn geſehen, wovon die größere Zahl, in ihrer Art, ſchön iſt, und ich halte Prag, in dieſer Rückſicht, für die erſte Stadt in Deutſchland, denn ich glaube, es hat hierinne ſelbſt vor Wien den Vorzug. Von außen zeichnen ſich nur wenige vortheilhaft aus; aber ihr Inneres iſt gut, und zum Theil in einem großen und ſchönen Style. Schade, daß in den allermehreſten ſo viel Tand und koſtbare Spielerey iſt. — Der Dohm, oder vielmehr das Stück

davon, das man ſo nennt, verdient in einem ho- hen Grade geſehen zu werden. Es iſt ein feines Gothiſches Gebäude aus der beſten Zeit, und würde ein herrliches Denkmahl dieſes Styls ſeyn, wenn es ganz wäre. — In meinen Wan- derungen durch die Kirchen hörte ich auch einen Theil einer Böhmiſchen Predigt von einem Fran- ziskaner. Der Mann unterhielt mich durch die äußerſte Ruhe, mit der er jede Periode anfing, und durch den Feuereifer, womit er ſie endigte. Sein ganzes Weſen gerieth dadurch in Bewe- gung, und doch erhielt er augenblicklich die Ruhe wieder, womit er jede folgende Periode anfing. Ich konnte mich lange von dem Manne nicht losreiſſen, ob ich ſchon kein Wort von ſeiner Predigt verſtand. So bald ich heraus kam, fragte ich, was alle die Wörter in — owsky bedeute- ten, deren er eine ungeheure Menge am Ende jeder Periode zuſammenhäufte? Und da erfuhr ich, daß es lauter Sünden waren, als Hurerey, Völlerey, Concerte, Spiele, Theater, Moden, Tanzen und was dergleichen Sünden mehr ſind. — In der Tienkirche beſahe ich das Denk- mahl des Tycho Brahe, welches nichts wei- ter als eine übel zugeſchnittene ritterliche Figur auf einem Leichenſteine iſt. Dieß war das dritte Mahl, daß ich im Verlaufe von vier Monathen lebhaft an ihn erinnert wurde. Ich ſtellte man- cherley Betrachtungen über einen Mann an, deſ-

ſen ganz beſonderes Schickſal es war, daß alles, was er in ſeinem Leben bauete, anlegte, ſammelte und that, vernichtet und zerſtreut werden ſollte. Sein Schickſal im Leben war nicht glücklicher. Sie wiſſen, daß er große Summen auf ein Gut verwandte, das er auf der Inſel Hween zwiſchen Seeland und Schweden beſaß, daß er da einen großen Thurm baute und ihn mit vielen mathematiſchen Inſtrumenten ausſtattete. Als ich vergangenen Sommer in der Nähe dieſer Inſel war, und einige Luſt hatte, ſie zu beſuchen, erfuhr ich, daß von dem Schloſſe ſo wohl, als von den übrigen Anlagen faſt gar nichts mehr zu ſehen wäre. Ich verfolgte ſein Andenken auf der Sternwarte zu Kopenhagen, und fand auch da keine Ueberbleibſel des Mannes. Sie erinnern ſich, daß er Dänemark mit Verdruß verließ, und ſeine Inſtrumente, die damahls vielleicht die wichtigſte Sammlung in Europa waren, mitnahm. Er ſetzte ſich nunmehr zu Prag; aber auch hier iſt wenig mehr von ihm übrig. Man zeigte uns auf der Sternwarte ein Paar Stücke aus ſeiner Sammlung, die aber nicht von Wichtigkeit ſind. Vieles haben die Schweden im dreyßigjährigen Kriege von hier weggeführt; aber auf der Sternwarte zu Stockholm findet ſich nichts davon. Zu Upſala ſoll man ein Paar Stücke haben; aber ich konnte die dortige Sternwarte nicht zu ſehen

bekommen. Endlich bleibt das Syſtem dieſes Mannes übrig, worauf er vielleicht ſeine Unſterblichkeit bauete; Aber dieſes iſt längſt auf die Seite gelegt, und würde ſchon vergeſſen ſeyn, wenn es nicht auf Schulen und Univerſitäten in der Geſchichte der Sternkunde gelehrt würde, wie man ſo etwas hiſtoriſch mitnimt.

Unter den hieſigen öffentlichen Gebäuden verdienen die drey, die den Jeſuiten gehörten, vorzügliche Aufmerkſamkeit. Sie zeichnen ſich durch einen Styl von Großheit aus, den ich faſt an allen Gebäuden dieſes Ordens, wo ich ſie auch fand, bemerkt habe. Vorzüglich ſchön iſt die Jacobskirche, die ihnen gehörte. — Auf einem dieſer Gebäude befindet ſich die Sternwarte, die aber kein gutes Local und einen beſchränkten Horizont hat. Es fiel mir auf, ſo wenig Inſtrumente von Bedeutung zu ſehen, und da erfuhr ich, daß die Regierung gar nichts dafür thut, daß das mehreſte, was man hier ſieht, von einem Privatmanne herrührt, und daß der Profeſſor jährlich 350 Gulden Beſoldung hat. Dieſer letztere, deſſen Bekanntſchaft wir bloß dadurch machten, daß wir die Sternwarte zu ſehen verlangten, empfing uns auf das höflichſte und verbindlichſte.

Eben die freundliche und gefliſſentliche Aufmerkſamkeit fand ich an dem Unteraufſeher der Univerſitätsbibliothek. Dieſe Sammlung

nimmt einen beträchtlichen Theil des ehemahligen Jeſuitencollegiums ein, und gehört gewiß unter die größern und wichtigern in Europa. Sie ſoll auf 100,000 Bände enthalten, und hat jährlich 3000 Gulden zu ihrer Vermehrung: eine Summe, die noch gelegentlich von der Canzley erhöht wird. Der Ankauf ſteht unter keiner Einſchränkung irgend einer Cenſur! Man kauft, was man für gut und nützlich hält, und kümmert ſich nicht darum, ob das Werk im Wiener Verzeichniſſe der verbothenen Bücher ſteht. Ich fand hier eine große Menge der neueſten Bücher aller Länder und aller Religionen, ohne alle politiſche, oder religiöſe Hinſicht. Auch wunderte ich mich über die Zahl der großen und koſtbaren Werke, beſonders ſolcher, die es durch ihre Kupferſtiche ſind; ich fand da nicht nur die wichtigen und bekannten Bücher der Archäologie, Naturgeſchichte, Zergliederungskunſt ꝛc. ſondern auch jene Werke, durch welche die letzten Jahrzehende ſich auszeichnen, als da ſind die verſchiedenen Voyages pittoresques, die Ausſichten von Indien und die mannigfaltigen, durch ihre Kupferſtiche koſtbaren Werke der Engländer. Von dieſen letztern ſahe ich mehrere, die nur ganz kürzlich erſchienen ſind, und die bis zu dem Anfange des gegenwärtigen Jahres gehen. Ich ſchließe aus dem allen, daß dieſe Büchersammlung unter einer ſehr erleuchteten und dabey ſehr aufmerkſamen und

thätigen Aufſicht ſtehet. — Den Beſchluß unſe- rer Unterhaltung machte ein Zauberbuch, das man vor einigen Jahren einem Menſchen unter einem Thore abnahm, und von dem ich etwas umſtändlicher reden will, weil es mich zu gar mancherley Betrachtungen über den Geiſt unſerer Zeiten, über Aufklärung auf der einen und dunkele Finſterniß auf der andern Seite führt. Der Eigenthümer ward gefänglich eingeſetzt, und eine hohe Obrigkeit erkannte, nach weiſer Ueberlegung und nach gehörig geäußertem Abſcheue, dem Buche zu, daß es verbrannt werden ſollte. Jemand, der klüger war, (der damahlige Bi- bliothekar, wenn ich nicht irre) meynte, daß ſo ein Buch in die Geſchichte des Zeitgeiſtes gehöre, daß es ſich immer der Mühe lohnte, in den öf- fentlichen Sammlungen es aufzuheben, und kurz, er wußte es dahin zu vermitteln, daß die Sache nach Wien verſchickt wurde, wohin denn auch das Buch, als corpus delicti, ging. Joſeph der Zweyte fand viele Beluſtigung daran, behielt es einige Zeit, zeigte es gelegentlich in Geſellſchaf- ten, und ſchenkte es nachher der Prager Biblio- thek. Es iſt ein anſehnlicher Quartant, mit un- ſäglicher Mühe ausgearbeitet. Alles iſt umſtänd- lich in deutſcher Sprache beſchrieben, und die her- vorgezauberten Erſcheinungen ſind gezeichnet und in Farben ausgeführt. Die Buchſtaben ſind faſt durchaus Römiſch, ſehr wohl geſchrieben, noch

weit beſſer aber die Hebräiſchen. Tohu Vapohu, Adonai, Tetragrammaton und alle die bekannten Wörter der Geiſterbanner und Hexenmeiſter zeichnen ſich durch ihre Schönheit vorzüglich aus. Ich las hin und wieder, und fand die Sprache ſchlecht, ungrammatiſch und zum Theil barbariſch. Man ſollte denken, Leute von Erziehung könnten unmöglich durch ein ſolches Buch geäffet werden! Wer ſind nun diejenigen, auf die, in unſern Zeiten, ein ſolcher Betrüger wirkt, der von der Art zu ſeyn ſchien, daß ihn gemeine Leute nicht hinlänglich bezahlen konnten? Vermuthlich alſo wohl auf vornehme, oder reiche Leute ohne Erziehung. — Nebenher bemerke ich, daß man dieſen Menſchen entkommen ließ.

Ein anderer Beytrag zur Geſchichte unſerer Zeit und dieſes, oder jenen Landes! — Wenn ich Muße habe, verweile ich regelmäßig vor den Buchläden der Städte, durch die ich reiſe, und leſe die Titel aller Bücher, die man an den Fenſtern und Glasthüren aushängt. In allen dieſen Läden zu Prag fand ich — Rittergeſchichten, Geiſtergeſchichten, Schaudergeſchichten ohne Ende; wundervolle Erzählungen, außerordentliche Begebenheiten, kurz eine Welt, die für mich ſo neu iſt, daß ich nicht wußte, ob ich mehr über meine Unwiſſenheit, oder über den Zeitgeiſt eines Theiles von Deutſchland erſtaunen ſollte. (Freylich wäre hier bloß vom großen Prager Publi-

kum die Rede; Allein ich fand in der Folge das nehmliche in mehreren Städten von Süddeutſchland, ſelbſt Wien nicht ausgenommen; und ich weiß überdieß, daß dieſe herrlichen Bücher auch einem Theil der Bewohner von Norddeutſchland nicht ganz unwillkommen ſind.) Herr Spieß machte unter dieſen Werken eine vorzügliche Figur, und ich fand ſeinen Nahmen öfterer, als irgend einen andern. — Wenn ich zuſammennehme den Geiſterunfug, den man faſt zwanzig Jahre lang in Deutſchland getrieben hat, die myſtiſchen Bücher gewiſſer hoher Orden, die Barbareyen einiger Philoſophen, die Zügelloſigkeit und den Sanscülotism einiger ſogenannten ſchönen Geiſter, und nun dieſes Heer von Schauder- Ritter- Geiſter- und Wundergeſchichten, ſo erſchrecke ich vor der Zeit, in der ich lebe, und ſehe wieder den dunkeln Jahrhunderten des Mittelalters entgegen.

Wenn ich von ungefähr in ein Familienzimmer komme, das Leuten von der beſſern Art der Mittelclaſſen gehört, und ein Paar herumliegende Leſebücher öffne, ſo beſteht die eine Hälfte aus Werken dieſes Schlages. Die Nahmen unſerer beſten Köpfe, und beſonders unſerer frühern Schriftſteller laufe ich Gefahr zu vergeſſen, ſo gar ſelten kommt mir einer davon vor. — Auf einem Poſthauſe bath ich mir kürzlich eins von den Büchern aus, die ich auf einem Tiſche auf-

gehäuft fand. Ich wählte eins über Geiſtererſcheinungen von Hofrath von Eckartshauſen zu München. Dieſer Schriftſteller geht ſehr weiſe und ſyſtematiſch zu Werke, und ſucht dem Aberglauben ernſtlich vorzubeugen. — „Man muß, ſagt er, nicht geradezu Alles glauben, ſondern eine Erſcheinung erſt genau prüfen, ehe man ihr vollen Glauben beymißt" Und nun gibt er eine Menge Regeln an, nach denen man verfahren ſoll; und dabey zeigt er ſo viel Wunderglauben und gibt ein ſolches Heer von Erſcheinungen, Poltergeiſtern, Träumen ꝛc. daß ich keiner kränklichen Perſon das Buch zu leſen rathe, wenn ſie eine ruhige Nacht haben will. Unter andern führt er eine Stelle aus Lavater an: „Erſcheinungen ſind mit Dank anzunehmen, müſſen aber nicht mit Gewalt herbeycitirt werden!" — Daß es Geſpenſter, Hexen, bedeutende Träume und Geiſtererſcheinungen gibt, beweiſt er aus der Bibel, und da iſt denn freylich weiter nichts darüber zu ſagen.

Prag, den 14. Oct.

Wer ſeit einiger Zeit in den öſtreichiſchen Staaten reiſt, muß ohne Unterlaß an ſeinen Paß denken, denn immer macht ihm dieſer etwas zu ſchaffen. Wer jetzt die Hauptſtädte dieſer Monarchie beſucht, muß den Paß bey ſeiner Ankunft abgeben, und erhält ihn nicht eher wie-

der, als den Tag vor ſeiner Abreiſe. Sind Sie nicht ganz gewiß, daß Sie Morgen abgehen wollen, ſo thun Sie wohl, ihn wenigſtens nicht heute früh hohlen zu laſſen; Schicken Sie aber Nachmittags nicht vor einer feſtgeſetzten Stunde, ſo bekommen Sie Ihren Paß nicht, und können Morgen Vormittags nicht abgehen, denn ohne Einſicht des Paſſes darf der Poſtmeiſter keine Pferde bewilligen. Dieß war gerade geſtern mit uns der Fall. — Auch iſt es ſehr nöthig, daß Sie jedesmahl, wenn man etwas auf Ihren Paß ſchreibt, das Geſchriebene nachleſen. Als ich dieſes zu Königingrätz that, fand ich, daß wir angewieſen waren, den unſrigen zu Czaslau wieder vorzuzeigen. Ich hatte eine dunkle Ahndung, daß dieſes ein Mißverſtändniß ſeyn könnte, woraus uns Verdruß erwachſen möchte, und ſuchte Belehrung. Da fand ich denn, daß, vermöge eines Befehles, den man auf meiner letzten Reiſe durch die Kaiſerlichen Staaten noch nicht hatte, jeder Fremde gefragt wird, nach welchem Orte er gehen will: und nun wird ihm ſein Weg ſo vorgeſchrieben, daß er weder rechts noch links abweichen darf, weil man ihm keine Pferde gibt. Nun hatte ich Wien als den Hauptort unſerer Beſtimmung genannt; folglich wieß man uns den geraden Poſtweg dahin an. Hätte ich alſo den Ort Czaslau in unſerm Paſſe nicht ändern laſſen, ſo hätten wir zu Kolin keine

Pferde nach Prag bekommen, ſondern hätten den geraden Weg nach der Hauptſtadt Oeſtreichs wandern müſſen. Dieß iſt ein ſehr gutes Mittel, die Reiſenden von allen Grillen, Einfällen und Abänderungen ihres einmahl gemachten Plans zu heilen.

Da wir heute nur bis Böhmiſch-Brot (vier Meilen) gehen wollen, ſo benutzten wir dieſen Tag, ſo gut wir konnten. Wir beſahen die ſchöne Ausſicht, die man auf die Stadt von dem obern Theile des Lobkowitziſchen Gartens hat: eine Ausſicht, die ich ſchon vorher bemerkt hatte, als wir ein nicht weit davon entferntes, aber höher gelegenes Kloſter beſuchten.

Ein wenig höher als die große Brücke, liegen in der Moldau zwey kleine von Bäumen beſchattete Inſeln, die man groß und klein Venedig nennt, und die einen angenehmen Spaziergang gewähren, aber ganz und gar nicht an Venedig erinnern. Auf der einen Seite iſt das Schützenhaus, wo fleißig geſchoſſen wird, wie das die vielen Scheiben bezeugen, die ich da ſahe, und auf denen ich die Quinteſſenz eines falſchen Witzes und eines höchſt verderbten Geſchmackes fand. Uebrigens gehet man da ſpazieren, ißt und trinkt.

In dem Hauſe des jüngſt verſtorbenen Grafen von Hartig ſahe ich eine ziemlich ausgeſuchte Sammlung aus allen Theilen der Na-

turgeſchichte, und einige phyſikaliſche Inſtrumente, beſonders für die Elektricität. Dieſer Mann war einſt Kaiſerlicher Geſandter in Dresden.

Der Kaiſerliche Pallaſt ſchien mir gerade zu ſeyn, was er vor vier Jahren war, eben ſo freundlich und reinlich, ſo einfach und ſo leer. Noch ſchienen alle Gemählde dort zu ſeyn, beſonders das Heer der Baſſano's; aber es war auch nichts Neues hinzugekommen, und vorzüglich — nichts Beſſeres. — Aber ſchon die Lage und Ausſicht dieſes Reſidenzſchloſſes ſind hinreichend, daß ich es immer wieder mit Vergnügen beſuchen würde.

Das große Prager Schauſpielhaus iſt ein anſehnliches Gebäude mit vier Reihen Logen und einem Parterre, in dem man vierzig Kreuzer bezahlt und zum Theil ſitzen kann. Ich ſahe da die „Folgen einer einzigen Lüge“ und fand die mehreſten Schauſpieler mittelmäßig und ganz vorzüglich ſo den weiblichen Theil der Geſellſchaft.

Die Bevölkerung dieſer Stadt; der ziemlich allgemeine Wohlſtand, den man hier ſieht; die Lebhaftigkeit, die aus beyden entſteht und der Frohſinn der Einwohner machen Prag zu einem angenehmen Aufenthalt für jeden Fremden, der ſich einige Tage hier bloß umſehen will. Für einen längern Aufenthalt iſt Wien freylich weit vorzuziehen; Indeſſen gibt es doch hier einen

zahlreichen Adel, wovon eine beträchtliche Zahl den ganzen Winter hindurch bleibt; und in gewiſſen Zeiten des Jahres finden Sie hier einen großen Theil der Geſellſchaft, die die erſte in Wien ausmacht. Eine Menge Familien, die dort die Großen genannt werden, haben auch Häuſer zu Prag, und machen, wenn ſie hier ſind, jede eine Art von kleinem Hofe, der um ſo merkbarer wird, weil ihre Zahl nicht ſo groß iſt, als zu Wien. Schon die Nahmen der mehreſten Palläſte, die ich Ihnen zu Anfange dieſes Briefes nannte, zeigen Ihnen Familien an, die man gewöhnlich unter den Großen von Wien nennt.

Wir wohnen im blauen Sterne und ſind ſo ziemlich zufrieden, weil wir den beſten Theil des Hauſes inne haben; Aber für Prag kann ich es doch kein gutes Wirthshaus nennen. Mit dem, wo ich vor vier Jahren wohnte, war ich auch nicht mehr zufrieden. Kurz, ich weiß noch nicht, welches das beſte hier iſt, denn jeder nennt ein anderes: und wo dieſes der Fall war, habe ich immer gefunden, daß keins ſehr vorzüglich iſt.

Wien, den 19. Oct.

Wir verließen Prag den 14ten und waren in weniger als vier Stunden zu Böhmiſch-Brot (vier Meilen), wo wir in dem ſehr guten Hauſe des Poſtmeiſters übernachteten. —

Den 15ten machten wir zwölf Meilen bis Deutſch-Brot, wo wir in einem ſchlechten Wirthshauſe übernachteten, wo man uns elenden Wein gab, wo ich meine eigene Bettwäſche auflegen laſſen mußte, und wo die Rechnung einen Gulden zwanzig Kreuzer mehr betrug als zu Böhmiſch-Brot. —

Von Prag bis Iglau, eine hübſche Mähriſche Stadt, war Alles für mich betretener Boden, denn ich habe dieſen Weg vor vier Jahren gemacht, da ich von Wien nach Ungarn, und von Presburg über Brün nach Prag ging. Und doch ſahe ich damahls nicht, was ich jetzt, auf einer Strecke von zwölf Meilen, faſt ohne Unterlaß in den Augen hatte. Sey es, daß die Luft damahls weniger rein war, oder daß ich nicht wußte, daß man dieſe ganze Zeit über die große Kette des Rieſengebirges, und nahmentlich die Schneekoppe, ſehr deutlich von der Straße ſieht, wenn nehmlich das Wetter ſo klar iſt, wie wir es ſeit mehreren Tagen in einem hohen Grade gehabt haben. Es iſt wirklich ein erhabener Anblick, dieſe prächtige Scheidewand in ihrer ganzen Hoheit und ſo ſcheinbar nahe zu ſehen, daß man ſie Anfangs lange und zu wiederhohlten Mahlen betrachten muß, um ganz gewiß zu ſeyn, daß das, was man bey Kolin, bey Czaslau, bey Jenikau und bis nach Steinsdorf ſieht, wirklich die Bergkette iſt, die von Glatz bis an

die Lauſitzer Grenze läuft. Die größte Entfernung kann nicht viel weniger als eine Linie von zwanzig deutſchen Meilen ſeyn. Da liegt denn zwiſchen inne beynahe ein Drittel des Königreichs Böhmen, das mit allen ſeinen Hügeln und Bergen, die freylich gegen das Rieſengebirge in keine Betrachtung kommen, wie eine ungeheure Ebene erſcheint. Gleichwohl findet man auf der ganzen Straße zwiſchen Prag und Iglau wenig flaches Land, und zwiſchen dieſer Straße und dem Rieſengebirge iſt es noch weniger ſo. Aber ſo iſt es! Nichts iſt ſchlechtweg groß, oder klein! Alles, in der Natur, ſo wie in der moraliſchen Welt, iſt verhältnißmäßig, und Gott iſt allein groß. Dieſe Täuſchung hat mich auch ſchon in der Schweiz ſehr oft überraſcht! Das ganze Land, das zwiſchen den Alpen und dem Jura liegt, und das doch hin und wieder von nicht kleinen Bergen durchſchnitten iſt, erſcheint wie eine vollkommene Ebene, ſo oft man es von irgend einer Spitze des Jura, oder der Alpen überſieht.

Wir hatten auf dem ganzen Wege von Prag nach Wien ein ununterbrochen ſchönes Wetter, und die reinſte Luft, die Sie Sich nur denken können. Dabey war alle Nächte ein ſtarker Froſt und des Morgens eine reine trockene Kälte, die unſerm ganzen Weſen eine gewiſſe Schwingkraft gab. Die Sonne war überaus kraftvoll und erwärmend, und doch überlebte das dünne

Eis die Hitze des Tages. Zwiſchen Hollabrun und Wien war in den Mittagsſtunden eine Hitze, die das Gehen beſchwerlich machte, und doch blieb im Schatten der gefrorne Boden vollkommen hart und trocken.

Von Iglau bis Wien war mir Alles neu. Es iſt ein ſchöner Strich von zwey und zwanzig Meilen, wovon die eine Hälfte in Mähren, die andere in Oeſtreich liegt. Die Berge ſind höher und die Ausſichten mannigfaltiger und angenehmer, als im Innern von Böhmen. Dabey iſt ein großer Theil davon Weinland, und einige Striche tragen ein Gewächſe von Nahmen, das auch außer den engen Grenzen ſeines Geburtsortes bekannt und geſchätzt iſt. Ich fand in zwey Wirthshäuſern einen ſehr guten Wein aus dieſen Gegenden, beſonders zu Hollabrun, wovon uns das Maß, das reichlich eine und eine halbe Kanne hält, mit ſechs und dreyßig Kreuzern angerechnet wurde. Ich bin gewiß, daß dieſes Maß dem Einheimiſchen, der im Ganzen kauft, höchſtens achtzehn Kreuzer zu ſtehen kommt; das wäre die Kanne zu zwölf Kreuzern. Glückliches Volk der Weinländer, die ſich mit wenigem Gelde den Genuß eines reinen Gewächſes verſchaffen können, das in manchen Städten von Norddeutſchland für keine Summe zu haben iſt.

Es fiel mir auf, daß in mehreren Strichen den 17ten und 18ten October die Weinleſe noch

nicht ganz zu Ende war; und bey der Gelegenheit erfuhr ich, daß ſie hier ſelten früher und in Ungarn noch ſpäter gehalten wird. — Das Geſchäfte des Weinmachens iſt in allen den Strichen von Mähren und Oeſtreich, durch die ich jetzt gegangen bin, in den Händen armer Leute, die ihn mit wenig Vortheil auszubringen wiſſen. Die großen und ſtarken Preſſen, die man in der Schweiz und in den Rheinländern gebraucht, ſcheinen hier faſt unbekannt zu ſeyn, und ſtatt ihrer ſahe ich hin und wieder, oft an der Landſtraße und unter freyem Himmel, kleine, armſelige Maſchinen ohne Kraft. — Die Hülſen und Kämme, aus denen in Frankreich ein vortrefflicher Branntwein gemacht wird, und die man auch in der Schweiz hin und wieder zu dem nehmlichen Zwecke verwendet, wiſſen ſie hier gar nicht zu gebrauchen. Sie werfen ſie geradezu weg, nach ihrem eigenen Geſtändniſſe, ſo daß ſie an manchen Orten nicht einmahl den Vortheil eines Düngers daraus ziehen.

In vielen Gegenden bemerkte ich auf den Feldern, längſt den Weinbergen hin und an der Landſtraße eine Art von Gewölben, die man ſchief an einen Hügel hineingearbeitet, oder auch auf der Ebene aufgemauert und mit Erde bedeckt hatte. In dieſe legt man Vorräthe von Wein, den man ſo eben auf dem Flecke gemacht hat, und den man nachher für den Hausgebrauch ſo

wohl als für die Verſendung herausnimmt und von da verführt, ſo wie Bedürfniß und Umſtände es erfordern.

Wir kauften Trauben faſt überall, wo ſie zu haben waren, und fanden ſie mehrentheils wohlfeil und darum nicht weniger gut. An manchen Orten gab man ſie in ſolcher Fülle, daß ich nicht im Stande war, für drey Kreuzer auf einmahl zu eſſen. Uebrigens iſt die Weinleſe hier, ſo wenig als in der Franzöſiſchen Schweiz eine Zeit der Freude und des frohen Genuſſes. Der Unterthan frohnt entweder für ſeinen Herrn, oder, was gewöhnlicher iſt, der Landmann betrachtet die Weinleſe als das Mittel, das ihn in den Stand ſetzt, ſeinen Pacht, ſeine Zehnden und ſeine übrigen Abgaben zu erſchwingen.

Znaym, der einzige Ort von einiger Bedeutung zwiſchen Iglau und Wien, iſt eine recht hübſche Provinzialſtadt, mit einem guten, reinlichen Wirthshauſe am Markte. Das in einer kleinen Ferne davon entlegene Kloſter, welches man dicht an der Landſtraße ſieht, iſt groß, ſchön und verſprechend. Es iſt ein reiches Prämonſtratenſerſtift in einer angenehmen Lage am Fluſſe Taya.

Von hier aus werden die Ausſichten in die Ferne allmählich intereſſant, und endlich groß und prächtig. Sie ſehen nehmlich, ſo oft Sie auf eine Anhöhe kommen, eine Reihe von Bergen,

deren weite Ferne und unbeſtimmter Umriß ein hohes Gebirge andeutet, dergleichen es in der Gegend, wo Sie es zu ſehen glauben, keins gibt. Wer auf der Seite von Linz nach Wien gekommen iſt, weiß, daß auf dieſer ganzen Straße nur Berge von einer ſehr untergeordneten Größe zu ſehen ſind. Indeſſen legen ſie eine Meile nach der andern zurück und dieſe Bergkette wird immer höher, ohne daß Sie ihr verhältnißmäßig näher kommen. Sie fragen die Poſtknechte von einer Station zur andern, und bekommen immer zur Antwort, daß es hohe Berge hinter Wien ſind. Sie kommen endlich Wien immer näher, und die fernen hohen Gebirge werden niedriger, weil ſie durch näher liegende zum Theil bedeckt werden. Endlich begreifen Sie denn freylich, daß Sie dieſe ganze Zeit über die hohe Bergkette geſehen haben, welche die Grenze von Oeſtreich und Steyermark macht, und erſtaunen über ihre Höhe und über die Reinigkeit der Luft, die ſie Ihnen in einer ungeheuern Ferne ſchon in Mähren und durch einen großen Theil von Niederöſtreich ſehen ließen. In der Ferne von ſechs, ſieben und acht Meilen von Wien, zeigten ſie ſich am ſchönſten.

Auch nach der Seite hin, wo Oeſtreich, Mähren und Ungarn an einander grenzen, ſah ich einige ſchöne Berge, die ich, als ich von Presburg nach Brünn reiſte, ebenfalls nicht

gewahr worden war, ob ich ihnen ſchon damahls näher geweſen ſeyn muß. Aber die äußerſt reine Luft, die wir auf dieſer Reiſe hatten, zeigte uns ſo manches, was man zu andern Zeiten nicht ſiehet. Uebrigens waren dieſe letztern mehr einzelne Berge und Berggruppen von kleinem Umfange, als ganze Gebirgsreihen.

So wie man der Stadt Wien näher kommt, erheben ſich die Berge in der Nähe der Donau und verſtecken die fernen höhern Innerhalb zwey Meilen von dieſer Stadt kommt man in eine liebliche Gegend, in der eine Anhöhe beſonders ſich auszeichnet, in welcher ich den Kahlenberg wieder erkannte. Jedermann beſucht ihn von Wien aus; aber die Ausſicht, die ich vor vier Jahren da fand, dünkte mich nicht die pomphaften Beſchreibungen zu verdienen, die einige meiner Vorgänger davon gemacht haben. Von ſeiner nördlichen Seite, von der ich ihn jetzt ſahe, zeigte er ſich mir ungleich ſchöner.

Ich habe nun die Länge von Böhmen zwiſchen Wien und Dresden, und dann wieder zwiſchen Prag und Glatz durchlaufen, und auf dieſen Strecken von mehr als ſechzig Deutſchen Meilen, auch nicht eine einzige Stadt von Bedeutung gefunden, Prag ausgenommen. Auf dieſer ganzen weiten Ausdehnung findet ſich keine Stadt, die dem Sächſiſchen Chemnitz, Zittau,

Naumburg, oder auch nur Freyberg am innern Werthe gleich käme. — Eben ſo wenig finden Sie hier die Menge von kleinen Edelhöfen, die einem in Sachſen ohne Unterlaß vorkommen, und alle Dörfer und Straßen beleben. Zwiſchen Prag und Dresden, oder Prag und Iglau wüßte ich doch auch nicht einen einzigen Ort, in der Nähe der Landſtraße, der ſich nur einigermaßen auszeichnete. Und gleichwohl iſt Böhmen ein Land, das die Natur mehr begünſtiget hat, als Sachſen. Aber das Land in Böhmen gehört den Großen, die ſich nur wenig da aufhalten, und der kleine Adel, ich meyne den, der kleine Güter hat, iſt nicht zahlreich.

Es iſt doch etwas Eigenes, daß Deutſchland zu ſchlechten Straßen gleichſam verurtheilt zu ſeyn ſcheint! Während daß alle benachbarte Länder umher die ihrigen auf einen guten, oder erträglichen Fuß geſetzt haben, gibt es in Deutſchland noch ganze Provinzen, die keine gemachten Wege beſitzen; und in mehreren Strichen, wo man noch hin und wieder einige bauet, werden Sie nicht unterhalten. — Zeither zeichneten ſich die Oeſtreichiſchen Staaten in dieſem Punkte auf eine vortheilhafte Art aus, und vor vier Jahren machte ich in den Ländern dieſer Monarchie immer acht Meilen in ſieben Stunden, den Aufenthalt mit eingerechnet. Zwi-

ſchen Prag und Wien hat dieſes nun auch ein Ende. Die erſten Meilen zwar waren gut; aber ſo wie wir weiter kamen, fand ich dieſe Straße ganz ausgefahren, und die Spuren ſo tief, daß ein Wagen, der das Geleis nicht hält, zu Grunde gerichtet wird und dabey im höchſten Grade beſchwerlich iſt. Je beſſer alsdann Ihre Federn ſind, je elaſtiſcher Ihr Wagen hängt, deſto mehr werden Sie umhergeworfen. —

Sonſt ging die große Straße für die Frachtwagen zwiſchen Wien und Hamburg über Tabor nach Prag, und von da über Schlan nach Marienberg in Sachſen, Chemnitz u. ſ. w. ſo daß die Poſtſtraße gar nicht berührt wurde. Dieſe Straße über Tabor iſt ſeit kurzem eingegangen, d. h. ſie iſt ſo ſchlecht, daß ſie nicht mehr fahrbar iſt, und nun gehen alle Güter auf der Poſtſtraße. Die Zahl der Leute, die man zum Ausbeſſern hielt, iſt vermuthlich noch die nehmliche, wie ehemahls, während daß jetzt doppelt dieſe Zahl vielleicht kaum hinreichend ſeyn würde für das vermehrte Bedürfniß. — Ueberhaupt aber werden wir nie im Stande ſeyn, eine große Güterſtraße gut zu erhalten, ſo lange das breite Rad nicht eingeführt, und die Laſt nicht beſtimmt wird, über die ein Fuhrmann nicht laden darf. Das breite Rad aber können wir nicht erzwingen, ſo lange nicht alle Provinzen, durch

die ein Fuhrmann zu gehen hat, gemachte Straſ-
ßen beſitzen. — In England hat man Räder
an den Laſtwagen, die von acht bis vierzehn Zoll
breit ſind. Je breiter ſeine Räder ſind, deſto we-
niger bezahlt der Fuhrmann Straßengeld. Die
von vierzehn Zoll bezahlen gar nichts.

Sechster Brief.

Schwierigkeit, in den Wirthshäuſern von Wien unterzukommen — Privatwohnungen für Fremde — Dornbach — Belvedere — Schönbrunn — Baſtion hinter der Kaiſerlichen Burg — der Augarten — der Prater — neue und groſse Gebäude, die ſeit einigen Jahren errichtet worden ſind — Veränderung auf dem Stephansplatze — die Millerſche Kunſtſammlung — das Kaiſerliche Naturaliencabinet.

Wien, den 1. Nov. 1798.

Als wir den 18ten October hier ankamen, muſsten wir vor ſechs öffentlichen Häuſern anfahren, ohne daſs wir Platz finden konnten. Wir waren endlich des Herumtreibens müde, und nahmen im ſiebenten ein einziges Zimmer an, weil man uns bald mehrere und beſſere zu ſchaffen verſprach. Wirklich erhielten wir nie mehr, als zwey für uns und ein drittes für die Bedienten. Aber die öffentlichen Häuſer zu Wien ſind, wie bekannt, nicht dazu geeignet, lange in ihnen zu

bleiben. Jeder Fremde, der einigen Aufenthalt in dieſer Stadt zu machen gedenkt, ſieht ſich, ſo bald als möglich, nach einer Privatwohnung um. Das thaten wir denn auch und beſahen, zehn Tage lang, eine Menge Wohnungen, für die man dreyßig, vierzig bis funfzig Dukaten monathlich forderte. Aber es ging hier, wie überall; man findet immer nur mit Mühe das, was man gerade bedarf. Diejenigen betrügen ſich, welche glauben, daß man hier in wenigen Stunden eine Wohnung von vier, fünf bis ſechs Stücken ſich ausſuchen kann, wie man ſie gerade wünſcht, zumahl im Winter. Ich machte dieſe Erfahrung ſchon einmahl im Sommer, und fand immer einige Unannehmlichkeiten, oder zu wenig, oder mehr, als wir gerade brauchten. — Wer entſchloſſen iſt, einige Zeit zu bleiben, thut nicht wohl, ſeine Wohnung monathlich zu nehmen. Wer auf drey Monathe miethet, bekommt ſie um zwölf, funfzehn und achtzehn pro Cent wohlfeiler. Manche Hauswirthe, die die Ruhe lieben, wollen ſich auf monathliche Miethen gar nicht einlaſſen. So ſchlug der Eigenthümer der Wohnung, die wir in ein Paar Tagen beziehen werden, ſechs und dreyßig Dukaten monathlich aus, ließ ſie aber für neunzig auf drey Monathe, nachdem ich ihn verſichert hatte, daß wir vermuthlich ein halbes Jahr bleiben würden. Sie iſt in einem der beſten Theile der Stadt,

und beſteht aus fünf Stücken, wovon drey auf den Graben und zwey auf den Peterskirchhof gehen. Bey allen Wohnungen der Art wird die weibliche Bedienung noch beſonders bezahlt. Man gibt dafür monathlich von ſechs bis zehn Gulden. Manche Hauseigenthümer laſſen ſich gar nicht darauf ein, wie es z. E. bey unſerer Wohnung der Fall iſt. Dieß macht aber keine Schwierigkeit; denn es gibt eine Menge weiblicher Perſonen, die ſich für obige Preiſe miethen laſſen, und zu feſtgeſetzten Stunden täglich ein Paar Mahl kommen und alle weibliche Geſchäfte verrichten. Viele dieſer Perſonen wohnen ſchon im Hauſe, oder arbeiten für den Hauseigenthümer, (und ſo fand ich in der Folge, daß die unſrige immer in der Nähe war, und daß wir über dieſen Punct nie zu klagen hatten.)

So bald wir einmahl für künftigen Monath unſerer Wohnung gewiß waren, beſchloſſen wir, in dem Gaſthofe zu bleiben, in dem wir zuerſt abgeſtiegen waren. Es iſt ein Haus, das hier weder vom erſten, noch zweyten Range iſt; Gleichwohl hält man in demſelben einen Küchenzettel, auf dem ich täglich drey bis vier Arten von Fiſch, Haſen, Hirſch, wildes Schwein, Faſanen, Rebhühner, Schnepfen, kleine Vögel, und Fleiſch und Geflügel ohne Ende finde. Dieſe Leute glauben, ihre Gäſte nicht standesmäßig zu bedienen, wenn ſie ihnen nicht den Tiſch mit

einem ganzen Heere von Speiſen bedecken. Jede Schüſſel wird beſonders gerechnet, und doch iſt die Mahlzeit für uns beyde ſelten viel über drey Gulden gekommen. Für zehn bis eilf Gulden täglich, haben wir zwey vortreffliche Mahlzeiten, drey bis vier Flaſchen ſehr guten Wein, drey Zimmer und Wachslichter. In Berlin, Dresden, Leipzig, iſt kein Gaſtwirth im Stande, Ihnen für dieſen Preis das zu geben, was wir hier haben. Wien, obſchon theurer, als ſonſt, iſt alſo, verhältnißmäßig, noch immer eine wohlfeile Stadt.

Da wir den größten Theil des Winters hier zuzubringen gedenken, ſo haben wir Zeit, mit Muße Alles zu ſehen, wieder zu ſehen und zu genießen. Ich habe die erſten zwölf Tage vorzüglich damit zugebracht, alte Bekanntſchaften zu erneuern, neue zu machen, und unſer geſellſchaftliches Leben in einen gehörigen Gang einzuleiten. Hier machte ich abermahls die alte und richtige Erfahrung, daß Reiſende ſich immer wieder finden. Welche Menge von Menſchen, die ich mehr oder weniger kenne, habe ich nicht ſchon getroffen, in der kurzen Zeit, die ich hier zugebracht habe! Mich dünkt, gewiſſe Geſichter ſieht man überall wieder! Es gibt Menſchen von einem ſo raſtloſen Geiſte, daß ſie immer in einigen Jahren eine gewiſſe Zahl der Hauptſtädte von Europa durchwandern. Ich kenne einige

Engländer dieſer Art; aber noch weit mehr Pohlen, und dann eine gewiſſe Zahl von Liefländern und Curländern. Sonderbar iſt es immer, daß man ſich ſo bald findet, in einer Stadt wie Wien! Aber es ſcheint, alle Reiſende haben für mehrere Dinge ein gemeinſchaftliches Intereſſe, und an den Orten, wo es befriediget wird, ſtößt man immer wieder zuſammen. Angenehm iſt immer eine bekannte Stimme an Orten, wo man ſie nicht erwartet. Am Tage unſerer Ankunft, noch ehe wir ein Obdach finden konnten, riefen uns, vor einem Gaſthauſe, Stimmen in den Wagen, aus dem wir noch nicht ſteigen durften. Es waren Engländer, die ich vor vielen Jahren in ihrem Vaterlande kannte, und die ich ſchon zu einer andern Zeit in der Schweiz wieder gefunden hatte.

Wer im Herbſte nach Wien kommt, und den Winter hier zuzubringen denkt, ſollte in den erſten Tagen die Stadt vergeſſen, und jede Stunde guten Wetters anwenden, die Gegenden umher zu durchwandern und die vornehmſten Landſitze zu beſuchen. Der Winter beraubt ſie ihrer Zierde, und die Natur gewinnt in der Nachbarſchaft von Wien nicht eher ihre volle Schönheit wieder, als ziemlich ſpät im Frühjahre. Dieſem Grundſatze zu Folge haben wir zeither mehrere Orte beſucht, die ich einſt in einer ſchönern Jahreszeit ſahe.

Am Sonntage war ich zu Dornbach, dem Landſitze des Feldmarſchalls Laſcy. Ob es ſchon jetzt zu ſpät im Jahre iſt, Orte dieſer Art in ihrem beſten Gewande zu ſehen, ſo brachten wir doch den gröſsten Theil des Tages da zu, und das Ganze dünkte mich ſelbſt ſchöner, als es mir vor vier Jahren erſchien. Dornbach iſt in einer der glücklichſten Lagen zu einem Landſitze, die ich irgendwo geſehen habe, und hat das Beſondere, daſs die Ausſichten auf der einen Seite eben ſo eingeſchränkt, wild und romantiſch, als ſie auf der andern offen, groſs und reich ſind. Vor vier Jahren konnte ich nicht alle Ausſichten ſehen, weil gewiſſe Gebäude noch nicht ſtanden, die jetzt einen weiten Ueberblick gewähren. Von einem derſelben ſieht das Auge zwiſchen Bergen, die reich mit Bäumen beſetzt ſind, über die Stadt Wien hinweg, folgt weit hinab dem Laufe der Donau, und entdeckt in der Ferne die Stadt Presburg. Man ſieht das aus einem Gebäude, das einen Theil des ſogenannten Holländiſchen Dorfes ausmacht. Dieſes Dorf iſt übrigens nichts, als eine Spielerey, die aus einem Dutzend kleiner Häuſer und Hütten beſteht, wovon die mehreſten zur Wohnung einer einzigen Perſon eingerichtet ſind. Sie ſind von auſsen mit Schilf bedeckt, um ein ländliches Anſehen zu haben, inwendig aber ſehr anſtändig und reinlich meublirt. Auf dieſe Art enthält das Dorf einige

Herrenwohnungen, andere für Bediente; eine dieſer Hütten iſt für die Küche, eine andere für den Holzſtall ꝛc. eingerichtet. Die größern Häuſer aber enthalten Geſellſchafts- und Speiſezimmer.

Je mehr mir dieſes Mahl die Natur gefiel, deſto weniger Vergnügen machte mir das allermehreſte, was Menſchenhände hier gethan haben. Auf einer anſehnlichen Höhe findet ſich ein gewiſſes Pavillon, von dem man ſo ziemlich die Anlagen ganz überſieht, und da erſchienen ſie mir, mit der Natur verglichen, nur kleinlich.

Ich wollte einem jeden rathen, ſich das Wohnhaus des Marſchalls zeigen zu laſſen, weder um der Architektur, noch um der innern Verzierungen willen, denn alles das iſt unbedeutend; wohl aber wegen einer Ausſicht, die man auf die Stadt Wien hat, als prächtiger und größer man nicht leicht eine ſieht. Es iſt ein Gemählde in einem großen Rahmen! Die Stadt zeigt ſich nehmlich in der Tiefe zwiſchen zwey nahen Bergen, wovon der eine ganz bewachſen iſt, der andere zum Theil mit nackten Felſen abwechſelt. Da dieſe Berge das Gemählde ſo einſchließen, daß man im Hintergrunde nichts ſieht, als die Stadt, ſo wird das Auge durch keine andern Gegenſtände zerſtreut, und Wien zeigt ſich als ein mahleriſcher, erhabener Gegenſtand.

Eine andere ſehr ſchöne Ausſicht auf die Stadt und die Gegend umher, die man ebenfalls ſehen muß, ehe die Natur ganz einwintert, iſt die vom Schloſſe Belvedere, dem ehemahligen Sommer-Pallaſte des Prinzen Eugen, in welchem jetzt die Kaiſerliche Gemähldeſammlung ſteht. Durch die letztere iſt dieſes in einer Vorſtadt liegende Gebäude den Fremden bekannt genug; Aber gewöhnlich iſt man ſo viel mit den Gemählden beſchäftiget, daß man nicht genugſam auf dieſe erhabene, reiche, und äußerſt ſchöne Ausſichten Achtung gibt, die dieſes Gebäude darbiethet. Ueberhaupt iſt Belvedere ein ſehr angenehmer Spaziergang in dieſer Jahreszeit. Seine hohe Lage, ſeine Terraſſen und die wohl unterhaltenen Gänge machen, daß es hier immer trocken iſt, und dabey genießt man einer reinen, freyen Luft. —

Wer den Schatz von Gemählden, der hier aufbewahrt wird, mit Muße ſehen will, thut ebenfalls wohl, die guten Herbſttage noch zu benutzen, denn im Winter iſt es hier ſehr kalt, da nicht alle Zimmer geheitzt werden. Sie iſt wöchentlich drey Mahl offen, und da nehme ich gewöhnlich einen ganzen Vormittag dazu und beſuche jedesmahl nur ein Paar Zimmer, mit dem beſchreibenden und räſonnirenden Verzeichniſſe in der Hand, das Joſeph der Zweyte durch Herrn von Mechel aus Baſel machen ließ. Wer die

ganze Sammlung in einem oder zwey Vormittagen durchläuft, wird einen ſehr verworrenen Begriff davon mitnehmen, und ſich des Ganzen nur wie einer Ausſicht in einem Nebel erinnern. Er wird nicht Zeit haben, auch nur von den wichtigſten Stücken ein Bild in ſein Gedächtniß zu drücken, und an ruhigen Genuß des vielen Schönen, das ſich wirklich hier findet, iſt nicht zu gedenken.

Auch zu Schönbrunn bin ich wieder geweſen, dem vornehmſten Sommerſchloſſe des Kaiſers, eine Meile von der Stadt. Ich fand Alles ungefähr, wie ich es vor vier Jahren geſehen hatte, und bewunderte aufs neue die herrliche Sammlung ausländiſcher Gewächſe und beſonders ihre Größe. Joſeph der Zweyte ließ nicht den Saamen, ſondern die Bäume und Gewächſe ſelbſt kommen. Das macht einen großen Unterſchied in ihrem Wuchſe, und ich mußte mir eingeſtehen, daß ich nie dergleichen anderswo in dieſer Vollkommenheit geſehen habe.

Im Sommer macht man häufig Luſtpartien hieher, und findet gute Bewirthung in einem Theile des Schloſſes, das der Monarch einem Speiſewirthe aus Wien gütig einräumt. Dieſer aber gibt mit Ende des Sommers dieſe Wirthſchaft auf; Indeſſen fanden wir eine anſtändige Mahlzeit in einem andern Gaſthofe, der den ganzen Winter hindurch offen bleibt.

Wir ließen uns die Zimmer des Schloſſes zeigen, und ich fand da noch immer die nehmliche Simplicität, die ich in allen Beſitzungen zu ſehen gewohnt bin, die der regierenden Familie vom Hauſe Oeſtreich gehören. Indeſſen ſieht man hier mehrere ſehr gute, ſtattliche Zimmer, die aber freylich nicht den vorzüglichſten Sommerſitz des Kaiſers von Deutſchland andeuten. Daß ſich dieſe weitläuftigen Gebäude in einer tiefen, übel gewählten Lage befinden, haben ſchon viele andere vor mir angemerkt.

Unter den Thieren, die hier aufbewahrt werden, ſahe ich dieſes Mahl einen vorzüglich ſchönen Auerochſen. Ich habe nie etwas von der Pracht und Majeſtät geſehen. Er gehörte ſonſt in die Hetze, und iſt das einzige wilde Thier, das nicht verbrannte. Er machte ſich von ſeinen Banden los, ſprengte die Thüre und entkam. Ob ſchon von ſehr wilder Natur, ließ er ſich doch ſogleich fangen.

Wien, den 22. Nov.

Das Wetter iſt in den fünf Wochen, die ich hier zugebracht habe, gröſtentheils ſchön und mild geweſen. Indeſſen ſind doch die Styriſchen Gebirge, wovon man einen Theil von dem Stadtwalle ſieht, ſchon ſeit drey Wochen mit einem neuen Schnee bedeckt, der nicht wieder geſchmolzen iſt. Vor ein Paar Tagen ſchneyete es auch

hier, und geſtern fand ich alle die nahen Hügel, die unter den Nahmen Gallitzin, Kobenzel und Kahlenberg bekannt ſind, weiß. Doch iſt die Sonne noch immer ſehr mächtig, und ich habe in den erſten drey bis vier Wochen gefunden, daß Wien, ſelbſt in dieſer ſpäten Jahreszeit, noch manchen herrlichen Naturgenuß gewährt.

Vor vier Jahren fand ich viele Unterhaltung im Prater, im Augarten und auf dem Theile des Walles, der gerade hinter der Kaiſerlichen Burg liegt, und den man vorzugsweiſe den Wall, oder die Baſtion nannte. Hier fand ich alle Abende viele hundert wohlgekleidete Menſchen verſammelt, die ſich auf dem kleinen Platze durchkreuzten, an der Kühle des Abends ſich labten, der Muſik zuhörten, die in einem Zelte ſpielte, oder ſchwatzten und Erfriſchungen zu ſich nahmen, die bey einem in den Zelten angeſtellten Wirthe zu haben waren. — Im Augarten, den Joſeph der Zweyte dem Publikum frey gab, und wovon er das Hauptgebäude einem Speiſewirthe einräumte, fand ich immer viele Geſellſchaft, ſpeiſte auch gerne da zu Mittage. — Was der Prater im Sommer iſt — die glänzendſte Menſchenverſammlung in Europa unter freyem Himmel — iſt bekannt genug. Dieſe drey Orte des öffentlichen Vergnügens miſſe ich ungerne; Aber ſie ſind nur für den Sommer. Der Platz auf dem

Walle iſt auch nicht mehr der nehmliche! Man dachte es recht gut zu machen, wenn man ihn mit Bäumen bepflanzte; Allein man überlegte nicht, daß kein Menſch je dahin ging, um Schatten zu ſuchen, und daß man ſich immer erſt nach Sonnenuntergange da einfand. Die Bäume dienen alſo zu nichts anderm, als den ohnehin kleinen Platz noch mehr zu verengen und zu verurſachen, daß die dicht an einander gedrängten Menſchen theils wider die Stämme anlaufen, theils in ihren Bewegungen von ihnen gehindert werden.

Dagegen finde ich andere große Veränderungen, durch die Wien ſehr gewonnen hat, und wodurch es zugleich verſchönert worden iſt. Es iſt auffallend, welche Menge neuer und großer Gebäude ich in der Stadt ſo wohl als in den Vorſtädten ſehe, die vor vier Jahren noch nicht ſtanden. Wien dünkte mich immer eine ſchöne Stadt, ſo bald man bloß auf die Wirkung der Gebäude im Ganzen ſieht, und nicht im einzeln nach den ſtrengen Regeln der Baukunſt und des guten Geſchmackes ſie unterſucht; und nun iſt ſie es in einem noch höhern Maße. Auch bemerke ich an den mehreſten neuern Gebäuden einen ziemlich guten Styl.

Auf dem Stephansplatze habe ich merkliche Veränderungen gefunden, indem man mehrere kleine Häuſer abgebrochen und eine Menge

Buden, die ihn entſtellten und den Weg verſperreten, weggeräumt hat. Indeſſen iſt der Plan, den man befolgt, noch nicht völlig ausgeführt, und es ſtehen noch immer Häuſer, die weggenommen werden ſollten.

Unter den neuen Gebäuden fällt das Millerſche, am rothen Thore, vorzüglich in die Augen, weil es dem Walle ganz nahe iſt und von dieſem auf einer langen Strecke geſehen wird. Es iſt von ſehr großem Umfange, und von nicht geringen Anſprüchen von Seiten ſeiner Architektur. Solche Gebäude werden immer beydes ſehr gerühmt und getadelt. Beyde Theile haben gemeiniglich recht. Der Kenner hält ſich bey jedem Verſtoße gegen die Strenge der Regeln auf; der Liebhaber iſt mit der allgemeinen guten Wirkung des Ganzen zufrieden. Sicher iſt es, daß dieſes Gebäude den Theil der Stadt ſehr verſchönert, während daß jedermann, zu gleicher Zeit, bedauern wird, daß es da in einer verdruckten Tiefe ſteht, und nur vom Walle gut geſehen werden kann.

Der hauptſächlichſte Saal dieſes Gebäudes enthält ein Kunſtcabinet, das der hieſige Bildhauer Miller aufgeſtellt und bleibend gemacht hat. So lange Sie darinne umherwandeln, laſſen Sie Sich verführen und blenden — durch den großen und hohen Saal, durch die Verzierungen, durch den Reichthum einiger Artikel,

und durch das mancherley Schöne, das Sie mehr zu ſehen glauben, als wirklich ſehen. Kommt man wieder heraus und wiederhohlt ſich in Gedanken, was man eigentlich geſehen hat, ſo erſtaunt man, daß man ſich zu einem gewiſſen Grad von Wohlgefallen konnte hinreißen laſſen. Von Originalen iſt hier eigentlich nichts, als eine gewiſſe Zahl von Statuen, größtentheils in Wachs! Der Kaiſer und die Kaiſerinn, auf einem antiken Wagen, gezogen von vier Pferden und begleitet von den drey Hauptleuten der verſchiedenen Leibwachen; Joſeph der Zweyte mit Laudon; der König, die Königinn von Neapel, der Kronprinz und verſchiedene andere Perſonen. Es verſteht ſich, daß Alles in Lebensgröße iſt, mit natürlichen Farben und mit Kleidern von wirklichen Stoffen, alles ſehr reich und gut gearbeitet. — Der Erzherzog Carl, in ritterlichem Harniſch auf einem Fußgeſtelle, an deſſen Stufe eine weibliche Figur (vermuthlich Minerva, wirklich aber Lady Hamilton, Gemahlinn des Engliſchen Geſandten zu Neapel) ſteht, die ihm das Ordensband knüpft. Vorne ſitzen zwey weibliche Figuren, ebenfalls Portraits, wovon die eine ein Buch hält, in welches die andere ſchreibt; Alſo wohl die Geſchichte und die Unſterblichkeit. Und was ſteht in dieſem Buche? — Große Männer! Unter dieſer Rubrike leſen Sie auf zwey Seiten — Alexander Maced. — Han-

nibal — Carolus M. — Otto I. und ſo ein halbes Dutzend mehr. Und der Nahme, womit die Geſchichte dieſes Verzeichniß vermehrt, iſt — Carl, Erzherzog von Oeſtreich. —

Außer den Wachs- und Kleiderfiguren finden ſich hier Abgüſſe in Gips von Laocoon, Apollo von Belvedere, dem Schleifer und einigen andern Meiſterſtücken Griechenlands, nebſt einer Menge von Bruſtbildern nach der Antike. Dieß iſt alles recht gut für diejenigen, die die Originale nicht geſehen haben; ja ſie ſind auch dem Liebhaber willkommen, der jene geſehen und wieder geſehen hat; Aber dann ſollten die Abgüſſe ſcharf und gut ſeyn; das ſind nun aber die allerwenigſten. — Die Venus mit dem ſchönen Hintern (Kallopygia) und die Mediceiſche ſind auch hier, aber in Wachs, und mit natürlichen Farben, wirklichem Haare und einem leichten ſeidenen Gewande, das gerade ſo klein iſt, daß es auf gewiſſe Theile mehr die Aufmerkſamkeit reitzt, als ſie bedeckt. Geſchmacklos iſt das immer; Aber ich kann nicht ſagen, daß das Ganze eine üble Wirkung macht, und diejenigen, die in dieſen Götterbildern bloß ein Stück ſchönes Weiberfleiſch ſehen, müſſen noch dadurch gewinnen. Auch werden dieſe ihre Herzensfreude an dem üppigen Haarwuchſe haben, der ſich ſelbſt an den Theilen hervorſträubt, die das ſeidene Gewand bedecken ſoll. Aber daß der Künſtler

alle dieſe Haare pechſchwarz wählte, iſt wenigſtens ein neuer und ungewöhnlicher Gedanke! — Wir leſen ohne Unterlaß von dem goldenen Haare der Alten! Zwar weiß ich wohl, daß die Griechen auch ein ſchwarzes Haar ſchön fanden; Aber wir ſind nun einmahl gewohnt, uns die Venus blond zu denken. Von einigen andern Antiken ſind hier nicht Abgüſſe, ſondern verkleinerte Copien in Wachs, wie z. E. die Kämpfer aus der Tribuna zu Florenz und der Hermaphrodit. — Die Gemählde, die ſich hier finden, ſind Copien, und nicht etwan Copien vom erſten Range. —

Dieſe Sammlung iſt bis Abends um zehn Uhr offen, und in den letzten Stunden beleuchtet zu ſehen, wofür man etwas mehr bezahlt. Der Eintritt am Tage koſtet einen Gulden, wofür man bleibt, ſo lange als man will *). —

Unter den Wachsbüſten iſt auch die der Prinzeſſinn von Frankreich. Ich ſahe dieſes wirklich ſchöne Mädchen, kurz nach meiner Ankunft, im Opernhauſe. Das letzte Mahl ſahe ich ſie im J. 1788. Als ich drey Jahre nachher mich wieder in Paris befand, war ſie mit ihren Aeltern

*) Seitdem habe ich in einer öffentlichen Nachricht geleſen, daß dieſe Sammlung an einen andern Beſitzer gekommen iſt, der ſie ſtark vermehrt und die ganze Einrichtung merklich verbeſſert haben ſoll.

in den Thuillerien eingeſchloſſen. — Zu welchen mannigfaltigen, ſchmerzlichen Betrachtungen führte mich ihr Anblick!

Unter die ſehenswürdigen Dinge, die ich das letzte Mahl noch nicht hier fand, gehört das Kaiſerliche Naturaliencabinet, ſo wie es jetzt eingerichtet iſt. Es befindet ſich auf dem Joſephsplatze, dem großen Redoutenſaale gegen über, iſt alle Woche an einem beſtimmten Tage zu ſehen, und ſteht einem jeden offen, der ſich die Mühe nimmt, vorläufig ein Billet hohlen zu laſſen, das unentgeldlich gegeben wird. Haben ſich der Liebhaber ſchon zu viele melden laſſen, (welches ſelten der Fall iſt) ſo daß das Gedränge zu groß werden würde, ſo wird es für den Tag abgeſchlagen; man kann ſich aber eins für die künftige Woche ausbitten. Ich habe ſo manche und wichtigere Sammlungen geſehen, aber noch keine in der Form, die man der gegenwärtigen erſt ſeit ein Paar Jahren gegeben hat; denn den größern Theil des Weſentlichen beſaß man ſchon längſt. Anſtatt ein jedes Thier ohne Zuſammenhang, ohne Hindeutung auf ſeine Natur in einem Zimmer aufzuſtellen, oder gar den nördlichen Bär mit dem ſüdlichen Löwen zu verbrüdern, hat man jedes Thier in einer gewiſſen Handlung aufgeſtellt, und in irgend eine Art von Verbindung gebracht, die ſeinem Vaterlande und ſeiner Natur am angemeſſenſten iſt. So

ſteht ein wildes Schwein auf einer kleinen Anhöhe, die die Natur nachahmt, und vertheidiget ſich gegen Hunde, wovon der eine ihm hinten aufſitzt, der andere, der ſchon unter ihm liegt, es in den Schenkel beißt u. ſ. w. Der Tieger hat ſo eben ein nicht Europäiſches Schaf niedergeworfen, und im Genicke gefaßt; der Geyer, an dem Fuße eines wilden Hügels, ſteht auf einem Haſen, von deſſen Eingeweide er zehrt. Die kleinern Vögel ſitzen auf Bäumen, auf denen ein Neſt, in der Nähe, entweder ihre Eyer, oder ihre Jungen zeigt. Fiſchottern laufen über eine kleine Brücke, während daß andere noch den Fiſch im Munde tragen, den ſie unter der Brücke gefangen haben. Die Wände aller Zimmer ſind ſo gemahlt, daß ſie irgend eine Gegend der Natur vorſtellen, die auf die Thiere, die ſich in der Nähe finden, Beziehung hat. In mehreren Sälen ſieht man rings herum an den Wänden — nicht gemahlte, ſondern plaſtiſch abgebildete Landſchaften, Berge, kleine Häuſer, Brücken, Bäume ꝛc. In dieſen Landſchaften finden Sie die kleinern Thiere auf die vorher beſchriebene Art. Solche Theile ſind dann durch Glas vom übrigen Zimmer getrennt, ſo daß keines der aufgeſtellten Gegenſtände betaſtet, oder beſchädiget werden kann. —

Der lebendigen Thiere gibt es hier nur wenige! Die ausgeſtopften ſind vortrefflich gearbei-

tet, beſonders in Rückſicht auf ihre Stellungen, in denen die Natur ſehr genau befolgt worden iſt. — Eigentlich war es ein glücklicher Gedanke, die Thiere auf dieſe Art zu behandeln, wenn er nur immer mit Geſchmack ausgeführt worden, und man nicht hin und wieder in das Spielende gefallen wäre. Die plaſtiſchen Künſtler, die die Natur nachahmten, haben keinesweges ihr Ideal erreicht. Mich dünkt, gar vieles könnte, ſollte beſſer ſeyn. Allein wenn man auch wirklich alles gethan hätte, was ſich durch Kunſt erreichen läßt, ſo müßte, bey einem ſolchen Unternehmen, doch noch vieles mit unterkommen, was einem Spielwerke ähnlich ſieht. Dieſer Fehler muß nicht zu ſcharf getadelt werden, wie es viele thun; denn er entſteht aus der Natur der Unternehmung ſelbſt, und würde nie ganz zu vermeiden ſeyn, wenn man auch noch ganz andere Künſtler angeſtellt hätte, als hier gebraucht worden ſind. Das Ganze iſt immer eine nützliche und unterhaltende Darſtellung, und das Intereſſe, womit man jedes beſondere Thier ſieht, wird allerdings dadurch vermehrt.

Außer dem, was eigentlich zur Naturalienſammlung gehört, finden ſich hier auch phyſiſche Inſtrumente, ein ſehr großes Elektrofort, eine Harmonica, ein ſchönes Pianoforte und andere Gegenſtände der Kunſt. Auch eine Bibliothek der Naturgeſchichte. —

Die wenigen Fiſche, die hier lebendig aufbewahrt werden, befinden ſich in großen gläſernen Gefäßen, in deren Mitte ein kleiner Waſſerſtrahl ſenkrecht aufſteigt und ſo niederfällt, daß die Vaſe das Waſſer faßt, ohne daß irgend ein Theil des Zimmers benetzt wird. Solche kleine, ſpringende Waſſer haben auch die lebendigen Vögel, ſo wohl als die Bäume, auf denen ſie ſitzen.

Siebenter Brief.

Porcellanfabrike — Jahrmarkt — Oeſtreichiſche Kunſterzeugniſſe — Fabriken — das Univerſitätsgebäude — großer Saal — phyſiſcher Hörſaal — anatomiſcher Hörſaal — Sternwarte — Univerſitätsbibliothek — Naturalienſammlung — Thereſianum — Capucinerkloſter — Schule der Wundärzte — Stiftung für Taubſtumme.

Wien, den 14. Nov. 1798.

Ich bin zeither noch immer täglich umhergegangen, um die Orte zu beſuchen, die man im vollen Winter mit wenigerm Vergnügen, oder mit Beſchwerde ſieht. So war ich kürzlich wieder in der Porcellanfabrike, oder, um richtiger zu reden, in der Niederlage. Der Vorrath, den ich fand, war viel unbeträchtlicher, als was ich ehemahls hier ſahe. Man ſagt mir, die mehreſte Arbeit, die jetzt gemacht werde, ſey Beſtellung. Hat man die Zahl der Arbeiter ver-

mindert; oder hat wirklich das Porcellan jetzt mehr Abſatz, als ſonſt, ſeitdem ſo viele Familien ihr Tafelſilber haben einſchmelzen laſſen? Das weiß ich nicht. So viel iſt gewiß, daß der Vorrath von großen, wichtigen und prächtigen Aufſätzen jetzt äußerſt geringe iſt, und daß man, um von den Arbeiten der Fabrike einen Begriff zu bekommen, ſich bloß an die Probeſtücke halten muß, die auf Tafeln ausgeſtellt ſind, und nach denen ein jeder ſeine Beſtellungen machen kann. — Im Ganzen, dünkt mich, hat dieſe Fabrike an Geſchmacke und Schönheit ſeit einigen Jahren gewonnen. Ob ſie auch ihre Farben beſſer aufzutragen verſteht, als ſonſt, muß die Zeit lehren. Ueberall, wo ich Wiener Porcellan in den Häuſern ſehe, bemerke ich, daß die Farben ſich bis auf einen gewiſſen Grad verwiſchen, und daß das Grün weniger dauert, als die übrigen. — Eine neue Erfindung bemerkte ich, und, wie ich nachher erfuhr, iſt ſie ein Geheimniß, das nur dieſe Fabrike beſitzt: Man trägt Gold ſo auf, daß es ganz die Wirkung einer feinen Bronze hat. Denken Sie ſich z. E. eine goldene Guirlande, wie man ſie zu Meißen und in andern Fabriken macht. Man ſieht augenblicklich, daß ſie bloß gemahlt iſt; und dabey fehlt es an aller der Feinheit und Schärfe, und beſonders an der Basrelief-Erhöhung, die ſich nur der wirklichen Bronze geben läßt. Hier hin-

gegen finden Sie in dem aufgetragenen Golde wirklich die Erhöhung, die Sie nicht nur mit dem Auge ſehen, ſondern mit dem Finger fühlen können, und dabey iſt jede kleine Verzierung, jedes Blatt, jede Faſer ſo fein und ſo ſcharf, daß ſie von hartem Medalle und mit dem feinſten Meiſel ausgearbeitet zu ſeyn ſcheint. Dieß iſt allerdings etwas Neues in der Geſchichte des Porcellans, und gibt ihm eine große Schönheit und Vollendung. Ob aber dieſe feine und erhöhte Arbeit dauern, und nicht vielmehr eben darum, weil ſie erhöht iſt, um ſo geſchwinder vergehen wird, läßt ſich jetzt noch nicht entſcheiden *). — Die Arbeiten in Biskuit kommen den Meißnern nicht gleich; in gewiſſen andern Artikeln aber arbeitet man zu Wien beſſer und mit mehr Geſchmack.

Was den Abſatz der hieſigen Porcellanfabrike außerordentlich befördern muß, iſt die faſt gänzliche Abweſenheit der Engliſchen Producte von Wedgwood und den übrigen Staffordſhire Fabrikaten in Steingut. Gewiſſe Dinge vermißt

*) Ich habe ſeitdem Arbeit aus der Meißner Fabrike geſehen, worauf ich die nehmliche Behandlung des Goldes in Basrelief gefunden habe. Zwar war das Basrelief weder ſo ſcharf, noch ſo erhaben, als ich es zu Wien ſahe; Aber dieſer Umſtand beweiſt doch, daß dieſe Kunſt kein ausſchließliches Geheimniß mehr iſt.

man oft lange nicht, eben darum, weil man ſie nicht ſieht. Ein Umſtand, ein Ungefähr muß uns erſt darauf aufmerkſam machen. Vor einigen Tagen wünſchte ich einen Wedgwood-Theetopf zu kaufen. Der Lohnbediente wußte nicht, was das war. — „Eine von jenen ſchwarzen Theekannen, die man in der einen Hälfte von Europa faſt in allen Häuſern findet!“ — Der Menſch hatte nie davon gehört, und wußte nicht, wo ſie zu finden waren. — Eben ſo wenig ſieht man Teller von Engliſchem Steingute! Die, welche mir hin und wieder in den Wirthshäuſern der Provinz vorkamen, waren gewöhnlich Landesfabrike, ſchwer, ſehr zerbrechlich und theurer, als man in Norddeutſchland das Engliſche verkauft. In beſſern Häuſern gebraucht man Porcellan. So ſehe ich z. E. in den zwey Speiſehäuſern, die ich hier beſuche, nichts anderes. Wenn man bloß zwiſchen etwas Gutem und etwas ſehr Schlechtem die Wahl hat, ſo kauft man mehrentheils das Gute, ſo bald man den Preis bezahlen kann.

Seit mehr als acht Tagen iſt hier Jahrmarkt. Ich gehe täglich durch eine Menge Gaſſen, beſehe die Gewölber und durchwandere die verſchiedenen Reihen von Buden, womit der Hauptmarkt bedeckt iſt. Dieſe Beſichtigung hat mich zu allen Zeiten und überall, wo ich geweſen bin, beluſtiget, und hin und wieder habe ich

einen neuen Begriff dadurch bekommen. Aber meinen Theetopf habe ich nirgends gefunden, auch ſonſt nichts von allen den mannigfaltigen und artigen Artikeln, die Wedgwood und ſeine Nachahmer in die halbe Welt gebracht haben, und wovon man in manchen Städten anderer Länder viele und große Läden voll ſieht. Der Schluß von dieſen und andern Erfahrungen der Art iſt: Oeſtreich hat es durch ſeine Verbothe ausländiſcher Waaren ſo weit gebracht, daß man ſich hier einer Menge Landeserzeugniſſe bedient, die man in andern Ländern aus der Fremde zieht. Zwar hat man hier nichts, das z. E. die Wedgwoodſchen Artikel nachahmte; Aber wer ſie nicht findet, ſieht ſich genöthiget, Porcellan dafür zu kaufen, oder mit den ſchlechtern Landesartikeln vorlieb zu nehmen. Die mehreſten Waaren, die ich hier in den Gewölbern, Buden und Privathäuſern ſehe, ſind inländiſche; Doch hat dieſes ſeine Ausnahmen, wovon ich in der Folge reden will.

Eine Menge Artikel macht man hier zu Lande recht gut; aber ſie ſind theurer, als die nehmlichen Artikel zu Leipzig, Braunſchweig, Hamburg ꝛc. ſind, wo man ſie aus England zieht; und am Ende haben ſie doch nicht die Vollendung und Dauer der Engliſchen. Letzthin ſuchte ich ein feines blaues Tuch. Man zeigte mir eine ſehr ſchöne Art, die in Mähren gemacht

wird, und forderte zwölf Gulden für die Wiener Elle, wovon man zwey und zwey Drittel zu einem Rocke braucht, zu welchem alſo das Tuch drey und dreyßig Gulden koſten würde. Ich both eilf Gulden und der Mann ließ mich gehen. Tücher von andern Farben ſind wohlfeiler; aber die beſſern Gattungen koſten auch die Elle neun bis zehn Gulden und drüber. — Zu Genua hatte man ſonſt ein Sammetkleid, Rock und Beinkleider, gemacht und mit Atlas gefüttert, für ſiebenzig Gulden; hier mußte einer meiner Bekannten für den bloßen Sammet, der bey weitem nicht ſo gut iſt, als der Genueſiſche, neunzig Gulden bezahlen. — Solcher Vergleichungen könnte ich Ihnen in Menge liefern; aber die Sache iſt bekannt, und bedarf keiner weitern Erläuterung. —

Auch glaube ich keinesweges, daß die Oeſtreichiſche Monarchie durch dieſe Waarenverbothe gewinnt. Die Nation muß eine Menge Artikel theurer bezahlen, als ſie ſie aus dem Auslande ziehen könnte, und die Fabrikanten und gewiſſe Kaufleute werden dadurch zu Monopoliſten. — „Aber, ſagt man, dafür bleibt auch das Geld im Lande.“ — Freylich bleibt es im Lande; es wird aber auch auf der andern Seite keins hereingebracht. — Wer Alles machen will, macht Alles nur mittelmäßig. Befleißigten ſich die Oeſtreichiſchen Staaten gewiſſer Fabriken, die ihrem

Lande am angemeſſenſten wären, ſo würde man ausführen, und bald in den Stand geſetzt ſeyn, auch ausländiſche Artikel zu bezahlen. Ueberdieß befördert der Kauf ausländiſcher Güter allemahl den Abſatz der einheimiſchen Erzeugniſſe. Jetzt führt Oeſtreich ſehr wenig eigene Fabrikate aus, und von Naturerzeugniſſen noch lange nicht ſo viel, als es entbehren könnte. Auch will es mit den Fabriken im Großen in dieſen ſämmtlichen Staaten keineswegs fort. Der Fabrikant weiß, auf der einen Seite, daß er ſich in den mehreſten Artikeln an keine ausländiſche Concurrenz wagen darf, und daß ihm, auf der andern, ein gewiſſer Abſatz allemahl geſichert iſt, weil ſeine Landsleute ſeine Waaren nehmen müſſen. Und ſo geht er ſeinen alten Gang fort, denkt wenig an Verbeſſerung und Unternehmung im Großen, und liefert ſeinen Landsleuten eine verhältnißmäßig zu theure Waare, ohne ſelbſt dabey eben reich zu werden.

So viel von den Waaren, die in den Oeſtreichiſchen Staaten noch ziemlich gut gemacht werden! Aber es gibt andere, in denen ſie noch auffallend zurück ſind. So verſtehen ſie ſich z. E. noch ſehr ſchlecht auf die mannigfaltigen baumwollenen Artikel, für die die Stadt Mancheſter vorzüglich berühmt iſt. Man verſichert mich, daß die mehreſten gedruckten Cattune aller Art, die Pique's, Dimmities, Fuſtians, Calicos,

Muſſelinets, und wie ſie alle heißen, die mannigfaltigen Stoffe, die zuerſt aus Mancheſter kamen, und die man in mehreren Theilen Deutſchlands erträglich nachahmt, — in den Oeſtreichiſchen Staaten ſehr ſchlecht verfertiget werden, und daß von allen dieſen Artikeln, die ich in den Gewölbern und Läden von Wien ausgeſtellt ſahe, der größte Theil durch Schleichhandel in das Land kommt. Der ganze Unterſchied iſt, daß der Fabrikant häufig ſelbſt den Schleichhändler macht, und daß er eine Menge Waaren, die aus ſeiner Fabrike zu kommen ſcheinen, wirklich aus dem Auslande zieht. Und dadurch wird er abermahls zum Monopoliſten und verkauft dem Publikum um einen hohen Preis ausländiſche Güter, die dieſes weit wohlfeiler haben könnte, wenn die Einfuhr derſelben allgemein erlaubt wäre. — Was ich über dieſen Punct ſage, iſt nicht auf geradewohl hingeſchrieben! Ich habe es längſt durch Kaufleute anderer Länder gewußt, und habe zu Wien von Perſonen, denen die Sache wohl bekannt war, die volle Beſtätigung davon erhalten.

In Gold, Silber, Bronze, großen Uhren, Spiegeln, Papier- und ſeidenen Tapeten, in Holzarbeiten, Schnitzwerk, Vergoldung und Meublen aller Art arbeitet man hier ſehr gut und mit Geſchmacke. Ich habe Silberarbeiten geſehen, die die Römiſchen übertreffen. Faſt alle

Meublen und Verzierungen der zwey und zwanzig Zimmer in dem ſchönen und koſtbaren Lichtenſteiniſchen Pallaſte ſind im Lande verfertiget. Wenn etwas daran zu tadeln iſt, ſo iſt es eine gewiſſe Schwerfälligkeit, die ich in Häuſern dieſer Art in Frankreich nicht gefunden habe. Doch von dieſem Gebäude ein ander Mahl.

Ich fahre fort in meinen Bemerkungen über Gegenſtände, die ich noch vor dem vollen Einbruche des Winters beſucht habe.

Das Gebäude, welches man hier gewöhnlich die Univerſität nennt, iſt eins der anſehnlichſten in Wien, und wurde unter Franz I. errichtet. Es ſteht in zwey Gaſſen und würde der Stadt zur Zierde dienen, wenn es ſich in einem Theile derſelben befände, wo es mehr geſehen werden könnte. Hier ſind die Sternwarte, verſchiedene Hörſäle und ein großer Saal, der zu öffentlichen Verhandlungen gebraucht wird. Dieſer letztere iſt von ſehr großem Umfange, läuft durch zwey Stockwerke und iſt mit einer gemahlten Decke und einigen Statuen verziert. So wenig auch die Schönheit der Statuen, oder der Geſchmack, in welchem der ganze Saal verziert iſt, zu empfehlen ſind, ſo freuet man ſich doch, irgend ein anſtändiges Zimmer, oder Gebäude zu ſehen, das den deutſchen Muſen zu einem Verſammlungsplatze dient; denn dieſe ſind gewöhnlich ſo

ſchlecht, beſonders auf unſern proteſtantiſchen Univerſitäten, daß Deutſchland, in dieſer Rückſicht, vielleicht allen andern Ländern von Europa nachſteht.

Der phyſiſche Hörſaal, der jetzt unter Prof. Jaquin, dem Jüngern, ſteht, iſt zugleich ein Laboratorium, mit Inſtrumenten und allem verſehen, was zu chemiſchen Vorleſungen erfordert wird. Doch wird man dieſen Hörſaal nächſtens in ein oberes Zimmer verlegen, wo auch ſchon mehrere neue, und zum Theil wichtige Inſtrumente ſtehen. Jetzt ſtößt an dieſen Hörſaal ein Zimmer, in welchem eine große Menge von Inſtrumenten zu phyſiſchen und mathematiſchen Vorleſungen ziemlich unordentlich unter einander ſtehen. Sie ſind nicht eben von viel Bedeutung und werden wenig gebraucht. Hier werden auch Modelle zu Maſchinen ꝛc. aufbewahrt.

Der anatomiſche Hörſaal iſt inwendig wie ein Amphitheater eingerichtet, indem das Subject und der Lehrer ſich auf der Area, oder dem ebenen Boden befinden, um welchen ſich die Sitze der Zuhörer in einem Zirkel erheben. Nicht weit von dieſem Hörſaale iſt ein großes Zimmer, das mit Präparaten aller Art reichlich verſehen iſt.

Die Sternwarte nimmt den oberſten Theil dieſes großen Univerſitätsgebäudes ein, ent-

ſpricht aber ganz und gar nicht den übrigen. Sie iſt ſo ſchlecht angelegt, daß ſie wie eine Art von kümmerlicher Zulage auf das große Gebäude, welches ſie ſchändet, geſetzt zu ſeyn ſcheint. Außer ihrer armſeligen Einrichtung aber iſt ihr größter Fehler, daß ſie hier in einem ſehr niedrigen Theile der Stadt ſich befindet, und nicht mehr Höhe hat, als manche Privathäuſer. Die Thermometerbeobachtungen alſo, die hier regelmäßig gemacht, und in der Wiener Zeitung alle Mittwoche gedruckt werden, geben nicht den wahren Zuſtand der Atmoſphäre, ſondern den Zuſtand des durch die nahen Häuſer und in der Mitte einer großen Stadt verdickten Dunſtkreiſes. Vergleicht man dieſe Beobachtungen mit denen, die zu gleicher Zeit zu Belvedere gemacht werden, ſo iſt der Unterſchied auffallend. (Im ſtrengen Winter v. J. 1799 habe ich ein Paar Mahl gefunden, daß der Unterſchied der Kälte zwiſchen Belvedere und der Sternwarte an die zwey Grade betrug.) Indeſſen hat man doch auf der letztern einen ziemlich freyen Horizont zu aſtronomiſchen Beobachtungen. Auch findet man hier — was alle Sternwarten haben ſollten, — eine Oeffnung von oben herab durch das ganze Gebäude in den Keller. — Eine Camera obſcura, deren Spiegel beweglich iſt und auf einem Kaſten ſteht, der rings herum gedreht werden kann, gibt die Ueberſicht von beynahe ganz Wien und

einem Theile der umliegenden Gegend. — Inſtrumente hat man in Menge hier; aber ſie ſind größtentheils alt, und viele ſind für die Zwecke der heutigen Sternkunde unbrauchbar. — Von den bekannten und ſchönen Inſtrumenten der neuern Zeit, beſonders von Engliſchen Künſtlern, findet ſich faſt gar nichts. — Der hieſige Mauerquadrant ſoll neun und ein halb Schuh im Durchſchnitte haben, iſt aber auf eine ſonderbare Art durch lange eiſerne Stangen befeſtiget, weil das Gebäude die Mauer nicht tragen kann, an der er eigentlich ſtehen ſollte.

Die zur Univerſität gehörige Bibliothek ſoll auch nicht unanſehnlich ſeyn; aber ſie wird wenig beſucht, weil die Kaiſerliche, die täglich für jedermann offen ſteht, nicht nur viel vollſtändiger und zahlreicher, ſondern auch weit bequemer zum Gebrauche eingerichtet iſt.

Die beträchtliche und zum Theil ſchöne Naturalienſammlung befindet ſich nicht in dem großen Univerſitätsgebäude, ſondern in einem andern nicht weit davon entlegenen, das ſonſt den Jeſuiten gehörte. Sie iſt gut aufgeſtellt, und in einem großen Raume, wodurch dergleichen Sammlungen ſehr gewinnen. Außer mehreren ausgeſtopften Thieren von der größern Art befindet ſich hier der Elephant, der zu Schönbrunn ſtarb, und nahe dabey ſteht ſein Gerippe beſonders, welches, ſenkrecht von der höchſten Höhe

des Rückens herabgerechnet, acht Schuh hoch iſt. — Herr Prof. Jordan hat die Aufſicht über dieſe Sammlung, und iſt einer von den Gelehrten, in dem ich immer einen beſcheidenen, liebenswürdigen Mann gefunden habe.

Nehmen Sie Alles zuſammen, was ich Ihnen über die Univerſitätsgebäude und das, was ſich darinne vorfindet, geſagt habe, und Sie werden einſehen, daß die Regierung hier mehr gethan hat, als auf irgend einem andern Muſenſitze in Deutſchland. Es iſt ſehr leicht, bey Beurtheilung öffentlicher Stiftungen, von einem Ideale der Vollkommenheit auszugehen, und nach dieſem überall etwas zu tadeln. Ich behaupte aber, daß das nicht der Geſichtspunct iſt, aus welchem man menſchliche Dinge betrachten muß, weil es ſich von ſelbſt verſteht, daß alles Menſchliche ſeine Mängel haben muß, und daß dieſe Mängel bey großen Werken und Stiftungen ganz beſonders ſtatt finden, weil da immer ſo viele Umſtände und Perſonen zuſammentreffen, die der Vollkommenheit entgegen arbeiten. Wenn ich alſo an irgend einem Orte ſehe, daß in dieſem oder jenem Fache mehr, als an andern Orten, gethan worden iſt, ſo finde ich ein größeres Vergnügen darinne, das Gute zu preiſen, als bloß das noch Mangelnde und Fehlerhafte aufzuſuchen, welches übrigens angezeigt werden kann, ohne daß ſich irgend jemand dadurch beleidiget fühlen ſollte.

Im Jahre 1796 machte die hieſige Univerſität zwey und dreyßig Doctoren der Arzneykunde, ſechs und zwanzig der Rechtsgelehrſamkeit, fünf der Philoſophie, und — der Theologie keinen.

Das Thereſianum iſt ein Erziehungsinſtitut, wie ich an Pracht und Umfange keines anderswo geſehen habe. Urſprünglich war es ein Sommerpallaſt und Garten Carls VI. der auch da geſtorben iſt. Seine Tochter verwandelte es in eine Erziehungsanſtalt für Adelige; Joſeph der Zweyte hob es auf, und der gegenwärtige Kaiſer ſtellte es vor ein Paar Jahren wieder her. Verſchiedene Reiſende haben ſchon längſt vor mir die Natur und den ganzen Zweck einer ſolchen Anſtalt getadelt, und das Thereſianum als eine eigentliche Pflanzſchule für künftige Ariſtokraten betrachtet. Mehrere hellſehende Männer von meiner Bekanntſchaft, und die dabey patriotiſche Wiener ſind, ſehen es gerade in demſelben Lichte. Hier wird der adelige Knabe, gleich von Kindheit auf, von der übrigen Welt abgeſondert, um eine Erziehung zu bekommen, die ihm bey jedem Schritte ſagt, daß er ein Weſen höherer Art iſt. Man erſtaunt, wenn man das Innere dieſer Anſtalt ſieht, — die große und ſchöne Wohnung des Abts, oder Prälaten, der der Aufſeher des Ganzen iſt; die prächtigen und ungeheuern Säle mit ihren Wandleuchtern,

in denen dieſe adelige Jugend ſpeiſt, Billard ſpielt, ſich unterhält, Geſellſchaft empfängt und auch gelegentlich Bälle gibt! Wenn man durch den Stall geht, in welchem ſechs und vierzig Pferde ſtehen, und wo für noch mehrere Platz iſt; wenn man ſich die ſehr große Reitſchule zeigen läßt, den weitläuftigen Garten, die wichtige Büchersammlung und die großen, wohlverzierten Hörſäle! —

Sechs Schüſſeln bekommen die jungen Herren täglich zu ihrer Mittagsmahlzeit! Wie mancher mag ſich darunter befinden, der in ſeinem künftigen Leben genöthiget ſeyn wird, mit weit weniger vorlieb zu nehmen, und der hier den Grund zur nachfolgenden Unzufriedenheit mit ſeinen Umſtänden auf ſeine übrigen Tage legt! Wie mancher künftige Officier, der hier eine ſchlechte Vorbereitung zu dem Mangel und den Beſchwerden macht, die von dieſem Stande ſo oft unzertrennlich ſind!

Eigentlich iſt doch dieſe Stiftung für arme Knaben, die hier ihre Tafel, Wohnung, Unterricht, Licht und Feuer unentgeldlich finden ſollen. Wie hoch ſich das jährlich belaufe, können Sie daraus ſehen, daß die, welche für ihr Geld hier leben, für obige Artikel jährlich 400 Gulden bezahlen. Dabey iſt noch keine Kleidung und ſo manche andere Dinge, für die die Stiftung nicht ſorgt, und welche man jährlich zu 200 Gulden

anſchlägt. Wer alſo ganz auf eigene Koſten hier lebt, muß ſeinen jährlichen Aufwand auf 600 Gulden rechnen; diejenigen aber, die unentgeldlich empfangen werden, auf 200.

Man ſage mir nicht, daß dieſes Inſtitut nicht nur für Arme geſtiftet wurde, ſondern daß man auch eine anſtändige, öffentliche Erziehungsanſtalt für Reiche dabey bezweckte. Auch der reichere Knabe gewinnt, wenn er mit einer gewiſſen Simplicität erzogen wird, und man gewöhnt ſich leicht von dem Schlechtern an das Beſſere, während daß es im umgekehrten Falle ſehr ſchwer iſt, und der Menſch oft unglücklich dadurch wird, oder, was noch ſchlimmer iſt, nicht innerhalb ſeines kleinen Einkommens leben kann. Auch ſind 200 Gulden jährlich, für eine arme Familie, die viele Kinder hat, noch immer zu viel, und es wäre beſſer, ſolche Knaben wohlfeiler zu erziehen und ihnen weniger abzunehmen.

Die Zahl der ſämmtlichen Zöglinge iſt in dieſem Augenblicke (ich ſchreibe das im April 1799) 192. Das ganze Perſonale der Stiftung aber beläuft ſich auf 400 Perſonen. Alſo 208 Männer, um 192 Knaben zu erziehen, zu lehren, zu bedienen ꝛc. Man nimmt die Knaben ſchon im ſiebenten, allenfalls auch im ſechſten Jahre auf, und behält ſie bis zur Vollendung ihrer Studien, d. h. gewöhnlich bis ins acht-

zehnte, auch wohl neunzehnte Jahr, je nachdem ihre Fähigkeiten und Fortſchritte ſind.

Das Thereſianum iſt kein militäriſches Inſtitut, denn man kann hier Alles lernen: und jeder Edelmann kann für ſeine Beſtimmung, ſie ſey, welche ſie wolle, hier erzogen werden. — Jeder hat ſein eigenes Zimmer; doch ſind dieſe von zweyerley Art. Die größern Knaben oder Jünglinge wohnen in ſolchen, deren jedes von allen übrigen abgeſondert iſt und ſeinen eigenen Ofen hat. Die Kleinern hingegen fand ich in Zimmern, die alle in einen großen, gemeinſchaftlichen Saal gehen, welcher zwey Oefen hat und worinne ſich beſtändig, Tag und Nacht, ein Aufſeher befindet. — Ueberhaupt werden dieſe Knaben nie ſich ſelbſt überlaſſen, müſſen zu allen Stunden und in allen Augenblicken wie junge Herren ſich betragen, und genießen niemahls das der Kindheit ſo ſüße Vergnügen, ohne Aufſicht, ganz ihren Launen überlaſſen, kleinliche Kindereyen, oder, wenn Sie wollen, ſchuldloſe Bengeleyen zu treiben. — In allen Coridors ſah ich Bediente, und alles ſchien mir auf das genaueſte bewacht zu ſeyn. Freylich verhüthet man dadurch die mancherley Ausſchweifungen, die einige Knaben in den Engliſchen Schulen begehen; aber dafür erhalten dieſe eine Selbſtſtändigkeit und jene Feſtigkeit des Charakters, durch die das Engliſche Volk ſich auszeichnet, und die man bey den hier

Erzogenen ewig vermiſſen wird. Und dabey habe ich noch nicht einmahl das Verſteckte, Liſtige, Kleinliche und Unmännliche in Anſchlag gebracht, das eine ſo bewachte Erziehung gewöhnlich dem Charakter gibt und geben muß.

Die Kranken werden in einem eigenen dazu beſtimmten Zimmer gehalten, wo ich tadeln muß, daß ſo viele beyſammen ſind. Auch die Zahl der Kranken fiel mir auf, da ich ſie gegen die von 192 hielt. Zu Eton in England zählte man einſt über 500 Knaben, und wußte ſelten von mehr als zehn Kranken auf einmahl, und ſelbſt dieſe Zahl war höchſt ungewöhnlich.

Joſeph II. hatte gewiß ſeine guten und weiſen Urſachen, als er dieſe Stiftung aufhob! Sparſamkeit allein war es nicht; denn er machte großen Aufwand für andere Anſtalten, die er vermuthlich für wichtiger und zweckmäßiger hielt.

Endlich muß ich die Geduld, Gefälligkeit und Höflichkeit des Unterdirectors rühmen, der zwey Stunden lang uns herum führte, alles zeigte und immer mit Gefliſſenheit auf die mannigfaltigen Fragen antwortete, die ich an ihn that. — Der Oberaufſeher iſt jetzt Herr Hofſtätter.

Ich war letzthin in dem hieſigen Capucinerkloſter, das die Kaiſerliche Begräbnißſtätte einſchließt. Ich würde dieß vielleicht nicht erwähnen, da dieſe Todtenwohnung oft genug be-

ſchrieben worden iſt, und dabey nur wenig Merkwürdiges enthält. Aber eine Unterredung muß ich nicht übergehen, die ich mit dem ehrlichen Vater hatte, der uns herum führte. Ich fragte ihn, was ihre Zahl jetzt wäre? — „Zwanzig und etliche, und ſonſt waren wir über achtzig!“ — Freylich wohl, ſagte ich; Aber Joſeph II. hat ſie eingeſchränkt. — „O, er ſchränkte uns auf nicht weniger, als dreyßig ein, und überdieß hat der gegenwärtige Kaiſer dieſe Einſchränkung wieder aufgehoben. Wir haben jetzt die Erlaubniß wieder, ſo viele anzunehmen, als wir können und wollen.“ — Nun, und doch ſind Sie nicht viel über zwanzig? — „Ja, es kommt niemand! Die Leute haben keine Luſt mehr, Capuziner zu werden.“ — Dieß iſt, in wenig Worten, die Geſchichte der mehreſten Mönchsorden in den Oeſtreichiſchen Staaten! Außerdem, daß Joſeph II. eine Menge Klöſter ganz aufhob, haben die mehreſten noch beſtehenden nur ſehr ſelten ihre beſtimmte Zahl. — „Die Leute wollen nicht mehr Capuziner werden,“ ſagte der ehrliche Vater. — „Die Leute wollen auch in viele andere Mönchsorden nicht mehr treten,“ ſetzt die allgemeine Stimme hinzu. Aber was noch mehr iſt: die Leute wollen auch nicht mehr Geiſtliche werden! Zu Prag erfuhr ich, daß es durch ganz Böhmen ſo ſehr an Weltgeiſtlichen fehlt, daß man oft Mühe hat,

die gehörige Zahl zu finden, um die Pfarreyen zu beſetzen. Hier in Wien erfahre ich, daß das eigentliche Oeſtreich gerade in dem nehmlichen Falle iſt. Viele Pfarreyen ſind ſchon mit den Mönchen verſchiedener Klöſter beſetzt. Der Zwang der Eheloſigkeit und andere Umſtände ſchrecken die Jünglinge von dem Geiſtlichen Stande ab, zu welchem ſie jetzt weit weniger als ſonſt von ihren Aeltern gezwungen, oder beredet werden, weil auch die letztern finden, daß dieſer Stand weder die Vortheile, noch das Anſehen mehr gewährt, die ſonſt ſein Eigenthum waren. — Zu Wien ſind die Geiſtlichen aus der Mode! In den Geſellſchaften treffe ich nie welche, die reichen und hohen Prälaten ausgenommen, und dann die jüngern Söhne aus großen Häuſern, die, in Erwartung reicher Pfründen, ſich unterdeſſen Abbe's nennen laſſen. Was aber die Mönche betrifft, ſo ſieht man in Wien faſt gar keine mehr. (Nie iſt mir, im Verlaufe von mehr als ſechs Monathen, ein einziger in Geſellſchaft vorgekommen, und ſelbſt auf den Gaſſen, öffentlichen Plätzen und Vorſtädten habe ich, in dieſer ganzen Zeit, gewiß nicht zehn geſehen.)

Auch die Schule der Wundärzte habe ich wieder beſucht, und wiederhohle, was ich vor vier Jahren ſagte, daß es mir noch immer die größte und trefflichſte Stiftung dieſer Art iſt, die ich in Europa kenne, ſo wie das Gebäude, das

ihr gehört, unter die ſchönern und anſehnlichern von Wien zu zählen iſt. Eine Veränderung bemerkte ich! Die mannigfaltigen chirurgiſchen Inſtrumente, die ſonſt in verglasten Schränken aufgeſtellt waren, ſtehen jetzt zwar noch immer in dieſen Schränken, aber in rothen Capſeln aufbewahrt, wodurch ſie freylich kein Schauſpiel für die Neugierigen mehr ſind, aber beſſer erhalten werden.

Die Stiftung für Taubſtumme wird noch immer mit Sorgfalt aufrecht erhalten. Ich ſahe einſt die Pariſer, als der Abbe' de l'Epe'e noch lebte, und ich weiß nicht, ob man hier im Ganzen nicht eben ſo weit, und in gewiſſen Puncten noch weiter gekommen iſt. Und warum nicht? Der gegenwärtige Aufſeher der hieſigen hat einſt unter dem Stifter des Pariſer lange ſtudiert, und konnte alſo alle die Vortheile lernen, die jenem ſein erfinderiſcher Geiſt und eine lange Erfahrung an die Hand gaben. Und warum ſollte einer, ſo ausgerüſtet, nicht leicht auf neue Gedanken, neue Vortheile und, faſt möchte ich ſagen — Handgriffe kommen? — Was mir hier beſonders auffällt, iſt das Dictiren! Der Lehrer ſagt aus irgend einem Buche, durch Zeichen, eine Stelle vor, die der Zögling buchſtäblich und augenblicklich auf eine Tafel ſchreibt! Gleichwohl ſollte man denken, daß der Lehrer

weder Buchſtaben noch Wörter dictirt, weil er keine Zeit dazu hat, ſondern Begriffe. Woher kommt es alſo, daß der Zögling nicht Mund ſtatt Maul ſchreibt, nicht Pferd ſtatt Roß, Hammelfleiſch ſtatt Schöpſenfleiſch und Huhn ſtatt Henne, oder umgekehrt? Und ſo gibt es der Fälle tauſende. Sind alle ihre Begriffe ſo logiſch berichtiget, daß ſie ſelbſt ſolche Wörter nicht verwechſeln, bey denen der Unterſchied eine ſo feine Schattirung iſt, daß wir alle Tage und alle Stunden eins für das andere gebrauchen, und oft lange nachdenken müſſen, wenn wir beweiſen wollen, daß ſie wirklich nicht ganz gleichbedeutend ſind? — Ich that einige Fragen darüber; allein die Antworten, die ich erhielt, waren mir nicht ganz einleuchtend, und ich wollte, da ſich der Menſchen mehrere hier befanden, nicht in eine weitläuftige Zergliederung von Begriffen eintreten, die die übrige Geſellſchaft (größtentheils Frauenzimmer) vielleicht nicht einmahl verſtanden haben würde. Auch mochte der Lehrer das wohl fühlen, denn, anſtatt mir umſtändlich das Wie? zu erklären, ließ er unverzüglich einem der Zöglinge die Wörter „ſehen, gucken, ſchauen, blicken, gewahr werden ꝛc.“ und dann „ehrlich, redlich, treu“ und mehrere andere, die er mir allemahl vorher nannte, und die er mit wenig Zeichen dictirte, an die Tafel ſchreiben.

Man beſchäftiget ſich hier mehr mit dem Sprechen, als zu Paris geſchahe! Ich geſtehe, daß ich den großen Vortheil nicht davon abſehen kann. Ein Taubgeborner kann mit einem Taubgebornen nie ſprechen, und mit einem andern, der nicht taub iſt, eben ſo wenig; denn was hilft es ihm, daß er mit Mühe Worte herausarbeitet, die der Taube nicht hört, oder auf die die Antwort des Nichttauben fruchtlos iſt, ſo lange dieſer nicht gelernt hat, dem Taubgebornen durch Zeichen zu antworten, die der Letztere verſteht. Verſtehen ſie aber beyde die Zeichenſprache, ſo wird es keinem einfallen, durch articulirte Worte mit einander zu reden, weil die Mundſprache des Taubgebornen mühſam, die Zeichenſprache hingegen leicht iſt, ſo bald er ſie einmahl ganz inne hat. — Dabey hat die Mundſprache der ganz Tauben, die ſich alſo nie ſelbſt hören, etwas Entſetzliches für das Ohr. Zwar muß ich ſagen, daß die Wiener Zöglinge beſſer reden, als die, welche ich in Paris hörte; aber auch der beſte und geſchickteſte iſt mir noch immer nicht durchaus verſtändlich, und erregt in mir ein höchſt unangenehmes Gefühl. Da er in ſeinem Leben nie ein Wort gehört hat, ſo hat er auch nie eins nachbilden können. Ton iſt für ihn gerade das, was Farbe dem Blinden iſt: er hat keinen Begriff davon. Folglich denkt er, ſo oft er ein Wort ausſpricht, nicht an Töne,

ſondern an die Bewegung ſeiner Zunge und Lippen, oder an eine gewiſſe Erſchütterung, Zuſammenziehung, oder Ausdehnung ſeiner Kehle. Keiner dieſer Taubſtummen hat in ſeiner Sprache das Geringſte von dem, was man Modulation nennt, und das letzte Wort einer Periode prallt eben ſo ab, wie das erſte. Er lernt, bey Commaten, Colons und Puncten mehr oder weniger inne zu halten, nicht aber durch die Biegung ſeines Tones ſie anzuzeigen, ſeine Stimme zu erheben, oder fallen zu laſſen. — Für diejenigen, die nicht ganz taub ſind, iſt es beydes leichter und nützlicher, reden zu lernen; auch gewöhnen ſich dieſe bald, ſich mit andern Leuten zu unterhalten, indem ſie ihnen die mehreſten Worte an der Bewegung des Mundes abſehen. Und in dieſem Falle kann denn einer] dadurch, daß er reden gelernt hat, allerdings in der allgemeinen Geſellſchaft brauchbar werden. — Endlich behauptet man hier, daß das Reden der Geſundheit und beſonders der Bruſt ſehr zuträglich ſey, und daß es den Taubſtummen ſchon darum ſehr nützlich wäre.

Alle Taubſtummen hören durch Gefühl, d. h. durch Vibration, worauf wir andern ſo wenig achten! Der Lehrer mag ſeine Stimme erheben und ſchreyen, wie er will, nur einige wenige, die nicht ganz taub ſind, hören ihn; So bald er aber mit dem Fuße auf den Boden ſtampft, ſo

erfolgt eine allgemeine Aufmerkſamkeit und aller Augen ſind auf ihn gerichtet: ein klarer Beweis, daß ſie die Erſchütterung fühlen, die ihr Ohr nicht hört.

Die Zöglinge lernen hier ſchreiben, rechnen, zeichnen ꝛc. und eine gewiſſe Zahl derſelben wird immer an die Fabriken abgeliefert. In der Porcellanfabrike z. E. ſie ſind ſehr brauchbar. — Dieſe Stiftung wird auf Kaiſerliche Koſten erhalten.

Achter Brief.

Ueber die Kunſt zu Wien.

Kunſtſammlungen — die Lichtenſteiniſche — die des Grafen von Truchſes — Allgemeine Bemerkungen über Italiäniſche Gemählde außerhalb Italien — Sammlung auf dem Schönbornſchen Gartenhauſe — auf dem Gartenhauſe des Fürſten von Kaunitz — die Sammlung des Grafen von Fries — die des Grafen von Lamberg — Eben deſſelben griechiſche (etruriſche) Vaſen — van der Nullſche Sammlung — Birkenſtockſche — Harrachſche.

Wien, den 25. Nov. 1798.

Außer der Kaiſerlichen Gemähldeſammlung zu Belvedere, gibt es hier noch verſchiedene andere, die mehr oder weniger geſehen zu werden verdienen. Die Lichtenſteiniſche ſteht darunter oben an, in Rückſicht auf Umfang ſowohl, als auf innern Gehalt. Zwar iſt es nicht die ausgeſuchteſte; wenn man aber unter der Menge

von Gemählden, die ſich hier befinden, wählte, ſo ließe ſich eine ſehr ausgeſuchte daraus bilden.

Dieſe Sammlung iſt ein Fideicommiß der Fürſtlichen Familie von Lichtenſtein und ſteht nicht in dem Pallaſte, den der regierende Fürſt bewohnt, ſondern in dem ſogenannten Majorat-hauſe. Sie füllet vierzehn Zimmer, wovon die mehreſten groß, und einige ſehr groß ſind. Der Aufſeher ſagte mir, ſie beſtände aus 5000 Stücken, wovon ein Theil hier und da in Winkeln verſtellt wären. Ich will nicht unterſuchen, wie ſehr dieſe Zahl übertrieben ſeyn mag, um ſo mehr, da es bey einer Gemähldeſammlung gar nicht auf die Zahl ankommt. Im Gegentheile: es iſt gerade der Umfang dieſer Gallerie, der ihrem Rufe ſchadet, und macht, daß ſie von vielen nicht ſo geſchätzt wird, als das Gute, das ſie enthält, wirklich verdient. Manche Gemählde ſind ſo groß, daß ihrer zehn einen ganzen Saal ausfüllen. Außer mehreren Rubens, die hier und da umherhängen, nimmt bloß die Geſchichte des Decius ein ganzes großes Zimmer ein. Hier ſieht man dieſen Künſtler in ſeiner vollen Größe und Kraft. Man ſetze noch ein ungeheures und dabey ganz vortreffliches Altarblatt hinzu, und niemand wird läugnen, daß dieſe Sammlung von Rubens der Kaiſerlichen überlegen, eine der vorzüglichſten in Europa iſt, und vielleicht nur mit dem, was ſich in Düſſel-

dorf von dieſem Meiſter findet, verglichen wer=
den kann. Die Sammlung der van Dycks iſt
überaus wichtig, aber die zuſammengeſetzten, oder
gruppirten Stücke ſind nicht aus ſeiner beſten
Zeit. Die einzelnen Figuren ſind mehrentheils
gut. — Von Guido iſt Vieles hier, und man=
ches Schöne, und unter andern, was man auf
dieſer Seite der Alpen ſo ſelten von ihm ſieht,
eine ſehr große Compoſition. — Von Guerci=
no und Domenichino ſind keine Hauptſtücke
hier. — Von den drey Raphaels iſt das eine
in ſeiner erſten Manier, eine von jenen Madon=
nen, die man ſo häufig ſieht, und wovon neun
Zehntel wohl ſchwerlich von ihm ſelbſt ſeyn möch=
ten, obſchon vielleicht von guten Schülern und
unter ſeiner Aufſicht gemahlt. Das zweyte iſt
vermuthlich nicht von ihm ſelbſt, oder von ihm
bloß retouchirt, und das dritte iſt der bekannte
Johannes, wovon ich zu Florenz, Bologna und
Paris das Original geſehen habe. Alle drey
werden hier unbedingt Raphaels genannt. — Ein
David von Guido Cagnacci iſt, ſo viel ich
mich erinnern kann, ganz das nehmliche, wohl=
bekannte Gemählde, das ich in der Juſtiniani=
ſchen Gallerie zu Rom geſehen habe. Wie ſich doch
alle dieſe ſchönen Originale vervielfältigen! —
Caunus und Biblis von Albano ſind ſehr ſchön,
nnd die Figuren ſo groß, wie ich mich kaum er=
innere, noch andere von dieſem Meiſter geſehen

zu haben. — Von keinem der drey Caracci hat man hier ein Hauptſtück! Nichts von Giulio Romano, oder Michel Angelo! Auch von Tintoret, Paul Veroneſe und Titian nichts ausgezeichnet Großes! Doch findet ſich vom Letztern ein h. Sebaſtian, der ſchön iſt. — Eben ſo iſt es mit der Lombardiſchen Schule, etwan einen Correggio ausgenommen. Ueberhaupt ſcheint es der Charakter dieſer Sammlung zu ſeyn, daß ſie zwar eine große Menge Gemählde, auch von den allermehreſten berühmten Künſtlern wohl eins, oder mehrere Stücke hat, darunter aber ſelten etwas Vorzügliches, und, wenn etwas Vorzügliches, keine große Compoſition. — In die Frage: welche Stücke zuverläſſig original ſind und welche nicht? Mag ich gar nicht eintreten. Es iſt eine gehäſſige Frage, und ich weiß aus einer langen Erfahrung, wie oft auch große Kenner in dieſem Puncte hintergangen werden. — Von Franceschini iſt hier faſt ein ganzer Saal voll, lauter große Stücke, mehrentheils die Geſchichte der Diana, und noch überdieß eine Menge Thürſtücke in andern Zimmern. Die ſechs halben Figuren von Spagnolet ſind ſehr ſchön. — Nur ein einziger Caspar Pouſſin; kein Claude Lorrain, kein Salvator Roſa! — Ungefähr eben ſo iſt es mit der Niederländiſchen Schule! Nichts Vorzügliches von Mieris, Gerhard Dow, Terburg! Nur ein einzi-

ger van der Werft. — Die Deutſche Schule iſt ſehr zahlreich und wichtig. — Von der Franzöſiſchen Schule ſo gut, als nichts. — Aus der Engliſchen, das Portrait einer Lady Spencer, von Sir Joſua Reynolds. — Von ganz neuern Künſtlern faſt nichts.

Dieſe Familie beſitzt auch eine Sammlung von Kupferſtichen, die ſehr wichtig ſeyn ſoll. Ich habe ſie nicht geſehen. Der jetzt regierende Fürſt, der keine Kinder hat, ſammelt noch immer fort in dieſen verſchiedenen Fächern der Kunſt.

Nicht ſo zahlreich als die Lichtenſteiniſche, aber von hohem Werthe, iſt die Sammlung des Grafen von Truchſes, die ſich nur erſt ſeit kurzem, und vermuthlich nur auf einige Zeit, zu Wien befindet. Sie ſtand ſonſt in Schwaben, wurde bey der Annäherung der Franzöſiſchen Armee hieher gebracht, und iſt jetzt im Dominikanerkloſter aufgeſtellt, wo ſie weder hinlänglichen Platz, noch gutes Licht hat. — In Rückſicht auf Vollſtändigkeit der Schulen und chronologiſchen Reichthum wüßte ich kaum eine Privatſammlung, die ihr gleich käme. Die Niederländiſche Schule iſt bey weitem die zahlreichſte, und zugleich am beſten beſetzt. Die Deutſche Schule iſt anſehnlich; auch finden ſich unter dieſer viele alte Gemählde, aber dieſe nicht alle von der beſten Art. — Was er von der Franzöſiſchen Schule hat, reicht hin, einen Begriff da-

von zu geben. — Die Italiäniſche iſt zahlreich und hat faſt von jedem Meiſter etwas aufzuweiſen. Hier iſt unter andern ein Domenichino und ein Daniel da Volterra, zwey Meiſter, von denen man in Dresden kein einziges Stück hat; denn das, was da für einen Domenichino gilt, möchte es wohl ſchwerlich ſeyn. Im Ganzen aber iſt doch gerade die Italiäniſche Schule am wenigſten gut beſetzt. Viele Stücke mögen zwar wohl von dem berühmten Meiſter ſeyn, deſſen Nahmen ſie führen; aber theils ſind ſie nicht von ſeiner beſten Arbeit, theils auch iſt es nicht immer klar, wie viel von dieſem oder jenem Gemählde eigentlich dem Künſtler gehört, deſſen Nahmen man darüber geſetzt hat.

Sie wiſſen ſchon längſt meine Gedanken über die mehreſten Italiäniſchen Gemählde, die man auf dieſer Seite der Alpen ſieht, jedoch die ausgenommen, die ſich in der Dresdner Gallerie befinden. Es iſt unglaublich, wie weit die Italiäner verſchiedener Zeiten die Kunſt getrieben haben, die Gemählde ihrer berühmten alten Meiſter zu vervielfältigen. Aber ich will nicht wiederhohlen, was ich einſt weitläuftig bey Gelegenheit der Münchner Gallerie ſchrieb. Nur das will ich noch hinzuſetzen, daß ich hier einen großen Künſtler kenne, der gerade die nehmliche Meynung hegt. Er iſt lange in Italien geweſen, und hat zugleich die mehreſten Gallerien

auf dieſer Seite der Alpen geſehen. Dieſer ſagte mir einſt, daß unter allen den ſogenannten Gemählden von Raphael, die ihm in Deutſchland vorgekommen wären, nur ein einziges ſey, von dem ſein eigenes Gefühl ihm unwiderleglich ſage, daß es von Raphael, und nur von Raphael ſey. Damit will er keinesweges behaupten, daß ſo manche der übrigen nicht mehr, oder weniger ächt wären; aber nur von dieſem einzigen iſt er ganz und unläugbar überzeugt: und dieſes einzige iſt die göttliche Madonna zu Dresden, mit dem Chriſtuskinde auf dem Arme, und dem Engeln unten. — Wie könnten auch alle die vielen Gemählde, die man in der Welt zeigt, aus der Hand eines Mannes gegangen ſeyn, von dem wir wiſſen, daß er im ſechs und dreyßigſten Jahre ſtarb, daß er mehrentheils in Fresco arbeitete, daß er mehr zeichnete, als mahlte, daß er ſich viel mit der Baukunſt beſchäftigte, und daß er einen großen Theil ſeiner Zeit dem Vergnügen, dem ſchönen Geſchlechte und jedem geſellſchaftlichen Genuſſe ſchenkte. Und warum kennt man keine Schüler dieſes Meiſters, da wir doch wiſſen, daß er ihrer mehrere hatte? Giulio Romano, der lange nach Raphael ſtudierte, nahm eine eigene Manier an, die ſehr von der ſeines Meiſters abweicht. Aber die übrigen, die ſich vermuthlich mehr an ihr Urbild hielten, und die man kaum den Nahmen nach

kennt, ſind vielleicht gerade die Männer, die die Welt mit ſo vielen ſogenannten Raphaels gefüllt haben, d. h. mit Gemählden, wovon vielleicht der Meiſter eine große Menge retouchirte. So viel iſt gewiß, daß das wenige, das ich von Innocenzo da Imola geſehen habe, außerordentlich jenen Raphaelſchen Madonnen gleicht, deren man ſo viele ſieht, und die man ſeiner erſten Manier zuſchreibt.

Am Ende iſt der Unterſchied zwiſchen einem von einer großen Hand retouchirten Gemählde, einer ſehr ſchönen Copie und einem ächten Originale ſo gar groß nicht, und dem Liebhaber kann an einer ganz reinen Aechtheit ſo gar viel nicht liegen, woferne nur das Bild, das er beſitzt, wahrhaft ſchön iſt, und er daran glaubt. Wo liegt der Unterſchied zwiſchen dem Raphaelſchen Originale und der Copie, welche Andrea del Sarto ſo täuſchend machte, daß Giulio Romano, der einen Theil ſeines Lebens hindurch nach Raphael copiert hatte, dadurch hintergangen wurde? — Man hat ein göttliches Bild, das Albano nach der kleinen Dresdener Magdalena des Correggio machte. — Hieher gehört auch der ſogenannte Chriſto della Moneta. Das Original von Titian hängt zu Dresden, und neben ihm die Copie des Flaminio Torre. Ich bin unzählige Mahl davor geſtanden, ohne daß ich mehr als einige höchſt kleine, vielleicht eingebildete

Unterſchiede entdecken konnte. Ich habe ſehr gute Künſtler gebethen, mir einen merklichen Unterſchied zu zeigen; Sie haben das und jenes geſagt, auf die Haare und auf einen Theil des Umriſſes gewieſen; aber ſie haben mir auch dabey geſtanden, daß, wenn man heute eins wegnähme, ſie morgen nicht wiſſen würden, welches von beyden geblieben ſey. — Aber freylich gibt es auch mittelmäßige Copien und grobe Uebermahlungen und Nachhelfungen!

Unter der Menge von Gemählden, die auf dem Schönbornſchen Gartenhauſe, in der Alſtergaſſe, in einer der Vorſtädte, hängen, ſind nur wenige, die einer ehrenvollen Erwähnung verdienen. Zwar befinden ſich in acht oder neun Zimmern Gemählde in Menge; aber die größere Zahl beſteht aus Copien, deren einige ſehr gut, andere hingegen ſchlecht genug ſind. Indeſſen, wenn man eine Auswahl träfe, wäre genug da, ein Paar Zimmer mit guten Originalen zu füllen. Ich bemerkte mehrere gute Landſchaften, einige ſchöne Blumenſtücke, einen Carlo Dolce von einer Größe, wie man ſie höchſt ſelten ſieht, einen ſehr großen Jordans und Rubens, welcher letztere vortrefflich erhalten iſt ꝛc. Das Hauptſtück aber, und welches allein einer Gallerie werth iſt, iſt der berühmte Simſon von Rembrandt. Von allem, was ich von dieſem Meiſter geſehen habe, kommt nichts dieſem Stücke

bey. Ich hatte das Original vorher nie geſehen, wohl aber eine Copie davon in der Gallerie zu Caſſel; ich kam mit hohen Erwartungen, und fand ſie noch übertroffen. Simſon, auf der Erde ausgeſtreckt, wird unten von einem Philiſter gehalten, während daß ein anderer ſeinen rechten Arm in Ketten legt, und ein dritter mit der linken Hand ſeinen Bart faßt, mit der rechten ihm einen Dolch in die Augen ſticht. Der Ausdruck des Schmerzes zeigt ſich bis in die Verkrämpfungen ſeines rechten in die Luft geſtreckten Fußes. Der Ausdruck im Geſichte und das Blöcken der Zähne, iſt ſchauderhaft und fürchterlich ſchön. Noch ein vierter Philiſter iſt rückwärts im Dunkeln. Delila, deren Geſchäfte nun zu Ende iſt, gehet eben ab, in der linken Hand eine Scheere, in der rechten Simſons Haar. Es iſt eine ſchlanke, anziehende Figur, in gemattetem Lichte; aber in ihrem Geſicht iſt ein Ausdruck, der unausſprechlich iſt. Man ſieht, daß ſie mehr ihrer That ſich freuet, als von der abſcheulichen Scene wegſchaudert. Die Wirkung von Licht und Schatten iſt mehr, als was ich glaubte, daß ſelbſt der magiſche Pinſel des Hauptmeiſters in dieſem Fache hervorbringen könnte. — Aber, wie der geſchmackloſe Rembrandt ſo ganz geſchmacklos ſeyn konnte, ſeine Kunſt auf einen ſolchen Gegenſtand zu verwenden, und ſie ſo zu verwenden, — das muß

jedem unbegreiflich bleiben, der Gefühl für das Edle und Schöne in der Kunſt hat.

Der Eigenthümer dieſes Gartens beſitzt auch einen ſchönen Griechiſchen Onyx, den man für einen Alexander hält. Er befindet ſich aber im Stadthauſe, wo der Graf ihn gewöhnlich ſelbſt zeigt. Dieß war wenigſtens der Fall, als ich ihn vor vier Jahren ſahe.

Auf dem Gartenhauſe des Fürſten von Kaunitz in der Vorſtadt, hängt eine zahlreiche Gemähldeſammlung, die der letzte Miniſter dieſes Nahmens größtentheils ſchuf, indem er nur wenig vorfand. Auch er, ſcheint es, konnte ſich nicht überzeugen, daß eine kleine und gute Sammlung einer großen und gemiſchten vorzuziehen iſt. Hier ſind ganze Zimmer voll Gemählde, die nicht viel bedeuten, mit unter auch Copien. Ein Paar andere Zimmer hingegen ſind weit beſſer behangen, und in einigen finden ſich vortreffliche Bilder. Hier ſind etliche gute Titians, einer darunter, wie man ſelbſt in Italien nicht viele ſieht. Mehrere Guidos, deren Reinheit aber zum Theil zweifelhaft ſeyn möchte. Mehrere und wichtige Stücke von Guercino, die aber nicht das Angenehme haben, das in den beſten Werken dieſes Meiſters ſo ſehr anzieht. Ein ſchöner Claude, ein ſehr ſchöner Correggio, und — vier Raphaels! — Ohne in Unterſuchung der Fragen einzutreten, die man

immer bey den ſogenannten Gemählden dieſes Meiſters aufwirft, ſey es genug, zu ſagen, daß es ſchöne Bilder ſind, daß aber eins darunter unter Raphaels ausgezeichnet ſchöne Arbeiten gehört, die man irgendwo ſehen kann. Es iſt eine heilige Famlie vom höchſten Verdienſte. Schade, daß es, bey ſeiner Größe, unter Glas ſtehet, welches denn immer einen falſchen Glanz wirft, ſo daß man ein Stück von einigem Umfange nie aus einem und dem nehmlichen Geſichtspuncte überſehen kann. Der Aufſeher erzählte, daß der Fürſt einſt ſahe, daß jemand mit dem Finger darüber fuhr, und daß er ſogleich zu Venedig ein Glas dafür beſtellte, wozu er den Schlüſſel ſelbſt behielt. — Auch aus der Niederländiſchen Schule ſind einige gute Gemählde hier. — Dieſes große und überaus ſchön gelegene Gartenhaus iſt von dem gegenwärtigen Beſitzer noch nie bewohnt worden. Außer den Gemählden iſt nichts Prächtiges da.

Kleiner als die vorhergehenden, aber ſehr ausgeſucht iſt die Sammlung des Grafen von Fries, in dieſem Augenblicke vielleicht die einzige in Wien, die beſtändig und fleißig vermehrt wird. Da das, was ſich hier findet, mehrentheils gut iſt, ſo will ich nicht in das Beſondere eintreten. — Hier ſind auch Gemählde von einigen jetzt lebenden Wiener Künſtlern, und ein anderer Theil des Hauſes iſt mit Landſchaf-

ten von Wutky, Hackert, Schönberger und andern neuern Mahlern behangen. Ueberhaupt findet in dieſem ſchönen und elegant verzierten Hauſe jede Art von Liebhaberey ihre Nahrung. Hier ſind einige Mineralien; die Kupferſtichſammlung iſt nicht unbeträchtlich; die Bibliothek ſchön und reichlich mit neuen Prachtausgaben aller Länder und mit koſtbaren Werken, mit Kupferſtichen verſehen. Endlich ſtehen in einem untern Zimmer auch einige Antiken, ſogenannte Etruriſche Vaſen, ein kleiner Paris, der ſehr ſchön iſt, und ein großer Theſeus, der auf dem erſchlagenen Minotaur ſitzt, von Canova, in Carrariſchem Marmor.

Klein, aber höchſt ausgeſucht, und faſt nur auf die Niederländiſche Schule eingeſchränkt, iſt die Sammlung des Grafen von Lamberg. Die mehreſten dieſer Gemählde ſind von vorzüglichen Meiſtern, und von dieſen größtentheils vorzügliche Stücke. Schönere, ſorgfältiger gehaltene Hondekoeter habe ich faſt nie geſehn. Hier iſt ein vortrefflicher P. Wouvermann, und ſehr gute Landſchaften von Ruysdal, Both, Heuſch ꝛc.

Aber eigentlich ſind es nicht die Gemählde, um derentwillen man dieſes Haus beſucht! Es iſt eine beträchtliche Sammlung von jenen Altgriechiſchen Vaſen, die man noch immer Etruriſche nennt. Nach dem, was ſich im Brit-

tiſchen Muſäum zu London befindet, und nach der Sammlung, die Sir William Hamilton ſeitdem zuſammengebracht hat, iſt dieſe hier die beträchtlichſte, die ich geſehen habe, (jetzt um ſo wichtiger, da die letzte zwiſchen Neapel und London untergegangen iſt.) Der Graf von Lamberg ſammelte die ſeinige zu Neapel, wo er einſt Kaiſerlicher Miniſter war.

Es hat doch eine eigene Bewandniß mit dieſen Vaſen! Warum hatte man vor funfzig, vor hundert und mehr Jahren keine Sammlungen davon? (Das wenige, das man aus der Zeit hin und wieder in Italien ſieht, iſt unbedeutend.) Warum beſchäftigte man ſich nicht damit? Warum ſchrieb man nicht darüber ſchon damahls? Ja bis in das letzte Jahrzehend war man ſo gar über ihren Urſprung ſtreitig, und betrachtete ſie lange als Etruriſch, da ſie doch offenbar Griechiſche Arbeit ſind, auch in Großgriechenland und Sicilien vorzüglich gefunden werden, und endlich im eigentlichen Griechenlande ſelbſt entdeckt worden ſind. Letzteres freylich nur in geringer Zahl; und das iſt ſehr natürlich aus vielen ſehr offenbaren Urſachen. Selbſt in dieſem Augenblicke iſt die Benennung „Etruriſche Vaſen" noch ziemlich allgemein. Die Liebhaber des Alterthums ſammelten doch zu allen Zeiten Alles, was alt war, und ich habe ſo manchen Plunder geſehen, der weder an Form noch an Wichtigkeit dieſen Ge-

fäßen gleich kommt, ja worinne ich oft durch-aus kein anderes Verdienſt entdecken konnte, als daß das Ding alt war. Aber dieſe irdenen Gefäße finden ſich hauptſächlich im Königreich Neapel, eigentlich in Großgriechenland, und da, ſcheint es, hat man bis auf unſere Zeiten wenig gegraben. So viel ich weiß, war der Engliſche Geſandte zu Neapel, Sir William Hamilton, der erſte, der eine beträchtliche Sammlung aufbrachte. Er verkaufte ſie an das Brittiſche Muſeum, und jedermann weiß, welchen Einfluß dieſe Vaſen auf den allgemeinen Geſchmack gehabt haben, wie ihre Formen in das gemeine Leben übergingen, und wie Wedgwood, Goldſchmiede, Silberſchmiede, Zinngießer, ja ſelbſt ganz gemeine Töpfer darnach arbeiteten. Die Alterthumsforſcher beſchäftigten ſich mit den Zeichnungen, die man auf dieſen Gefäßen ſieht, und es wurde ſo viel darüber geredet und geſchrieben, daß es noch jetzt Leute gibt, welche, nach der Wichtigkeit, womit man die Sache betrieben hat, ſich einbilden, es ſey die Schönheit dieſer Zeichnungen, welche ſo viel Aufmerkſamkeit verdiene. Sie ſind aber weder vorzüglich ſchön, noch correct, ſo wenig als die Gemählde des Giotto, Cimabue und der Griechen, die man im zwölften und dreyzehnten Jahrhunderte nach Florenz kommen ließ. Aber die Kunſt in ihrer erſten Einfalt und, ſo zu ſagen, Unſchuld zu ſehen, und

dem glücklichen, frühen Gang des Griechiſchen Genius zu folgen, — das iſt allerdings intereſſant. Indeſſen findet ſich auch ſchon hier ein merklicher Unterſchied, indem die einen gar viel beſſer, oder ſchlechter, als die andern ſind. — Sir William fing ſogleich nach dem Verkaufe ſeiner erſten Sammlung eine zweyte zu machen an, und dieſe war vor fünf Jahren, da ich ſie zu Neapel ſahe, ſchon wieder ſehr beträchtlich. Er ließ durch unſern Deutſchen, Tiſchbein, die Figuren zeichnen, und ſchon ſahe ich damahls die Abdrücke für den erſten Band. Ein Theil dieſer Abdrücke iſt in der Folge nach Weimar gekommen, wo ſie jetzt mit einer neuen Beſchreibung herausgegeben werden, die Herr Böttiger dazu liefert. Die Tiſchbeiniſchen Zeichnungen ſind nicht immer ganz treue Darſtellungen des Originals! Der geſchmackvolle Künſtler ſcheint den Mängeln des Originals hier und da nachgeholfen zu haben, und ſo ſind die Kupferſtiche im Ganzen correcter, als die Zeichnungen auf den Vaſen. Der Graf von Lamberg läßt die ſeinigen auch aufnehmen, verlangt aber, daß die Zeichnung die genaueſte Abbildung des Originals ſey. Dadurch werden die Gelehrten einen richtigen Begriff von Altgriechiſcher Kunſt und Zeichnung bekommen; die Liebhaber des Schönen aber werden eher nach dem Tiſchbeiniſchen Werke greifen. Uebrigens weiß ich nicht, ob der Graf

ſeine] Sammlung ſtechen zu laſſen gedenkt. Ich vermuthe es, weil er fleißige Zeichnungen davon machen läßt, deren ich ſchon eine ziemliche Zahl geſehen habe.

Dieſer Graf hat einen Neapolitaniſchen Abbate bey ſich, der ſich vorzüglich mit dieſen Kunſtwerken beſchäftiget. Ich ging letzthin mit dieſem mehrere Vaſen durch, welche Griechiſche Aufſchriften haben. Einige derſelben machen die Sache, welche die Zeichnung vorſtellt, vollkommen klar, geben aber auch öfters eine Erklärung, auf die der Ausleger, ohne die Aufſchrift, ſchwerlich gefallen ſeyn würde. So finden ſich z. E. auf einer Vaſe zwey Figuren, die ſich mit einander ſchlagen. Die eine hat einen Trident, und deutet alſo Neptun an, und, um die Sache außer allen Zweifel zu ſetzen, ſteht ΠΟΣΕΙΔΩΝ ziemlich leſerlich dabey. Nun aber, ſagt der Abbate, wiſſen wir von keinem beſondern Zweykampfe des Neptun, und ſo wäre denn ein weites Feld für die Muthmaßungen der Alterthumsforſcher geöffnet. Sie würden ſo manches zu ſagen haben, wie ſie denn das ſo zu thun pflegen, dieſen und jenen als den zweyten Kämpfer nennen, und mit vieler Gelehrſamkeit es erläutern; aber auf Neptuns eigenen Sohn, welcher einer der Titanen war, würde wohl ſchwerlich einer fallen, wenn nicht der Nahme dabey ſtände. — Dann zeigte er mir einige andere Vaſen, worauf die Aufſchriften

auch in Griechiſchen Buchſtaben ſind, aus denen aber bisher noch niemand einen Sinn hat bringen können. — Der Mann fragt immer um Ihre Meynung, und, um doch etwas zu ſagen, gab ich ihm folgende Inſtanz: In der Wiener Porcellanfabrike werden allerhand Gefäße, mit theils Deutſchen, theils Franzöſiſchen Aufſchriften gemacht. Wir wollen annehmen, daß dieſe Fabrike große Beſtellungen in die Türkey hätte, und daß die Türken auch Aufſchriften verlangten, aber in ihrer Sprache. Nehmen Sie ferner an, daß die Türkiſche Sprache, die nicht eben einen Vorrath von unſterblichen Werken hat, ſich allmählich verlöre, und ſo könnte es wohl geſchehen, daß ſie in zwey tauſend Jahren den Gelehrten eben ſo unbekannt wäre, als uns jetzt die Sprache der Usker, Umbrier und anderer alten Völker Italiens iſt. Wie würden wir aber die Antiquaren des vierzigſten Jahrhunderts verlachen, wenn dieſe mit gelehrter Weisheit ſagten: „Hier ſind Aufſchriften in Romaniſchen Buchſtaben!“ Nun wiſſen wir, daß die Wiener im achtzehnten Jahrhunderte ſich dieſer Buchſtaben zu ihren Aufſchriften bedienten, und daß ſie davon für die Franzöſiſche Sprache ſowohl, als für die Deutſche Gebrauch machten. Folglich muß die Aufſchrift auf dieſer Taſſe hier und auf jener Vaſe dort Franzöſiſch oder Deutſch ſeyn ! ! ! — Warum ſollten denn die Griechiſchen Töpfer, die

ſich viele hundert Jahre vor unſerer Zeitrechnung in Italien niederließen, ihre Waaren nicht auch an die Umbrier, Usker, und was weiß ich an wen verkauft haben? Und wenn dieſe Vorausſetzung höchſt natürlich iſt, wie ſie es denn iſt, warum ſollten ſie denn, dieſen Völkern zu Gefallen, auf ihre Gefäße nicht ein Paar Worte aus dieſen Sprachen gemahlt haben, von denen wir jetzt ſo gut als nichts verſtehen, ungeachtet des Saggio des Italiäners Lanzi, aus deſſen drey Bänden ich nur ſehr geringe Einſichten in dieſe Sprachen bekommen habe.

Herr van der Null, urſprünglich aus Cölln, der aber ſeit vielen Jahren zu Wien einen vortheilhaften Handel treibt, hat eine ſchöne und koſtbare Sammlung von Kupferſtichen, die in einer geſchmackvollen Wohnung und in reichen und prächtigen Bänden aufgeſtellt ſind. Er hat ſich hauptſächlich an einige der berühmten neuern Meiſter gehalten, und beſitzt von mehreren die ganze Sammlung, die eben dadurch ſo koſtbar wird, daß ſie ganz und vollſtändig iſt. Die Kunſt gewinnt nur wenig dadurch; aber für Liebhaber von einer gewiſſen Art iſt dieſes ein gar wichtiger Punct. So ſagt Herr van der Null z. E. daß ihm von Bartolozzi auch nicht ein Einladungsbillet, nicht eine Viſitenkarte fehle. Dafür verſichert er aber auch, daß er dieſes einzige Werk auf 40,000 Gulden ſchätzt. Von jedem

Hauptblatte beſitzt er drey, vier, fünf und bis⸗weilen ſechs Abdrücke, mit der Schrift, ohne Schrift, den Aetzabdruck, und oft noch einen oder mehrere andere, die durch irgend einen Um⸗ſtand merkwürdig geworden ſind. — Wool⸗lets Werk hat er auch ganz vollſtändig, und ſo, wie ich es nie geſehen habe. Auch von dieſem ſind die Abdrücke ſehr gewählt, und immer ſieht man von jedem zwey, drey, bis vier. Alles das findet ſich in Bänden, die ſehr koſtbar und durch gute Arbeit merkwürdig ſind. Ich habe denn bey der Gelegenheit geſehen, daß man in Wien ſehr ſchön bindet, was ich auch ſchon in andern Sammlungen bemerkt hatte. Aber den Arbeiten — ich will nicht ſagen der Engländer, (denn Kalthöber, der berühmteſte Buchbinder dieſes Landes, iſt ein Deutſcher) ſondern den Ar⸗beiten, die man in England macht, kommt Alles das doch noch nicht gleich. Ich behaupte noch immer, daß der Engliſche Pappendeckel und ihre ſtählernen Inſtrumente eine Haupturſache davon ſind. Auch hat man, außer England, noch im⸗mer keinen Begriff von der ausgelaſſenen, ver⸗ſchwenderiſchen Art der Buchbinderey, wovon ein Octavband zwey bis drey Guineen koſtet. — Hr. van der Null hat auch eine Menge koſtbarer Werke mit Kupfern, worunter abermahls die neuern die wichtigſten ſind. So fand ich hier die Prachtausgabe der Mémoires de Grammont, die,

als ich England verließ, noch nicht vollendet war. Auch Drydens Fabeln mit Kupfern, nach Zeichnungen von Lady Diana Beauklerk. Endlich iſt hier eine Sammlung von Handzeichnungen neuerer Meiſter, beſonders von Bartolozzi und Cipriani.

Herr von Birkenſtock hat eine ſchöne Kunſtſammlung, beſonders eine ſehr ausgeſuchte von Kupferſtichen.

Als ich vor vier Jahren hier war, ſahe ich auch die Gemählde-gallerie des Grafen von Harrach, die mir aber nicht vorzüglich wichtig ſchien, auch in einem unangenehmen Locale ſich befand. Zeither habe ich immer vernachläſſiget, ſie wieder zu beſehen. Ich höre ſie niemahls nennen, und an das, wovon man nicht reden hört, denkt man oft nicht. (In der Folge habe ich es vergeſſen, und bin nicht wieder hingekommen.)

Es gibt auch einige Kunſthändler zu Wien, deren Sammlungen nicht unbedeutend, aber freylich zu verſchiedenen Zeiten ſehr verſchieden ſind. Ich habe da mit unter recht hübſche Gemählde geſehen.

Neunter Brief.

Kunſt und Künſtler — Klagen — wie weit dieſe gerecht ſind, oder nicht — die Academie — die Bildhauer Zauner und Fiſcher — Statue Joſephs II. — Fiſchers anatomiſche Reſultate — Füger — ſeine Zeichnungen für Klopſtocks Meſſias — Gauzich — Lampi — Maurer — über Kirchengemählde — Unterberger — Molitor — Janſcha — Rechberger — Ausſichten von Artaria herausgegeben — Wutky — Schönberger — Kupferſtecher.

Wien, den 10. Dec. 1798.

Die verſchiedenen Kunſtſammlungen in dieſer Stadt führen mich auf Kunſt und Künſtler überhaupt. Im Ganzen klagen die Letztern hier, ungefähr wie in ganz Deutſchland. Der Hof thut äußerſt wenig, und kann auch nur wenig thun, wenn man die gegenwärtigen Zeitumſtände bedenkt. Der Großen und Reichen gibt es hier mehr, als an irgend einem Orte von Deutſch-

land und dem geſammten Norden; aber dafür iſt auch die Zahl der Künſtler beträchtlicher. Ueberdieß iſt die gegenwärtige Art, das Innere der Häuſer zu verzieren, der Oehlmahlerey und überhaupt der wahren Kunſt ſehr nachtheilig, und die hieſigen Großen, wie die Großen aller Länder, ſammeln, wenn ſie ja Freunde der Kunſt ſind, lieber alte Gemählde und Antiken, anſtatt den lebenden Künſtlern Arbeit zu geben. Indeſſen leidet das ſeine Ausnahmen, und ich habe hier in mehreren Häuſern der Großen Werke von hieſigen Meiſtern geſehen. — Die Katholiſche Religion trägt auch etwas zur Beförderung der Kunſt bey; allein die mehreſten Mahle wird das, was man für Kirchen beſtellt, nicht ſonderlich bezahlt, und ſo iſt dieſes ſelten ein Erwerbszweig für die Künſtler vom erſten Range.

Im Ganzen ſind dieſe Klagen mehrentheils ungerecht; denn es iſt in dieſem Puncte zu Wien, wie an andern Orten, und ich habe Alles, was man hier ſagt, und bloß über Wien zu ſagen glaubt, in allen Hauptſtädten von halb Europa gehört. — „Aber England! England!“ ruft man aus: „dort werden die Künſte aufgemuntert und befördert, dort erwirbt ſich der Künſtler Wohlſtand und Reichthum!“ — Ich habe an einem andern Orte gezeigt, daß auch dort die Künſtler weder vom Hofe, noch von den Großen leben. In England iſt alles Handel

und die Kunſt bereichert ſich dort durch das große Publikum und — durch ganz Europa. Die gro⸗ßen Unternehmer ſetzen den Mahler und Zeichner in Nahrung, und das Engliſche Publikum, Eu⸗ropa und ſelbſt Aſien bezahlen die Kupferſtiche, die nach dieſen Gemählden geſtochen werden.

Am Ende gibt es überall der Künſtler zu viele, und der großen Meiſter nur wenige. Ita⸗lien, das die erſte Schule der Welt hervorge⸗bracht hat, zählt im Verlaufe von dreyhundert Jahren, der großen Nahmen höchſtens funfzig, und unter dieſen lebten mehrere in Dürftigkeit. Was mag das Schickſal der übrigen geweſen ſeyn, die weniger berühmt waren, oder der Un⸗glücklichen, deren Nahmen längſt vergeſſen, und deren Werke entweder nicht auf unſere Zeiten ge⸗kommen ſind, oder in Winkeln vergeſſen liegen? Alſo — es iſt überall wie bey uns, und, was mehr iſt, es war zu allen Zeiten ſo.

Die hieſige Academie ſcheint mir gut be⸗ſtellt zu ſeyn, und wird ſtark beſucht. Sie hat ſehr gute Abgüſſe von den bekannteſten Griechi⸗ſchen Meiſterſtücken, und eine große Menge von Büſten, und andern Gegenſtänden, die zuſam⸗men mehrere Säle einnehmen. Es iſt eine an⸗ſehnliche Sammlung, die aber freylich der Dres⸗dener nicht gleich kommt. Man zeichnet hier nach der Antike ſo wohl, als nach der Natur. Auch wird nach beyden modellirt. Die Beleuch⸗

tung geſchieht durch Argandſche Lampen, und die Statuen werden ſo geſtellt, daß mehrere Schüler, aus verſchiedenen Geſichtspuncten, den nehmlichen Gegenſtand auf einmahl zeichnen. — Herr Füger iſt Director und ſoll, als ſolcher, große Verdienſte haben.

Unter den hieſigen Bildhauern ſtehen die Profeſſoren Zauner und Fiſcher oben an. Erſterer iſt ein Tyroler, der ſich in Italien gebildet hat, ein beſcheidener, auch im Umgange angenehmer Mann. Außer verſchiedenen Arbeiten habe ich von ihm die gigantiſche Bildſäule Josephs II. zu Pferde geſehen, die eben jetzt zum Guſſe vorbereitet wird. Sie ſoll auf dem Joſephsplatze aufgeſtellt werden, zwiſchen dem Hauſe des Grafen von Fries, der Kaiſerlichen Bibliothek, dem Redoutenſaale und dem Flügel der Burg, welcher dem letztern gegen über iſt. Herr Zauner ſagt mir, daß, wenn die Figur ſtände, ſie über funfzehn Schuh hoch ſeyn würde. Das Pferd, vom Kopfe herab gemeſſen, vierzehn Schuh, folglich höher, als alle antike Pferde, die wir kennen. Der Kaiſer iſt in Römiſcher Tracht und dünkt mich ziemlich ähnlich. Manche finden ihn ſehr ähnlich; und das mag ſeyn, denn er war um viele Jahre jünger, als ich ihn zuletzt ſahe. Nur erſt das Modell, oder das Werk in Thon iſt fertig, und ſo möchte wohl noch manches Jahr vergehen, ehe das Ganze

aus dem Guſſe kommen wird. Das Werk iſt ſo ungeheuer, daß ich es nicht wage, ein Urtheil darüber zu fällen, um ſo mehr, da das Pferd jetzt ohne Reiter iſt, und Joſeph auf einem hölzernen Geſtelle ſitzt. Beyde machen in dem engen Beſchluſſe, in welchem ſie ſtehen, keine Wirkung. Um das Ganze zu beurtheilen, muß man es zuſammen geſetzt und auf dem Joſephsplatze ſehen, wo es gegen die genannten Gebäude in ſein gehöriges Verhältniß kommen wird.

(Seitdem ich dieſes ſchrieb, habe ich in einer öffentlichen Nachricht geleſen, daß die Figur des Kaiſers den 15. Septbr. 1800 rein und makellos aus dem Guſſe kam, und daß man unverzüglich an der Gußform des Pferdes anfangen werde. Der Major von Weigel beſorgte, mit ſeinen untergeordneten Officiers, die Arbeit.)

Herr Fiſcher hat einen großen Theil ſeines Lebens mit dem Studium der Zergliederungskunſt zugebracht, auch für die hieſige Academie eine anatomiſche Statue geliefert, die als ein Meiſterſtück in ihrer Art betrachtet wird. Er gedenkt auch das Reſultat ſeiner anatomiſchen Forſchungen herauszugeben, worauf ich ſehr begierig bin, denn bis hieher haben wir, ſo viel ich weiß, noch kein feſtes, räſonnirtes Syſtem von einem Bildhauer über die Verhältniſſe des menſchlichen Körpers. Er ſagt, alle ſeine Stu-

dien hätten ihn zu folgenden Reſultaten geführt: Er zieht vom Elbogen bis zur Spitze des Mittelfingers eine gerade Linie und nimmt dieſe, gleichſam wie eine Elle an, mit der er alle Theile des menſchlichen Körpers mißt. Vier ſolcher Ellen rechnet er von unten herauf bis an die Hüftknochen, oder die Gegend des os pubis; zwey andere von da bis an die ſogenannte Herzgrube, oder zweyte Rippe, eine von da bis an das Kinn, und noch eine von dem Kinne bis auf die höchſte Höhe des Kopfes, d. h. bis an die Mitte des Schädels. Die ganze Länge des Menſchen betrüge alſo acht Köpfe, oder acht ſolcher Ellen, und er läugnet, daß die Statuen der Griechen mehr hätten, oder, wenn es ſich je gelegentlich fände, ſo betrüge es eine Kleinigkeit. Und dieſes Verhältniß der Griechiſchen Statuen von acht Köpfen, behauptet er in der Natur, d. h. in den ſchönſten und beſtproportionirten Körpern durchaus wieder gefunden zu haben. Daß viele Künſtler den Griechiſchen Statuen neun Köpfe zugeſchrieben hätten, käme daher, daß ſie keinen feſten Terminus a quo kannten, die Höhe der Köpfe zu meſſen, indem die mehreſten immer bis an die Haare maßen, welches ein ſo unbeſtimmter Punct iſt, daß niemand davon ausgehen ſollte, weil die Haare, auf verſchiedenen Köpfen, bald höher, bald niedriger anfangen.

Uebrigens glaubt er nicht, daß die Griechen ein ganz feſtes und allgemeines Syſtem über die Verhältniſſe des menſchlichen Körpers gehabt hätten, ſondern wohl nur bloß ihrem ſchönen Gefühle und ihrem richtigen Auge gefolgt wären, welches durch das beſtändige Anſchauen einer ſchönen Natur geübt war und eine große Sicherheit erlangte. (Dieſes Letztere ſtimmt ſehr mit meiner eigenen Meynung überein, denn in der Baukunſt machten ſie es gerade auch ſo. Es iſt zum Erſtaunen, wie äußerſt nachläſſig man ſie in dieſem Puncte findet, ſo bald man ihnen nachmißt. Ich will dieſes beſonders bey Gelegenheit des Amphitheaters zu Pola beweiſen. Sie ſahen auf ſchöne Verhältniſſe im Ganzen, auf Wirkung im Großen, und bekümmerten ſich dann nicht weiter, ob ſie hier einen Schuh mehr, dort einen weniger gaben, weil ſie wohl wußten, daß das niemand bey einem großen Gebäude anders bemerken konnte, als mit dem Maße in der Hand.) — Daß Buonarotti nach einem feſten Syſteme verfahren ſey, glaubt Herr Fiſcher noch weniger, ſondern vielmehr, daß dieſes große Genie, bey einem feinen und richtigen Gefühle, ſeinem wilden Antriebe und der Gewaltſamkeit ſeiner ungeheuern Seele gefolgt ſey.

Unter den Mahlern nenne ich Ihnen Füger zuerſt, den Director der Academie. Er iſt ein vortrefflicher Zeichner, ein Mann von vielem

Geſchmacke, und ſeine Compoſitionen zeugen von einer ſchönen und reichen Einbildungskraft. Seine Farbengebung, obſchon etwas grell in der Gegeneinanderſtellung, hat mehrentheils ſchon eine gewiſſe Weichheit, welche Oehlgemählde ſonſt erſt durch das Alter erhalten. Vielleicht liebt er zu ſehr bunte Farben, miſcht auch gern eine Menge zuſammen, oder vielmehr, ſetzt viele gegen einander, um durch einen ſtarken Contraſt zu wirken, wodurch denn manche ſeiner Gemählde Ruhe und Harmonie verlieren. Ueberhaupt iſt die Farbengebung wohl nicht ſeine vorzügliche Stärke. Mich dünkt, ich ſehe, in dieſer Rückſicht, einen Mann in ihm, der mit ſich ſelbſt noch nicht ganz einig geworden iſt, um ein feſtes Syſtem und einen ſichern Griff zu haben, und der alſo noch mancherley Verſuche macht. Die mehreſten Stücke, die ich hin und wieder von ihm geſehen habe, ſind klein; in ſeinem Hauſe aber hängen auch einige ſehr große. —

Eins ſeiner Zimmer iſt mit ſechzehn oder zwanzig Zeichnungen verziert, die er für die Göſchenſche Ausgabe von Klopſtocks Meſſias gemahlt hat. Sie ſind in ſchwarz und weiß auf blaues Papier und von hohem Verdienſte. Einige davon habe ich ſchon von Jon geſtochen geſehen. — Damit man im Stande ſey, dieſe Zeichnungen in ihrem ganzen Umfange zu beurtheilen, hat der Künſtler für jede die ganze Stelle abſchreiben

laſſen, die er vor Augen hatte; und dieſe Abſchriften liegen in ſo vielen Heften, als Zeichnungen ſind, im nehmlichen Zimmer für die nähere Unterſuchung der Liebhaber bereit. Er hat dieſe Blätter alle links gezeichnet, ſo daß ſie nicht im Spiegel geſtochen zu werden brauchen. — Uebrigens iſt Herr Füger ein munterer, verſtändiger Mann, ein unterhaltender Geſellſchafter, ein Mann, der mancherley Kenntniſſe beſitzt, und einer von den Künſtlern, die mit Leichtigkeit und umfangender Gelehrſamkeit von ihrem Fache zu ſprechen wiſſen. Er war lange in Italien, und ſtudierte auch eine Zeit lang in Dresden. Er zeichnet viel und, was für Mahler ſonſt ſelten gewöhnlich iſt, nimmt Beſtellungen darauf an, ſo gut als auf Gemählde.

Als hiſtoriſcher Mahler folgt wohl zunächſt Gauzich, ein Oeſtreicher, aus Gradisca. Auch er iſt ein guter Zeichner, und hat ein angenehmes, weiches Colorit, das aber mit einer gewiſſen Schwäche verbunden iſt. Der Graf von Kobenzl, der Aufſeher über die Akademie, hat ihn in beſondern Schutz genommen, gibt ihm Wohnung und hängt in ſeinem Hauſe des Künſtlers Gemählde auf, ſo wie ſie fertig ſind, verkauft ſie auch für ihn. Ich ſahe da mehrere recht hübſche Sachen, und unter andern einige Gemählde, in denen die Landſchaft, worinne dieſer Künſtler

eine große Stärke beſitzt, das Hauptſächlichſte war. Er ließ mir eine Menge Zeichnungen ſehen, worinne ich, ſo wie in ſeinen Gemählden, bemerkte, daß er mehrentheils Gegenſtände wählt, die von andern Künſtlern wenig, oder gar nicht behandelt worden ſind. Plutarch, Herodot und Diodor von Sicilien ſind ſeine Hauptquellen. Dadurch erhält er einen hohen Grad von Neuheit, und kann ſeinem Genie einen freyern Lauf laſſen, als wenn er Joſeph und Potiphar, Jupiter und Lede, Loth und ſeine Töchter, Suſanna mit den Aelteſten ꝛc. mahlte; allein ſeine Gegenſtände ſind dadurch auch den mehreſten Menſchen unlesbar und bedürfen eines langen Commentars.

Lampi iſt ein ſehr guter Künſtler für das Portrait und, wenn Sie wollen, auch hiſtoriſcher Mahler. Vermuthlich fand er, wie ſo viele andere, daß das Portrait am mehreſten Arbeit verſchafft; Indeſſen ſcheuet er keinesweges hiſtoriſche Compoſitionen, und einige ſeiner Portraits ſind wirklich große, und zum Theil gruppirte Gemählde. So ſah ich z. E. einen Suboff in Lebensgröße, mit einem Pferde und andern Gegenſtänden, und ein anderes großes Stück, das er mit dem Portrait des Königes von Schweden für den Herzog von Südermannland mahlt. Indeſſen habe ich von ſeinen größern Arbeiten nichts

ganz vollendetes geſehen, als einen heiligen Romuald, der viel Verdienſt hat; Seine Portraits aber ſind ſehr ſchön. Auch beſitzt er in einem hohen Grade das Detail, das bey dieſer Art von Mahlerey ſo wichtig iſt, die Bearbeitung von Stoffen, die ganze Lehre von der Kleidung, Stellung ꝛc. Vorzüglich ſchön dünkte mich das Portrait des Grafen von Saurau, das auch das Verdienſt einer treffenden Aehnlichkeit hat. Ich erkannte es beym erſten Anblicke: eine Gabe, die ich ſonſt nicht eben in einem hohen Grade beſitze.

Maurer iſt einer von jenen hiſtoriſchen Mahlern, die man beſonders in katholiſchen Ländern findet. Ich möchte ſie, mit einem allgemeinen Nahmen, Kirchenmahler nennen. Es ſind Künſtler, von denen ſelten etwas in ein Cabinet beſtellt wird, die aber doch im Stande ſind, große Compoſitionen zu machen und ſie, mehr oder weniger, gut zu machen. Welche ungeheure Menge von Gemählden ſieht man in Deutſchland in den Kirchen katholiſcher Länder! Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die mehreſten derſelben nicht gar viel gekoſtet haben, und daß man alſo nur ſelten an einen großen Mahler ſich wendet. Viele derſelben ſind freylich geradezu ſchlecht, und andere ſind Copien; der Charakter der mehreſten aber iſt eigentlich Mittelmäßigkeit und höchſtens ein, oder ein Paar Grade drüber

hinaus. Man kann ſie keiner großen Mängel zeihen; aber es iſt auch wenig darinne, das beſonders anzöge, oder worauf man mit Liebe weilen könnte. Selbſt in Italien, wo die Kirchengemählde im Ganzen beſſer ſind, als in andern Ländern, findet man dieſes häufig in den Dörfern und kleinern Städten. So mahlte Chriſtoph Unterberger zu Rom große Kirchenſtücke für einen mäßigen Preis, und die denn doch eine ziemliche Wirkung machten. Faſt möchte ich ſagen, es iſt ein eigener Styl, eine Fähigkeit, im Großen und ſchnell zu mahlen, und ſehr auf helle und ſchöne Farben zu halten, weil ein ſolches Gemählde die Kirchen aufheitert und der Menge gefällt. Dabey müſſen die beſſern Schüler einen großen Theil der Arbeit verrichten. — Von dieſen Mahlern ungefähr ſcheint mir Herr Maurer zu ſeyn, wiewohl von der beſſern Art. Ich ſahe bey ihm ein Gemählde von fünf und zwanzig Schuh Höhe und dreyzehn Breite, das für die Kirche am Hofe beſtimmt iſt. Die Zeichnung iſt von ihm ſelbſt, und das Werk wird unter ſeiner Aufſicht gemahlt. — Er iſt einer der Profeſſoren an der Akademie.

Wien hatte einen Mahler, der ſehr geſchätzt wurde, der aber kürzlich geſtorbn iſt. Es war Unterberger, ein Tyroler und Verwandter

von dem, den man zu Rom Don Chriſto=foro nannte, und der ſehr viel für den Papſt mahlte, beſonders im Muſeo Pio=Clementino. Der hier verſtorbene ſcheint mir mehr Verdienſt beſeſſen zu haben. Ich habe zu Wien hin und wieder von ſeinen Arbeiten geſehen. Eine ſchöne Einbildungskraft, eine feine Compoſition, und ein angenehmes, oft zu ſchönes Colorit machen ſie beliebt. Seine Zeichnung iſt keinesweges ſchlecht. Bey dem allen ſcheinen Empfehlungen und Gunſt mehr für ihn gethan zu haben, als ſein Verdienſt. Der Kaiſer hat eine Hebe von ihm, die mit 1000 Ducaten bezahlt worden iſt: ein ungeheurer Preis für die Arbeit eines lebenden Mahlers! (Es iſt ſeitdem in Kupfer geſtochen worden.) Ueberhaupt dünken mich alle hieſige Künſtler etwas hoch in ihren Preiſen. Auch ſcheinen ſie alle ziemlich beſchäftiget zu ſeyn, ob ſie ſchon, wie gewöhnlich, über Mangel an Unterſtützung und Mäcenaten klagen.

Unter den Landſchaftsmahlern habe ich die Herren Molitor, Janſcha und Rechberger kennen lernen, alle drey Männer von Verdienſt, die auch recht gut zeichnen. Als Mahler ſteht Molitor wohl oben an. Bey keinem ſieht man viel von ihren Werken, woraus ich ſchließe, daß ſie immer Beſtellungen haben, oder

das, was ſie vollenden, geſchwind abſetzen. Bey Molitor ſahe ich ganze Bände von Skizzen nach der Natur, die mit ſehr vielem Geiſte, Verſtand und Fertigkeit gemacht ſind; aber er konnte mir wenig Ausgeführtes zeigen. Ich wünſchte, Zeichnungen von einigen Gegenden um Wien zu kaufen, konnte aber nichts finden. Janſcha hatte eine einzige fertig, und die war verſprochen. Mahler machen lieber eigene Compoſitionen, als wirkliche Ausſichten nach der Natur, weil die Natur ſelten ganz dem Wunſche des Künſtlers entſpricht. Auch die ſchönſten Ausſichten ſind ſo beſchaffen, daß ſie immer gewinnen, wenn man etwas davon nimmt, oder hinzu thut. Man verſtehe nur eigentlich, was Natur heißt! Werther hat unrecht, wenn er den feſten Vorſatz faßt, in Zukunft immer und durchaus der Natur zu folgen. Und wo iſt Natur, wenn man die feſten, bleibenden Formen ausnimmt? Hängt nicht jede Landſchaft von den Bedürfniſſen und Grillen ihrer Beſitzer und von einer Menge zufälliger Umſtände ab? Wird nicht ohne Unterlaß hier gepflanzt, dort umgehauen? An einem Orte gebaut, am andern niedergeriſſen? — Wenn der hiſtoriſche Mahler eine Compoſition macht, ſo copiert er auch nicht eine gewiſſe Zahl von Individuen, ſondern er gibt die Abſtracte, die er von ſeinem Copieren der Natur und von ſei-

nen Studien gemacht hat. Gerade auch ſo der Landſchaftsmahler, wenn er etwas wahrhaft Schönes liefern will.

Janſcha hat eine Menge Ausſichten in und um Wien gezeichnet, welche Artaria ſchlecht radieren und noch ſchlechter hat illuminieren laſſen. Der Mahler hat ſich durch ſolche Arbeiten gewiſſermaßen herabgeſetzt, und iſt in ſeiner Kunſt dadurch geſunken. Die übrigen Zeichner, die Artaria zu dem nehmlichen Zwecke gebraucht hat, ſind Schalhas, Schäffer, Schütz und Ziegler. Dieſe ganze Sammlung, die ſich in dieſem Augenblicke auf fünf und ſiebenzig Blätter beläuft, iſt ein ſehr mittelmäßiges Kunſtproduct. Freylich koſtet auch das Stück nur ein und einen halben Gulden. Sie ſind alle von der nehmlichen Größe und ſo ziemlich in der nehmlichen Manier. Die allermehreſten ſind Ausſichten in und um Wien, vier von Dornbach, mehrere von Schönbrunn und Laxenburg, und dann auch einige von entferntern Orten der Oeſtreichiſchen Lande, als Presburg, Buda, Linz, Halle in Tyrol u. ſ. w. und ſelbſt von einigen Gegenden außerhalb der Monarchie.

Von einigen der zuletzt genannten Künſtler habe ich gute Zeichnungen geſehen, beſonders von Schalhas, deſſen Arbeiten in Waſ-

ſerfarben man anfängt ziemlich theuer zu bezahlen.

Wutky und Schönberger, die mit unter die Künſtler gerechnet werden, die zu Wien leben, ſind jetzt nicht hier. Der erſtere hat ſchon längſt einen bekannten Nahmen, beſonders durch ſeine Gemählde vom Veſuv und deſſen Ausbrüchen. Man ſieht ſie hier, ſo wie auch andere Ausſichten von Italien, in verſchiedenen Häuſern, bey den Grafen von Fries und Lamberg, bey dem Abt Naumann, ſeinem Stiefbruder u. ſ. w.

Auch wohnt hier ſeit einiger Zeit Dies, ein Hannoveraner, der nehmliche, den ich vor fünf Jahren zu Rom fand, und der mit Mechau und Reinhardt an den radierten Italiäniſchen Ausſichten arbeitete, die Frauenholz zu Nürnberg verlegt hat. Sein Pinſel iſt etwas hart, wie das mehrentheils der Fall mit den Landſchaftsmahlern iſt, die ſich lange in Italien aufgehalten haben; aber er iſt deswegen immer ein Künſtler von großem Verdienſte, liefert auch ſehr ſchöne Zeichnungen in Biſter, oder vielmehr Sepia, die manche Liebhaber mehr ſchätzen, als ſeine Gemählde.

Unter den Kupferſtechern ſind jetzt die vornehmſten Schmützer, deſſen hohes Alter aber ihn unthätig macht, Pfeiffer, Fiſcher, Drum-

mer und Jon. Der Letztere gibt ſich zu viel mit Vignetten ab, und tritt dadurch von der höhern Stufe der Kunſt zurück, die er vielleicht erreichen könnte.

Zehnter Brief.

Bevölkerung von Wien — Sterblichkeit — Einige Data über die Oeſtreichiſchen Staaten — Verluſt und Gewinn durch den Franzöſiſchen Krieg und Frieden von Campo Formido — Galizien — Polizey — geheime Polizey — gemeine Stadtpolizey — Ordnung und Sicherheit — ſchnelles Fahren — Beleuchtung — Reinigung der Gaſſen — Preis der erſten Nothwendigkeiten des Lebens — künſtliche Brennziegel — öffentliche Anſtalten und Stiftungen — Hoſpitäler und Krankenhäuſer — Feueranſtalten — Eckartshauſens Andachtsbuch.

Wien, den 26. Dec. 1798.

Nichts iſt zeither ſo ſchwanzend geweſen, als die Bevölkerung von Wien, wie man ſie in ſtatiſtiſchen Tabellen und von verſchiedenen Schriftſtellern angegeben findet. Fragt man einen Wiener, ſo nennt er Ihnen gewöhnlich die runde Summe von 300,000 Seelen. Zeigt man ihm mit Grün-

den, daß das nicht ſeyn kann, ſo vertheidiget er ſeine Meynung auf eine Art, daß Sie ſehen, daß er nichts von der Sache weiß und nie ſich genau darum bekümmert hat. — Die allermehreſten bekannten Angaben ſtimmen ſchon ſeit vielen Jahren ſo weit überein, daß ſie für die Bevölkerung von Wien gegen 270,000 Menſchen annehmen, nur mit dem Unterſchiede, daß der eine etwas mehr, der andere etwas weniger von dieſer Summe abzieht. Andere Schriftſteller wollen bey weitem eine ſo große Zahl nicht zulaſſen, und einer von dieſen tritt in eine weitläuftige Unterſuchung ein, und beweiſt aus vielen herbeygebrachten Thatſachen und Gründen, daß die Bevölkerung dieſer Stadt nicht viel über 200,000 ſeyn könne. Ich ſelbſt habe mancherley darüber geſammelt und weiß ſehr wohl, daß ſie gar viel ſtärker iſt. Um aber auf etwas ganz Beſtimmtes zu kommen, habe ich mich bemüht, durch eine lange Reihe von Jahren die wirklichen Zählungen zu erhalten, die die Regierung jährlich machen läßt. Ich habe ſie einem Manne von Anſehen zu danken, der mir vergeben wird, daß ich ſie abdrucken laſſe, da ſo etwas gewiß kein Geheimniß der Regierung ſeyn kann, ob es ſchon, aus mancherley Urſachen, etwas ſchwer iſt, dieſe Bevölkerungsliſten zu erhalten.

Einheimiſche.

Im Jahre.	In der Stadt.	In den Vorſtädten.	Summa von beyden.
1780	51,139	150,905	202,044
1781	52,928	155,341	208,269
1782	52,471	157,347	209,818
1783	52,058	158,952	211,010
1784	52,162	158,370	210,532
1785	52,657	159,390	212,047
1786	52,962	165,088	218,050
1787	52,840	166,804	219,644
1788	52,882	164,738	217,620
1789	53,639	163,694	217,333
1790	51,345	157,409	208,754
1791	48,338	161,404	209,742
1792	52,798	165,812	218,610
1793	53,011	170,236	223,247
1794	53,247	168,528	221,775

Die übrigen Jahre habe ich, aller Bemü=
doch will ich die Angabe für das Jahr
Wien herſetzen.

1795	—	—	—

Ausländer.

In der Stadt.	In den Vorſtädten.	Summa von beyden.	Total=Summa.
2176	2963	5139	207,183
2923	2417	6340	214,609
2998	3144	6142	215,960
2313	3206	5519	216,529
2992	3359	6351	216,883
3566	3458	7024	219,071
3619	4346	7965	226,015
3168	4506	7674	227,318
3818	4022	7840	225,460
3818	4124	7942	225,275
3615	8371	11,986	226,240
3519	5221	8740	228,482
4664	5372	10,036	228,646
4490	6908	11,398	234,645
4877	6213	11,090	232,865

hung ungeachtet, nicht bekommen können; 1795 aus dem neueſten Gemählde von

—	—	—	231,105

Bey allen dieſen Angaben iſt zu bemerken, daß die Garniſon nie mit darunter begriffen iſt. Ihre Zahl iſt äußerſt ſchwankend, indem ſie oft höchſt unbedeutend, und zu andern Zeiten wieder ſehr zahlreich iſt. Als ich im Sommer 1794 hier war, betrug ſie nicht 1000 Mann. In Friedenszeiten rechnet man gewöhnlich 10,000 Mann, welche Angabe wohl etwas zu hoch iſt. — Da die hieſige Garniſon ſo abwechſelnd iſt, ſo muß es ebenfalls die Zahl aller der Weiber, Kinder, Bediente, Mägde u. ſ. w. ſeyn, welche die Garniſon mitbringt, oder hieher zieht. Allein wenn wir auch die ſehr große Zahl von 30,000 Seelen annehmen, welche gewiß übertrieben iſt, und ſie zur höchſten Bevölkerung irgend eines der gegebenen Jahre ſchlagen, welches denn das Jahr 1793 wäre, ſo kämen immer erſt 264,645 Seelen heraus; folglich iſt die gewöhnliche Angabe von 270,000 um viele Tauſende übertrieben.

Zu Folge des im J. 1796 aufgenommenen Verzeichniſſes der Häuſer fanden ſich ihrer in der Stadt 1397 und in den Vorſtädten 5102, alſo in allen 6499, ſage 6500. Vergleicht man dieſe Zahl mit der Bevölkerung des vorhergehenden Jahres, nehmlich 1795, ſo kommen auf jedes Haus zwiſchen fünf und dreyßig und ſechs und dreyßig Menſchen. Die Garniſon, ſie mag ſtark oder ſchwach ſeyn, macht hierinne wenigſtens

keinen großen Unterſchied, weil Wien anſehnliche Caſernen hat.

In der Zählung vom J. 1795 fanden ſich 1231 Geiſtliche, 3253 Adelige, 4256 Beamte und Honoratioren, 7333 Bürger und Profeſſioniſten, 116,776 Perſonen weiblichen Geſchlechts, 208,989 Chriſten, und 1431 Juden.

Die Bevölkerung von Wien bringt mich natürlich auf ſeine Todtenliſten. Die Sterblichkeit iſt größer in dieſer Stadt, als an irgend einem andern Orte, den ich in Europa kenne. Insgemein ſagt man Ihnen, es ſterbe hier jährlich der zwanzigſte Menſch, oder fünf von hundert. So ungeheuer auch dieſe Sterblichkeit iſt, ſo iſt ſie doch noch nicht ganz der Wahrheit gemäß angegeben, wie ich Ihnen gleich beweiſen will.

Jahr	Getraute	Geborne	Geſtorbene
1796	— —	10,984	14,286
1797	2170	11,243	15,885
1798	2765	11,595	13,370

Nehmen Sie auf dieſer Liſte das J. 1796 und multipliciren Sie die Zahl der Geſtorbenen mit 20, ſo bekommen Sie eine Bevölkerung von 285,720 Perſonen, welche Wien nie gehabt hat. Nehmen Sie alſo an, daß, ſtatt von zwanzig Menſchen, von neunzehn einer ſtirbt; multipliciren Sie die Geſtorbenen mit 19 und es kommen noch immer 271,434 Einwohner heraus. Nun

will ich aber für das Jahr 1796 eine Bevölkerung von 257,148 annehmen (und gar viel ſtärker wird ſie damahls, auch die Garniſon mitgerechnet, nicht geweſen ſeyn), ſo ſtarb jeder achtzehnte Menſch. — Der Verfaſſer des neueſten Gemähldes von Wien ſucht dieſe fürchterliche Sterblichkeit durch die vielen Soldaten zu erklären, die in dem Jahre in den Wiener Hoſpitälern ihr Grab fanden. Man hatte eine Menge Truppen von den Armeen ſo wohl, die gegen Frankreich dienten, als aus Siebenbürgen, Ungarn, Galizien und der Militärgrenze hieher verlegt, die größtentheils den Saamen des Todes in ſich getragen haben ſollen. Die mehreſten dieſer Soldaten ſtarben in einem Alter von zwanzig bis ſechs und zwanzig Jahren ! ! ! Darunter waren viele, die zu Mantua geſtanden hatten. Nun hörte ich nur noch ganz kürzlich von dem geweſenen Platzmajor dieſer Feſtung, daß die allermehreſten Soldaten, die auf dieſem Dienſte ſich befanden, nachher geſtorben wären.

Ich will dieſe Erklärung gelten laſſen und auf das folgende Jahr, nehmlich 1797 übergehen; aber da findet ſich eine noch größere Sterblichkeit. Gleichwohl wurde der Friede von Campo Formido ſchon in der erſten Hälfte dieſes Jahres geſchloſſen, und wenn auch eine gewiſſe Zahl von kranken Soldaten nach Wien gebracht

wurde, ſo konnte das auf das Ganze keinen ſo großen Einfluß haben, denn in dieſem Jahre ſtarb beynahe jeder ſechzehnte Menſch.

Nehmen Sie endlich das dritte Jahr auf der Liſte, nehmlich 1798, in welchem alle Wirkungen des Krieges längſt vorüber ſeyn mußten. Hier finden Sie freylich nur eine Sterblichkeit von 13,370 Perſonen; aber auch dieſe, mit 20 multiplicirt, gäbe eine Bevölkerung von 267,400, welche ſchwerlich ſtatt fand, da die hieſige Garniſon in dem Jahre nicht ſo gar ſtark war. Wenn ich nun alle die Data von den Jahren 1796, 1797 und 1798 zuſammen nehme, ſo folgt daraus, entweder, daß von hundert Menſchen mehr als fünf hier ſterben, oder daß die Bevölkerung von Wien der gemeinen Angabe von 270,000 Seelen näher kommt, als die wirklichen Zählungen, die die Regierung veranſtaltet, ſie bringen. — Sicher iſt es, daß die ſorgfältigſte Zählung, oder, wie man hier ſagt, Conſcription, nie ganz fehlerfrey iſt und, ihrer Natur nach, nicht ſeyn kann. Sie wird nie mehr Menſchen herausbringen, als wirklich da ſind; aber es iſt unmöglich, daß nicht hier und da welche vergeſſen werden ſollten, derer nicht zu gedenken, die man, aus gewiſſen Urſachen, zu verſchweigen Mittel findet. Der Unterſchied, der daraus entſtehen möchte, kann indeſſen nicht anders, als unbedeutend ſeyn; wohl aber iſt es

möglich, daß die Bevölkerung von Wien von dem Jahre an, wo meine Zählungen aufhören, ſich um etwas vermehrt hat. Auf alle Fälle aber kann man rechnen, daß von neunzehn Menſchen einer, oder doch wenigſtens von neun und dreyßig zwey ſterben *).

Folgende Data über die Oeſtreichiſchen Staaten überhaupt, habe ich von verſchiedenen Staats- und Geſchäftsmännern geſammelt. — Die gegenwärtige Bevölkerung der ganzen Monarchie, mit den neuerworbenen Provinzen, ſetzt man auf etwan drey und zwanzig Millionen Menſchen. (Dieſe Angabe ſcheint mir, aus manchen Gründen, wahrſcheinlicher, als die von 25,850,000 welche Herr von Liechtenſtern in ſeiner Skizze einer ſtatiſtiſchen Schilderung des Oeſtreichiſchen

*) So entſetzlich auch dieſe Sterblichkeit iſt, ſo war doch die von Leipzig im J. 1800 wenigſtens eben ſo groß. Es ſtarben 1692 Menſchen! Multipliciret man dieſe Zahl mit 19, ſo käme eine Bevölkerung von 32,148 Seelen heraus; und nach der Obrigkeitlichen Zählung, die im J. 1800 veranſtaltet wurde, fanden ſich 32,146 Menſchen. Uebrigens war dieſes für Leipzig, ſo wie für ganz Sachſen, und ſelbſt für mehrere andere Länder, ein ungewöhnliches Jahr der Sterblichkeit, und hat nichts mit den allgemeinen Berechnungen zu thun, die ich im erſten Bande dieſes Werkes für Leipzig angegeben habe.

Staates ꝛc. ſeitdem geliefert hat.) — Durch den Länder-Verluſt und Gewinnſt, den die Monarchie im gegenwärtigen Kriege gehabt hat, hat ſie an Menſchenzahl wenig, oder nichts verloren. Die, welche einen Verluſt annehmen, ſetzen ihn höchſtens auf 300,000 Seelen. — Durch den Venezianiſchen Antheil bekam man 1,800,000 Menſchen, und durch Dalmatien etwas über 200,000. Das übrige durch den letzten Zuwachs von Pohlen. —

Galizien hat ſich, ſeitdem es in Oeſtreichiſchen Händen iſt, um mehr als eine halbe Million vermehrt. Im Jahr 1776 war die ganze Bevölkerung dieſes Landes 2,580,796, im Jahr 1780 war ſie 2,797,119 und jetzt ſoll ſie über 3,200,000 ſeyn, ſo daß ſich dieſe Provinz, im Verlaufe von zwey und zwanzig Jahren um mehr als 600,000 Seelen vermehrt hätte. Und gleichwohl hat Oeſtreich in dieſer Zeit drey Kriege geführt, wovon zwey höchſt mörderiſch waren, und wozu Galizien natürlich ſeinen Antheil an Mannſchaft liefern mußte.

Das Einkommen von Oeſtreich ſoll ſchon ſeit vielen Jahren zwiſchen achtzig und neunzig Millionen Gulden geſchwankt haben, indem es ſchon längſt über achtzig geweſen, aber nie auf neunzig gekommen iſt. Die ſchweren Kriegsſteuern, die man gelegentlich bezahlt hat, werden

als Ausnahmen betrachtet, und kommen hier nicht mit in Anſchlag.

Das Tobaksmonopol trägt der Regierung jährlich über 400,000 Gulden.

Polizey von Wien.

Ich komme wieder auf die Hauptſtadt zurück, und gehe von ihrer Bevölkerung auf ihre Polizey über, jetzt eine ungeheure, wichtige, faſt alles umfaſſende Maſchine! Ehe ich in die verſchiedenen Artikel eintrete, die ich unter dieſen Titel bringen will, erlauben Sie mir, Ihnen eine Stelle aus dem „Neueſten Gemählde von Wien" abzuſchreiben, das hier bey Doll 1797 herausgekommen iſt. Ich werde mich, im Verfolge meiner Briefe über Wien, öfters auf dieſes kleine, ſehr nützliche Werkchen beziehen, das eine Menge guter Nachrichten und Bemerkungen enthält, und das vielleicht in Norddeutſchland nur wenig bekannt iſt.

„Das Polizeydepartement überhaupt theilt ſich gleichſam in drey Inſtanzen:

1) Die ſogenannten Bezirksdirectionen, deren acht in den Vorſtädten, vier aber unmittelbar in der Stadt in dem eigentlichen Gebäude der Oberdirection ſind.

2) Die ſogenannte Polizey-Oberdirection befaßt ſich mit der Einſicht des Totale

in Wien, correſpondirt auch mit den größtentheils erſt unter Franz II. organiſirten Polizey-Directionen in Lublin, Krakau, Lemberg, Trieſt, Inſpruck, Freyburg. Die

3te endlich wird durch die Polizeyhofſtelle gebildet, von welcher die wichtigſten, auf die öffentliche Ordnung und allgemeine Ruhe Bezug habenden, Verordnungen an die hieſige Oberdirection und die Provinzialdirectionen ſchriftlich erlaſſen werden.

Die Summe der hieſigen beeidigten und Penſionsfähigen Polizeybeamten beſchränkt ſich auf vier und ſechzig. Alle dieſe gehen in Civilkleidung, und ſind von jeden andern Bürgern in den geſitteten Ständen nicht verſchieden. Unter den jungen Leuten bemerkt man eine Auswahl der geſchickteſten Köpfe, überhaupt aber beym ganzen Perſonale viele äußere Politur und ſehr gefälliges Benehmen gegen jedermann.

Die Bezirksdirectionen haben für die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit zu ſorgen, zur Aufſicht über die Behandlung der Findelkinder mit zu wirken, anſteckende Krankheiten, welche ſich bey einzelnen Familien zeigen, ſogleich höhern Orts zu berichten, über Quantität und Qualität des Brotes, Mehls und Fleiſches zu wachen, der niedrigſten und dürftigſten Claſſe, bey Waſſer- und Feuersgefahr, immer am erſten aufzuhelfen, allen Unglücksfällen durch tolle

Hunde vorzubeugen, genaue Aufſicht auf Fremde zu pflegen, die Sittlichkeit an öffentlichen Orten zu handhaben, auf Diebſtähle Achtung zu geben, in den Theatern der Vorſtadt die Stücke zu revidiren, alles Extemporiren der Schauſpieler einzuberichten, alle Händel in den Wirthshäuſern zu ahnden, wider mediciniſche Charlatane, religiöſe Gaukler und politiſche Proſelytenmacher genau das Amt zu handhaben u. ſ. w.

Die Räthe bey der Oberdirection bilden alle Tage eine ununterbrochene Commiſſion, entſcheiden über die von den Bezirken einlaufenden Rapporte. Nebſt dieſer Hauptcommiſſion exiſtiren aber noch bey dieſer Stelle einige Nebencommiſſionen. Eine derſelben beſchäftiget ſich mit der Unterſuchung der Fremden aus mehreren Provinzen des Auslandes, vernimmt ſie zu Protocoll über die Urſache ihres hieſigen Aufenthalts, und fordert den Ausweiß über ihren Unterhalt. Durch dieſe Fremdencommiſſion werden alle Jahre einige hundert bedenkliche Menſchen von zweydeutiger Lebensart, unbeſtimmtem Nahrungsweg, frechem Benehmen ꝛc. von hier entfernt, auf Unkoſten des Staates, wenn es nöthig iſt, bis zur Grenze geführt, oder wenigſtens zur Abreiſe angehalten. — Die Menſchen, welche dieſes Loos trifft, ſind oft nichts weniger, als gemeine Leute, ſondern Marcheſen, Reichsbarone, Abbati, Schriftſteller, Aerzte u. ſ. w.

Der Civilpolizey iſt noch eine Militärpolizey zu Fuße untergeordnet, welche ſich in allen, Ober- und Unterofficiers mit eingerechnet, auf 354 Mann beſchränkt.

Die wirkende Kraft dieſer ganzen Maſchine, welche jenes ſchöne Phänomen öffentlicher Ruhe, das ſelbſt dem Neider Bewunderung abzwingt, hervorzubringen weiß, liegt in den Seelen zweyer gebornen Ausländer, des Hofraths v. Schilling und des Regierungsrathes Erhard Ley, welche durch ihre umfaſſenden Einſichten und redliche Anhänglichkeit an den Monarchen, das Vertrauen des Polizeyminiſters, Grafen von Pergen, bewähren."

So weit mein Buch: und über den geheimen Theil der Polizey kann ich Ihnen auch nicht viel mehr ſagen, wenigſtens nicht mit Gewißheit. Da dieſer Zweig der großen Maſchine ganz im Stillen arbeitet, ſo erfährt das Publikum nichts von ſeinen Verhandlungen, als durch die Wirkungen; folglich wird auch in Geſellſchaft nicht davon geſprochen. — Unter Leopolds Regierung wurde die geheime Polizey der Niederöſtreichiſchen Regierung einverleibt, aber unter Franz II. wieder davon getrennt.

Viele Fremde fürchten ſich ſehr vor dieſer geheimen Polizey, und einige auswärtige Geſandte geben denen, die ihnen empfohlen ſind, gleich bey ihrer Ankunft ſtarke Warnungen. Und

dieſe ſind wahrhaftig für viele Reiſende ſehr nöthig, welche überall, wohin ſie kommen, das Recht zu haben glauben, über alles ihre Meynungen laut zu äußern: Meynungen, die öfters auf gänzliche Unkenntniß der Verfaſſung, der Einrichtungen und der beſondern Lage des Landes oder Ortes, in welchem ſie ſich befinden, gegründet ſind. Mich hat kein Geſandter gewarnt, und ich habe nie etwas gefürchtet; denn außerdem, daß ich einem jeden meine Grundſätze über gewiſſe Dinge vorlegen könnte, verſteht es ſich von ſelbſt, daß gemeine Klugheit in den gegenwärtigen Zeiten verlangt, daß ein Fremder ſich über gewiſſe Maßregeln der Regierungen an öffentlichen Orten ganz und gar nicht auslaſſe, und mit Perſonen, die ihm unbekannt ſind, in keine Art von politiſchem Geſpräche eintrete. Wer aber über die Regierung eines fremden Landes und über die Staatsgeſchäfte ſich entweder unterrichten, oder urtheilen will, der muß auch dazu keine vermiſchten, zahlreichen Geſellſchaften wählen.

Man ſagt mir, daß die hieſige Polizey der Mitglieder mancherley habe, und daß man ſie in den Geſellſchaften aller Art treffen könne. Das will ich gerne glauben; denn warum ſollte eine wachſame Obrigkeit, in der gegenwärtigen Zeitlage, ſich nicht bemühen, Nachrichten von allem einzuziehen, was im Publikum vorgeht? Auch kann mancher obrigkeitliche Diener, der in einem

andern Fache angeſtellt iſt, mancher Privatmann, Arzt, Rechtsgelehrter ꝛc. neben ſeinen andern Geſchäften, mit der Polizey in geheimer Verbindung ſtehen, ohne deswegen den gehäſſigen Nahmen eines Spions zu verdienen. Sind doch im Grunde alle auswärtige Geſandte auf dieſe Art Spione. — Freylich wäre es beſſer, wenn keine Regierung dieſer ängſtlichen Wachſamkeit bedürfte; aber wir wiſſen leider, daß ſie jetzt in manchen Ländern nur zu nöthig iſt. Selbſt in dem ſonſt ſo freyen London iſt man ſeit einigen Jahren überall von Menſchen umgeben, die über öffentlich geäußerte Meynungen wachen und Bericht darüber erſtatten. Es iſt ein Uebel unſeres Jahrzehends, eine der herrlichen Früchte der Franzöſiſchen Revolution. —

Daß Vorſicht übertrieben werden und in Aengſtlichkeit ausarten könne, und daß dieſes gelegentlich der Fall mit der Oeſtreichiſchen Polizey ſey, will ich auch gerne glauben, denn es iſt hienieden ſo gar ſchwer, die richtige Mittelſtraße zu finden. Auch begreife ich ſehr wohl, daß nicht alle Unterbediente der Polizey weiſe und einſichtsvolle Männer ſind; daß mancher, durch einen ſchiefen, trüben Blick, Dinge ſieht, die nicht exiſtiren; daß er, um den Obern ſeinen Eifer und ſeine Wachſamkeit zu bezeigen, manches angibt, das ohne alle Bedeutung iſt; und daß dieſe Obern, um ihn in ſeiner Amtspflicht

zu beſtärken, über das und jenes Unterſuchungen anſtellen, das man beſſer mit Stillſchweigen übergangen hätte; daß dadurch, endlich, ein Individuum unverſchuldet gedrückt werden, oder ein Fremder in Ungelegenheiten kommen kann. — Auch das betrachte ich als ein Uebel unſerer Zeiten. — Bisweilen entſtehen daraus auch lächerliche Geſchichten! Ich bin ſehr bereitwillig, mitzulachen, ohne darum die allgemeinen Grundſätze zu verdammen, nach denen die Polizey verfährt.

Endlich liegt es in der Natur einer wachſamen Polizey, auf alles zu achten, Alles anzuhören, Alles zu unterſuchen. Das kann für den Bürger manchmahl ſeine Unbequemlichkeiten haben; aber das Ganze gewinnt dadurch, und es entſtehen Vortheile daraus, die für die allgemeine Geſellſchaft höchſt wichtig ſind. Ueberall, wo die Polizey eine große und ſehr zuſammengeſetzte Maſchine iſt, werden geheime Verbrechen jeder Art viel leichter entdeckt, und zum Theil auch verhindert, als in Ländern, wo ſie weniger ſorgfältig arbeitet. Beſonders findet dieſes an großen und ſehr bevölkerten Orten ſtatt, wo die Verbrechen aller Art zu Hauſe ſind. In den Gaſſen und ſelbſt in den weitläuftigen Vorſtädten von Wien genießen Sie, am Tage und zu allen Stunden der Nacht, einer Sicherheit, die man nur dann erſt recht fühlen kann, wenn man ſich

eine Zeit lang hier aufgehalten hat. Es iſt ein eigenes, ſchönes Gefühl! Und das haben Sie der Polizey zu verdanken.

Daß die Polizey viele Fremde aus der Stadt und aus dem Lande ſchickt, habe ich öfters gehört und geleſen, und der Auszug, den ich weiter oben aus dem neueſten Gemählde von Wien machte, beſtätiget es. Aber auch hier begegnet mir, was mir mit ſo vielen andern Dingen begegnet, und was mich gegen alle Sagen ſo mißtrauiſch macht: Es ſtimmt mit meinen Erfahrungen nicht überein. (In mehr als ſechs Monathen, die ich hier zugebracht habe, wüßte ich doch auch nicht einen einzigen Fremden, der verſchwunden wäre, habe ich nie von einem einzigen Menſchen gehört, der fortgeſchickt worden wäre. Der kalte Winter machte, daß die mehreſten, die ich hier kennen lernte, ſo ziemlich bis an das Ende deſſelben ausharreten. Diejenigen aber, die abgingen, hatten es lange vorher erklärt und ihren Plan gemacht. Gleichwohl bleiben doch ſolche Fälle, wenn ſie vorkommen, nicht unbekannt und man redet gelegentlich davon, wie ich denn noch kürzlich von einem ausländiſchen Edelmanne hörte, von dem ich ſchon ſeit Jahren wußte, daß man ihn von hier weggeſchickt hatte.)

Der Fälle von Leuten, die einigermaßen bekannt ſind, mögen wohl nur wenige ſeyn. Man

ſagt mir auch, daß alsdann kein Schutz hilft, daß kein Geſandter Sie retten kann, ja daß Sie bisweilen nicht einmahl vor Gehör kommen, ſondern ganz kurz den Befehl erhalten, in einer vorgeſchriebenen Zeit Wien und das Land zu verlaſſen. Indeſſen geſchiehet doch auch in dieſem äußerſten Falle dem Fremden kein Leid, wenigſtens habe ich nie ein Wort davon gehört! Er hat kein Gefängniß, keine Beeinträchtigung ſeines Eigenthumes zu befürchten! Alles, was man verlangt, iſt, daß er die Oeſtreichiſchen Staaten verlaſſe. Und das iſt denn genau, was ſeit ſechs Jahren in England unabläſſig geſchehen iſt, und noch geſchieht. Sie wiſſen, daß die Krone, d. h. der Miniſter und die Regierung, durch die Alien-Bill, das Recht hat, jeden Fremden, der ſeit einer beſtimmten Zeit auf der Inſel gelandet iſt, wegzuſchicken, ohne eine Urſache dafür anzugeben, ohne irgend jemanden Rechenſchaft abzulegen. Auch iſt es allgemein bekannt, daß das Miniſterium ſehr oft von dieſer Gewalt Gebrauch gemacht hat, und noch macht. Der ganze Unterſchied iſt, daß die Oeſtreichiſche Regierung dieſes eigenmächtig thun kann, und daß es in England erſt eine Parlementsacte dazu bedurfte.

Uebrigens iſt nicht zu läugnen, daß vor einigen Jahren mehr Menſchen aus dem Lande geſchickt worden ſind, als in dem letzten und vorletzten geſchehen iſt. Es gab eine Periode, wo

man eine allgemeine Jagd auf Alles machte, was nur den geringſten Schein von Jacobinismus, oder Neufränkiſchen Meynungen hatte. Dadurch hat man nicht nur eine Menge Menſchen dieſer Art entfernt, ſondern die Zurückgebliebenen ſind auch vorſichtiger geworden.

Eine Folge dieſer wachſamen Polizey iſt auch, daß man hier, ſo wie in England, wegen der Reiſepäſſe ſehr ſchwierig iſt. Indeſſen kamen wir mit einem gemeinen Schwediſchen Paſſe von Stockholm bis Breslau, wo mir jemand gegen den Schwediſchen einen Deutſchen verſchaffte, weil ich befürchtete, daß man uns irgendwo Schwierigkeiten machen würde, indem die Schwediſche keine von den civiliſirten, in Deutſchland verſtandenen Sprachen iſt. Mit dieſem Breslauer Paſſe ſind wir ohne die geringſte Schwierigkeit über die Böhmiſche Grenze gekommen, auch in Prag und Wien eingelaſſen worden. (Dieſes hat ſich ſeitdem geändert, und iſt nun größern Schwierigkeiten unterworfen.)

Gemeine Stadtpolizey.

Unter dieſer verſtehe ich Alles, was die äußere Ordnung, die öffentliche Ruhe, Sicherheit, Geſundheit und Bequemlichkeit einer Stadt angeht, mit allen dahin gehörigen Anſtalten. Sie iſt von der vorher beſchriebenen etwas verſchieden, hängt aber doch ſo mit ihr zuſammen, daß

jene immer in dieſe eingreift und da fortfährt, wo die gemeine Polizey aufhört.

Ich betrachte die Stadtpolizey von Wien als eine der beſten, die ich in irgend einer großen Stadt kenne, und vielleicht iſt ſie in dieſem Augenblicke die beſte in Europa. So viel Ruhe, ſo viel Sicherheit, ſo viel Bequemlichkeit bey der Menge von Menſchen und Wagen, und in einem ſo kleinen und engen Locale! Nie habe ich noch in irgend einem Theile von Wien eine Schlägerey geſehen, äußerſt ſelten eine laute Zänkerey gehört; höchſtens von ein Paar Weibern! Wer nicht mit Vorſicht gehet, läuft häufig an andere an: und faſt immer wird das mit gegenſeitiger guter Laune getragen. Ueberhaupt ſehe ich hier durchaus viel gute Laune und guten Willen. Dieß iſt nicht bloß die Wirkung der Polizey, denn dieſe kann nur das äußere Betragen der Menſchen zwingen, in ſo ferne es in Thätigkeiten ausbricht; es iſt Charakterzug, iſt Wiener Gutmüthigkeit.

Wenn Sie die engen Gaſſen dieſer Stadt bedenken und die vielen hundert Wagen, die ohne Unterlaß auf einem Raume umherrollen, den ich in vierzig Minuten umgehe, ſo ſollten Sie natürlich erwarten, daß jährlich eine beträchtliche Zahl von Menſchen verunglücken, und daß die Wagen häufig an einander fahren, ſich beſchädi-

gen und oft ſo verwickeln müßten, daß ein langes Halten und eine allgemeine Verſtopfung die Folgen davon ſeyn würden. Die Erfahrung aber lehrt, daß ſehr wenig Menſchen verunglücken, und nie bin ich drey Minuten lang auf dem nehmlichen Flecke im Wagen aufgehalten worden. Es muß ſich freylich bisweilen zutragen, daß dieſe in gewiſſen Gaſſen ſich verfahren, beſonders wenn Bauerwagen darunter ſind; allein es dauert nie lange; niemand beſtehet hartnäckig auf ſein Recht, jeder weicht aus und macht Platz, ſo bald und wo er kann, und alles wickelt ſich aus einander, ohne Schelten und Geſchrey. Freylich habe ich bey ſolchen Gelegenheiten bemerkt, daß immer jemand gegenwärtig iſt, der, wie ein Deus ex machina, erſcheint, und dieſe oder jene Anweiſung gibt, jemand von der Polizey im bürgerlichen Kleide, der gerade wie von ungefähr ſich da zu finden ſchien.

Man ſage mir nicht etwan, eine äußerſt wachſame Polizey ſey die Tochter des Despotismus! In großen Städten muß ſie bis auf einen gewiſſen Grad despotiſch ſeyn: und überall, wo ſie es nicht iſt, wird der ruhige, friedliche Bürger allein darunter leiden. Ich ſehe in den hieſigen Polizeybedienten nichts Hartes, nichts Unhöfliches! Wer ſich mit Ruhe und Anſtand beträgt, wird das Daſeyn der Polizey nicht anders gewahr werden, als durch die wohlthätigen

Wirkungen, die er ſelbſt davon genießt, an die er oft vielleicht nicht einmahl denkt, weil nichts ſichtbar da iſt, das ihn auffallend daran erinnert, ſo daß er wohl glauben könnte, es müſſe ohne weiteres ſo ſeyn. Ich gehe Abends freylich nicht zu Fuße; indeſſen trägt es ſich doch gelegentlich zu, und dann gehe ich auch in den entlegenſten Gaſſen von Wien mit eben dem Sicherheitsgefühle, mit dem ich in meinem Zimmer auf und ab wandele.

Alles, was ein Fußgänger in den Gaſſen dieſer Stadt zu fürchten hat, ſind die Wagen, beſonders auf den Kreuzwegen: und dann iſt man vor keinem Gebäude recht ſicher, weil alle große Häuſer Thorwege haben, ſo daß Sie immer Gefahr laufen, daß ein Wagen, der bisher im Durchgange ſtille ſtand, gerade in dem Augenblicke auf Sie zufährt, in welchem Sie vor dem Thorwege vorbey gehen. Auch fährt man hier ſehr ſchnell, wie denn das der Gebrauch in allen großen Städten iſt, wo es gerade am wenigſten ſeyn ſollte; ja mich dünkt, ich habe bemerkt, daß man in den Hauptſtädten von Europa immer in dem Maße ſchneller fährt, in welchem die Bevölkerung größer iſt und die Gaſſen enger ſind. Es iſt auffallend, daß die Polizey es duldet; aber freylich müßte man da einer ſehr großen und ſehr angeſehenen Menſchenclaſſe zu nahe treten. Alle Schriftſteller über Wien ahn-

den dieſen Umſtand, und einige beklagen ſehr pathetiſch die Menge von Menſchen, die jährlich in den Gaſſen dieſer Stadt, theils beſchädiget, theils auf Zeitlebens verſtümmelt, theils auf der Stelle zu Tode gerädert werden. In der That bin ich oft mit Unruhe gefahren, und habe mich immer gewundert, daß alles ohne Schaden abging. Es iſt damit, wie mit ſo vielen andern Dingen: ſie geſchehen ganz anders in der Wirklichkeit, als man es nach der Theorie erwarten ſollte. Die Wahrheit iſt, daß wenig Menſchen auf dieſe Art beſchädiget und noch weniger getödtet werden. (Ich habe in ſechs Monathen nie von einem einzigen Beyſpiele gehört! Nun laſſe ich mich gern bedeuten, daß zu Wien ſo manches in einem halben Jahre vorgehen mag, das ich weder geſehen, noch gehört habe; aber mich dünkt, daß, wenn ſolche Unfälle öfters vorkämen, ich doch irgend einmahl in den mancherley vermiſchten Geſellſchaften davon gehört haben würde, wo immer eine Menge leerer Köpfe alle Arten von Stadtneuigkeiten auskramen. Wenn eine Schildwache bey dieſer großen Kälte auf dem Walle erfriert, ſo höre ich an zehen Orten davon reden.) Nie habe ich von einer Perſon gehört, die überfahren worden wäre! Gleichwohl können Sie ſich nichts Entſetzlicheres vorſtellen, als aus einem der großen Schauſpielhäuſer zu Fuße zu gehen, wenn ſie von ungefähr beyde zur nehmli-

chen Zeit ſich enden. Ich habe bey gewiſſen Gelegenheiten von dem Theater des Kärntnerthores, die Kutſchen in einer doppelten Reihe bis an das Schloß ſtehen ſehen, wo ſie an die ſtießen, die vor dem Burgtheater hielten, das gerade auch ſehr voll war. Denken Sie ſich nun alle dieſe Wagen, die auf einmahl in Bewegung kommen, wie ich es geſehen habe, und von tauſend Fußgängern durchkreuzt werden. Dicht am Burgtheater iſt der kleine Michaelisplatz, wo ſich die Straßen in viere theilen, wo zu allen Zeiten eine große Durchfahrt iſt, und wo den Kutſchen kein beſonderer Weg angewieſen iſt, oder ſeyn kann. — Aús dieſem und vielen andern Dingen ſchließe ich, daß gewiſſe Schriftſteller ſo manches erzählen, was ſie nie ſelbſt erlebt haben, und daß ſie beſonders ſo gar Vieles als Regel und Tagesordnung annehmen, was im Grunde nur Ausnahme iſt.

Manchem Unheil wird zu Wien durch die vortreffliche Beleuchtung abgeholfen, über die die Polizey auf das ſorgfältigſte wacht. Da ſehe ich in dieſem Augenblicke, bey einem ſchönen Vollmonde, an die hundert Laternen aus meinen Fenſtern, und die einen und der andere ſind ſo helle, daß ſie mit einander zu ſtreiten ſcheinen, wer das meiſte Licht geben ſoll. Hier hat niemand eine Penſion auf den Mondſchein, wie einſt zu Paris, auch macht man hier keine elende

Erſparniß, wie an manchen Orten, wo der Mond auch dann noch leuchten ſoll, wenn er bloß im Kalender ſteht, aber durch Regen und düſtere Wolken nicht ſichtbar wird.

Die Reinigung der Gaſſen läßt man zu Wien ſich angelegen ſeyn, wie man es nicht leicht an andern Orten ſieht. Und doch habe ich ſelbſt über dieſen Punct Klagen geleſen und von Fremden gehört, beſonders dieſen Winter, in welchem es in der That keine leichte Sache iſt, eine ſolche Stadt auch nur erträglich rein zu halten. Wirklich ſind manche Reiſende höchſt ungerecht! Ich habe viele gehört, die in gewiſſen Winterperioden über den Koth zu Wien klagten. Man möchte eben ſo wohl klagen, daß es zu Wien regnet, ſchneyet und thauet. Man bedenke doch, daß, wenn die Zahl der Leute, die jetzt angeſtellt ſind, die Stadt zu reinigen, noch vergrößert würde, auch das Gedränge in den Gaſſen zunehmen, und ſo eine größere Unbequemlichkeit von einer andern Art entſtehen müßte. — Auch bey kaltem und trockenem Wetter ſind die hieſigen Gaſſenreiniger nicht müßig! Ich ſehe ſie ohne Unterlaß beſchäftiget, entweder einen Theil des Schnees aus der Stadt zu führen, oder längſt der Häuſer das Eis und den mit Schnee gemiſchten und gefrornen Koth aufzuhacken, in Haufen zu ſammeln und aus der Stadt zu befördern.

Den Preis der erſten Nothwendigkeiten des Lebens in einer großen Stadt ſo zu erhalten, daß der Landmann dabey beſtehen kann, und der Bürger nicht gedrückt wird, iſt eine der ſchwerſten Aufgaben, welche zu löſen, ich doch von einer guten Polizey erwarte. Es gibt Länder, wo die Regierung gar nicht zu glauben ſcheint, daß es in ihre Provinz gehöre, über dieſes Gleichgewicht zu wachen und durch weiſe Maßregeln, bisweilen auch durch Aufopferungen, jedem Extreme vorzubeugen. Ein Maximum zu beſtimmen, iſt eine despotiſche Maßregel, die allenfalls nur mit Franzöſiſcher Freyheit beſtehen kann; aber es gibt der Mittel ſo mancherley, dem Wucherer Grenzen zu ſetzen, ohne der Freyheit des Handels dadurch zu nahe zu treten, und zu verhindern, daß der Bürger und der Bauer einander gegenſeitig drücken. So iſt z. E. jetzt in mehreren Theilen von Deutſchland der Gewinnſt des Landmannes zu groß, und viele der erſten Bedürfniſſe des Lebens ſind, ohne daß Mangel daran wäre, in einem zu hohen Preiſe. Auch in dieſer Rückſicht iſt die hieſige Polizey ſehr wachſam, und hat Mittel gefunden, ſolche Preiſe zu erhalten, daß Wien immer eine der wohlfeilſten großen Städte in Europa geweſen iſt. Und unter der gegenwärtigen Regierung iſt man hierüber ganz vorzüglich ſorgfältig, hin und wieder freylich mit Aufopferungen, die man allenfalls

nur für eine ſo liebe Tochter, als die Hauptſtadt iſt, macht.

Hier ſind einige Angaben aus dem Neueſten Gemählde von Wien.

	Pfd.	Loth.
Vor dem letzten Türkenkriege wog das ſchwarze Brot zu ſechs Kreuzern , , , ,	5	8
das weiße , , ,	3	27
Während des Türkenkrieges		
das ſchwarze , , ,	2	3
Nach dem Türkenkriege		
das ſchwarze , , ,	4	8
das weiße , , ,	2	—
Im ſechſten Jahre des Franzöſiſchen Krieges		
das ſchwarze , , ,	3	28
das weiße , , ,	2	14

Alſo iſt im ſechſten Jahre dieſes für Oeſtreich ſo verwüſtenden Krieges das Brot gar viel wohlfeiler geweſen, als es während des Türkiſchen war. Die Regierung wacht auf das ſorgfältigſte über die Kornwucherer, und behandelt ſie mit äußerſter Strenge. Steigt aber das Getreide über einen gewiſſen Preis, ſo wird das Brot darum nicht auch verhältnißmäßig theuer, ſondern die Regierung trägt den Verluſt. So ſoll ſie gegen das Ende des Jahres 1795 Mehl auf dem Lande mit ſieben und dreyßig Gulden gekauft haben, welches ſie den Beckern zu ſieben

und zwanzig überließ. Durch Aufopferungen dieſer Art ſoll die Regierung in wenigen Jahren einen Verluſt von 400,000 Gulden gehabt haben.

Das Holz, wovon im J. 1786 die Klafter ſieben Gulden koſtete, ſtand zehn Jahre nachher zu zwölf Gulden. Man fand dieſen Preis zu hoch, und arbeitete dagegen. Vor einiger Zeit habe ich für eine Klafter hartes und eine Klafter weiches, zuſammen neunzehn Gulden ſechs und dreyßig Kreuzer bezahlt, und als Fremder, der ſolche Dinge dem Lohnbedienten überlaſſen muß, kann ich mit Gewißheit darauf rechnen, daß ich theurer gekauft habe, als die Einheimiſchen.

Hier wird es nicht dem Zufalle überlaſſen, wie viel Holz in die Stadt kommt, oder nicht kommt. Man ſorgt dafür, daß auch im härteſten Winter eine hinlängliche Quantität vorräthig ſey. Im Jahre 1796 wurden auf der hieſigen Holzſtätte 266,062 Klaftern Brennholz abgeladen. (In dieſem entſetzlichen und ewig dauernden Winter, hat es nie an Holz gefehlt, und kann es nie fehlen, weil die Regierung beſtändig eine große Niederlage hält, die als Rückhalt dient und jeden Mangel unmöglich macht. Am Ende dieſes Winters, in welchem die Schiffahrt auf der Donau faſt fünf Monathe lang gehemmt war, ſah ich gegen Ausgang des Aprils, noch immer einen alten Holzvorrath, der nicht unbeträchtlich war.

Der Preis des Holzes iſt den ganzen Winter hindurch nicht einmahl merklich geſtiegen, ſo groß auch dieſes Mahl die Conſumtion war. Aber die hieſige Regierung wartet nicht, bis der Augenblick des Bedürfniſſes kommt, denn ſonſt hätten wir dieß Mahl hier erfrieren müſſen. Da die Schifffahrt der Donau ſo lange geſchloſſen blieb, ſo begreifen Sie wohl, daß es unmöglich war, das Holz aus Tyrol, Paſſau und Bayern — aus allen dieſen Provinzen, und ich glaube ſelbſt aus Schwaben erhält Wien einen Theil ſeines Bedürfniſſes — auf der Achſe herbey zu bringen.

Bey dieſer Gelegenheit will ich der Heldiſchen Fabrike von künſtlichen Brennziegeln gedenken. Ein Baron von Meidinger erfand dieſen künſtlichen Torf, oder Brennſtoff, welcher aus Sägeſpähnen, Moos, kleinem Wurzelwerk, dürrem Laube, brennbarem Schlamme, Kohlenſtaube, altem Papiere, gedörrtem Unkraute, Diſteln, Lohe und Rindeabfällen beſteht. Held, der Unternehmer, bekam ein Privilegium, für welches er verbunden iſt, alle Jahre ſechs Millionen ſolcher Ziegel zu einem Preiſe zu liefern, der nie fünf Gulden, das Tauſend, überſteigen darf. (Ich habe in der Folge gehört, daß ſie nicht den Erwartungen entſprechen, die man davon hatte, und daß ſie wenig gebraucht werden.)

Was die übrigen gemeinen Lebensbedürfniſſe betrifft, ſo iſt der Wiener Markt zu allen Zeiten ſehr wohl verſehen, und von den Garten- und Feldgewächſen ſind noch immer viele überaus wohlfeil.

Die Wachſamkeit und Thätigkeit der Polizey wird von oben herab rege gehalten, und der Kaiſer ſelbſt gibt ein rühmliches Beyſpiel, indem er überall hineilt, wo ein öffentliches Unglück iſt. Joſeph II. benahm zuerſt der Kaiſerlichen Würde die altöſtreichiſche Steifheit, in der ſie immer mit Krone und Zepter und in dem langen Mantel Carls des Großen ſich dachte. Der gegenwärtige Monarch ahmt hierinne, wie in mehreren andern Dingen, ſeinen Oheim nach. (Bey der Ueberſchwemmung, die der große Eistrieb verurſachte, erſchien er täglich an mehreren Orten in Perſon, munterte die Leute auf, ſtellte ſelbſt an, both Belohnungen aus. Mehreres wurde für Geldſummen gerettet, die andere auch ſchon gebothen hatten, und die man ausſchlug, bis der Kaiſer ſelbſt ſie wiederhohlte.)

Daß eine gewiſſe Güte bisweilen gemißbraucht wird, thut gar nichts zur Sache! Folgende Anekdote habe ich von einem Manne, der viel um Joſeph II. war, und andere haben mich verſichert, daß ſie ihre vollkommene Richtigkeit hat. Der Kaiſer begab ſich, bey einer Ueber-

ſchwemmung, an einen Ort, an den ſich niemand wagen wolte. Er ließ ſein Fahrzeug mit Lebensmitteln füllen und theilte ſie unter Menſchen aus, die von Waſſer umringt waren und Gefahr liefen, zu verhungern. Ein Mann, der eine Portion Rindfleiſch bekam, ſtieß ſie zurück, und verlangte Kalbfleiſch. Joſeph, der das nur halb gehört hatte, dreht ſich um, und fragt, was der ſage. Man wiederhohlt es ihm wörtlich. Der Kaiſer erkundiget ſich, ob noch etwas Kalbfleiſch da ſey? und da ſich einiges fand, befahl er, daß man es ihm geben ſollte. Dieſer Fürſt wußte ſehr wohl, wenn er nachſichtig ſeyn konnte, und hatte die Wirkungen davon genau berechnet.

Oeffentliche Anſtalten und Stiftungen.

Auch dieſe gehören mit zu dem Theile der Regierung, den die Polizey umfaßt! Ich will hier in keine Beſchreibungen der mannigfaltigen, großen und ſchönen Gebäude eintreten, die dieſe Stadt für Arme, Kranke, Gebährende, Findelkinder, Wahnſinnige &c. beſitzt; aber einige Verbeſſerungen will ich angeben, die unter der gegenwärtigen Regierung gemacht worden ſind. Man hat verſchiedene beſſere Einrichtungen in einigen Armen- und Krankenhäuſern getroffen, beſonders in dem allgemeinen Kranken-

hauſe, welches vor ein Paar Jahren den Dr. Frank zum Director bekam. Im J. 1795 wurden auch in dem Militärſpitale mehrere heilſame Veränderungen gemacht. Auch in den allgemeinen Sanitätsanſtalten ſind vor nicht langer Zeit wichtige Verbeſſerungen getroffen worden. Dem allen ungeachtet behaupten einige Aerzte, daß die Behandlung in den Krankenhäuſern noch immer fehlerhaft ſey, und daß viele Menſchen da ſtürben, deren Leben man retten könnte und ſollte. Ich kann es nicht beurtheilen. Hat es damit ſeine Richtigkeit, ſo iſt es bloß ein neuer Beweis, wie ſchwer es iſt, gewiſſe Dinge im Großen gut zu betreiben, und wie die Regierungen, auch mit dem beſten Willen, nicht immer auf das beſte bedient werden.

Folgendes, das ich aus dem neueſten Gemählde von Wien ausziehe, mag Ihnen einen Begriff von dem Umfange dieſer Anſtalten, und von dem, was da geſchieht, geben. — „Im December 1795 waren in dem eigentlichen Krankenhauſe 1130 Perſonen. Im Verlaufe des Jahres 1796 wurden 11,860 Perſonen darinne aufgenommen, von welchen, und denen, die ſchon vorher darinne waren, 1910 ſtarben.

Leopold II. theilte die Vorſtädte von Wien in acht Bezirke, und gab jedem eine eigene Polizeydirection, welche vorzüglich dahin geht, das bürgerliche Leben der Einwohner zu ſichern. Jeder

Bezirk bekam einen eigenen Arzt, einen Wundarzt und eine Wehmutter, ſämmtliche mit Jahresgehalt, um denen beyzuſtehen, die die ärztliche Hülfe nicht bezahlen können. — Im Jahre 1795 wurden durch dieſe Anſtalt 19,820 Kranke beſorgt, wovon 464 ſtarben, 623 aber in das allgemeine Hoſpital gebracht wurden. Im Jahre 1796 iſt dieſe Anſtalt auch auf die innere Stadt ausgedehnt worden. Auch hier werden die Arzneyen unentgeldlich gegeben. — Im J. 1790 betrug in den Vorſtädten die Apotheker-Rechnung 19,000 Gulden.

Im Gebähr- und Findelhauſe blieben im December 1795 noch fünf und neunzig Mütter, welche Zahl im folgenden Jahre mit 1904 Müttern vermehrt ward. Von dieſer vereinigten Summe ſtarben 111 Mütter, folglich von achtzehn noch nicht eine, (alſo wenige mehr, als nach der gewöhnlichen Sterblichkeit, nach welcher ich rechne, daß zu Wien ungefähr von neunzehn Perſonen eine ſtirbt.) — Im Decbr. 1795 waren in dieſem Hauſe noch achtzehn Kinder. — Im J. 1796 wurden 1849 Kinder von den da ſich befindlichen Müttern geboren. 1842 dieſer Kinder wurden in äußere Verpflegung gegeben.

Im Tollhauſe befanden ſich im Decbr. 1795 der Wahnſinnigen 261, wovon 156 männlichen, 105 weiblichen Geſchlechts waren. —

Im J. 1796 wurden 190 Perſonen aufgenommen, und 122 entlaſſen.

Außer den genannten gibt es noch drey Kloſterſpitäler und eins für die Juden. Und alle dieſe Anſtalten ſind bloß für bürgerliche Perſonen, denn die Soldaten haben ihr großes Militärſpital, wovon aber der Verfaſſer, vermuthlich aus Urſachen, keine Zahlen angibt.

„Das Judenſpital ward 1793 errichtet, und hat zur Anfſchrift: „Krankenſpital für die leidende Menſchheit, erbauet von der hieſigen Iſraelitiſchen Nation.“ Es iſt unſtreitig das reinſte Spital, und in welchem die Kranken am beſten gepflegt werden. Der Baron von Arnſteiner ſchoß 20,000 Gulden zum Baue vor, ohne wegen der Abzahlung hinlänglich gedeckt zu ſeyn.“

Feueranſtalten.

Auch die hieſigen Feueranſtalten machen der Polizey Ehre! Gewiſſe Beyſpiele beweiſen oft mehr, als die umſtändlichſten Beſchreibungen, in wie ferne ſie die Wirkung einer öffentlichen Anſtalt auf die allgemeine Meynung geben. Ich befand mich einmahl in einem Hauſe in der Kärntherſtraße, welche ſehr enge iſt, als auf einmahl, etwan um ſieben Uhr Abends, ein Lerm entſtand. „Was iſt das?“ riefen die Fremden. — „Ein Feuer,“ ſagten ganz gelaſſen die Einheimi-

ſchen. — Wir erfuhren gar bald, daß es im vierten Hauſe von uns war; aber jedermann von der Familie, bey der ich mich befand, war ſo ganz und durchaus gleichgültig dabey, als ob es etliche Meilen von hier geweſen wäre. Da erfuhr ich denn, daß man kein Beyſpiel von einem abgebrannten Hauſe in der Stadt hat, und daß, wenn das Feuer in einem der obern Stockwerke iſt, man in den untern nicht räumt. So wie Joſeph, erſcheint auch der gegenwärtige Kaiſer bey jedem Feuer, es ſey in der Stadt, oder Vorſtadt. Man hält, zu dieſem Zwecke, ein Pferd, das Tag und Nacht geſattelt iſt. —

Bey der Gelegenheit erzählte ein Kaiſerlicher General ein Beyſpiel von Joſephs Muthe, oder, wenn Sie wollen, Tollkühnheit. Bey einem großen Feuer zu Semlin, wo die Anſtalten ſehr ſchlecht ſind, war dieſer Fürſt gegenwärtig und gab Befehle. Da kommt ein Menſch und ſagt dem damahligen Hauptmann und nunmehrigen Generale * * daß zunächſt dem Hauſe, wo der Brand am größten war, und vor welchem ſich Joſeph befand, ein Armeniſcher Kaufmann wohne, der beſtändig Schleichhandel mit Pulver getrieben, und in dieſem Augenblicke zwey und funfzig Fäſſer in ſeinem Hauſe habe. Der Officier zeigt es dem Kaiſer augenblicklich an, und bittet ihn, ſich zu entfernen. Dieſer fragt ruhig, von wem er das hätte? Und als die Aus-

ſage beſtätiget wurde, befahl er, daß man die Sache unterſuchen ſolle, ohne die ganze Zeit über von der Stelle zu weichen. Der Officier fand — freylich nicht zwey und funfzig Fäſſer, aber doch fünf Tonnen Pulver. Der Kaiſer gab hierauf Befehl, daß ſie weggeſchafft werden ſollten, und wurde mit Mühe beredet, den Ort zu verlaſſen.

Folgendes ſcheint eigentlich unter die Rubrik der Cenſur zu gehören, war aber doch wohl im Grunde eine Verfügung der Polizey, welche denn überhaupt mit jener in ziemlich enger Verbindung ſteht. Hier iſt von nichts wenigerm die Rede, als von dem Verbothe eines Gebethbuches, das ein Lieblingswerk der Wiener iſt, und das in mehreren Rückſichten eine umſtändlichere Erwähnung verdient.

„Gott iſt die reinſte Liebe. Mein Gebeth und meine Betrachtung, von dem Hofrath von Eckartshauſen.“ Dieß iſt der volle Titel eines Werkes, das hier durch mehrere Auflagen gegangen und faſt in jedem Hauſe zu finden iſt. Viele behaupten, es könnten nicht weniger als 10 — 12,000 Exemplare davon in Wien ſeyn: und dieſes Andachtsbuch, an dem ſo viele ſich labten, und das ſo manche Dame neben der Rothbüchſe auf ihrer Toilette liegen hatte, iſt ſeit kurzem verbothen worden. Man fragte ſich denn häufig, was wohl die Urſache dieſes Verbothes ſeyn könnte? — Ein Frauen-

zimmer ſagte, daß das Buch in der That ſehr ſchön wäre; aber man könnte doch dabey anmerken, daß, wenn jemand einen recht kräftigen Liebesbrief ſchreiben wollte, ſo könnte er ihn aus verſchiedenen Stellen dieſes Gebethbuches ganz zuſammentragen. Ich war ſchon vorher durch einen Schriftſteller darauf aufmerkſam gemacht worden, der es als einen Beweis des guten Geſchmacks und aufgeklärter Frömmigkeit anführt, daß dieſes Werk in jedermanns Händen ſey. Ich ließ mir es nun hohlen, und fand in der That eine ſehr merkwürdige Erſcheinung! Schon das liebliche Toilettenformat, das feine Papier und der niedliche Druck empfehlen es den Damen und ſchönen Geiſtern; weit mehr aber die ſchöne, geſuchte, empfindſame, und faſt durchaus dichteriſche Sprache. Es grenzt oft an Schwärmerey; aber es iſt die Schwärmerey eines eleganten Geiſtes. Ich begreife, daß es für eine lebhafte Einbildungskraft und für kränkelnde, empfindelnde Seelen gefährlich werden kann. Kurz, der Gedanke iſt ganz neu, ein Buch der Andacht in dieſem Tone zu ſchreiben. — Der Titel erklärt hinlänglich den Zweck des Verfaſſers, Gott als das liebenswürdigſte Weſen darzuſtellen, ihn bloß von dieſer Seite zu zeigen. — Nun einige Stellen zur Probe!

„Ich fühle mein Daſeyn. Mein Auge ſieht die Herrlichkeit der Natur, die blühenden Fluren,

den grünen Hayn, die majeſtätiſchen Wälder; mein Ohr hört das Rauſchen der Bäche, die Töne der Lerche, die Lieder der Nachtigall. Ich rieche die aromatiſchen Blumen, fühle den Wohlgeruch der duftenden Roſe; meine Wangen ſind empfänglich der Einflüſſe des ſanften Weſtes; der leiſe Zephyr ſpielt mit meinen Locken, und kühlt mit ſeinem Hauche meine heißen Wangen."

Aus einem Morgenliede:

Wenn in jener ſanften Stunde,
Wo es auf den Bergen tagt,
Meine Seele ihre Wunde
Ihm, dem Gott der Liebe, klagt;
Wenn ſie ſich nach Labung ſehnet,
Und, voll reiner Zuverſicht,
Zu ihm, der die Herzen kennet,
Vom Gefühl der Liebe ſpricht ꝛc.

„Betrachte mein Auge! In Thränen ſpiegelt ſich die Sonne, wenn ſie untergehet, und die Morgenröthe hört mein Seufzen ꝛc."

Aber was dünkt Ihnen von folgender Stelle: — „Könnten Martern deine Gerechtigkeit beſänftigen, ſo würde ich ſie gern erdulden; könnten neue Höllen das Unrecht gut machen, das ich that: ſo verſchließe mich in dieſe Höllen; nur raube mir den Gedanken deiner Liebe nicht ꝛc." — „Zerfällt dieſe Hülle auch in Staub, ſo hoffe ich

noch auf dich; und werde ich auch ſelbſt zu Staub, ſo hofft der Staub auf dich."

Daß er abwechſelnden Ausdruck, angenehme weiche Bilder und ein liebliches Geklingel von Worten mehr ſucht, als Gedanken, mag folgende Stelle beweiſen, wenn es nicht ſchon einige der vorigen gezeigt haben.

Die Quellen, die von den Bergen rauſchen,
Die Bäche, die ſich durch die Wieſen ſchlängeln,
Die Schatten, die am Mittage uns laben,
Die kühlenden Stunden des Frühlings,
Die ſchwülen Tage des Sommers,
Die fruchtreichen Zeiten des Herbſtes,
Die Ruhe und Stille des Winters,
Die Freuden jedes Morgens,
Die Labung des Mittags,
Die Ruhe und Stille der Nächte,
} verkündigen uns deine Liebe.

Es iſt ein ſonderbarer Einfall dieſes Schriftſtellers, mehrere Gellertſche Lieder in poetiſche und bisweilen in ſehr unpoetiſche Proſa zu überſetzen. (That er das, um ſeinen katholiſchen Brüdern den Proteſtantiſchen Verfaſſer zu verbergen, deſſen Nahmen er ſorgfältig verſchweigt?)

Elfter Brief.

Wiener Cenſur — Anzeiger der verbothenen Bücher — Geſchichte der Cenſur unter Joſeph II. — Zuſtand derſelben unter der gegenwärtigen Regierung — ihr jetziger Zuſtand — wie man ſich Bücher verſchafft — Engliſche Bücher — Leihbibliotheken — Zeitungen — geſchriebene — griechiſche — Hoffmanns Predigerkritik — Wirkung der Cenſur auf die Geiſtesproducte des Landes — über Preßfreyheit — Unterſchied im litterariſchen Geſchmacke der Norddeutſchen und Oeſtreichiſchen Völker — wenig Verbindung zwiſchen Süddeutſchland und Norddeutſchland in Rückſicht auf den Büchermarkt — Wien nur halb eine deutſche Stadt.

Wien, den 10. Jan. 1799.

Die Wiener Cenſur und der Anzeiger der verbothenen Bücher (Index librorum prohibitorum, den man auch bisweilen ſchlechtweg den Index nennt) ſtehen jetzt in gewiſſen Punc-

ten mit der Polizey in genauerer Verbindung, als man vielleicht glauben ſollte. Ich fühle, daß ich einen ſchlüpfrigen Boden betrete, indem ich dieſen Artikel zu behandeln unternehme; denn in Norddeutſchland ſind wir ſo gar geneigt, zu lachen, ſo bald nur jemand dieſen Index nennt. Er iſt zum Sprichworte und zu einem Mährchen geworden, und es iſt eine allgemein bekannte Sache, daß man in jeder neuen Liſte einen großen Theil der beſten Werke findet, die jedesmahl zuletzt erſchienen ſind.

Eine Büchercenſur hat zu allen Zeiten und ungefähr in allen civiliſirten Ländern von Europa exiſtirt! Schon die Griechen und Römer kannten ſie. Nur in der Art, ſie auszuüben, beſtand der große Unterſchied. Die Oeſtreichiſche war immer etwas ängſtlich, und wurde unter der Regierung von Maria Thereſia in ein Syſtem gebracht, das allerdings für das Publikum drückend war, und vielleicht manche Geiſtesproducte im erſten Keime erſtickte.

Joſeph II. kam auf den Thron, behielt die Cenſur zwar bey, ſuchte aber, die Schriftſteller ſo wohl als das Publicum auf einen viel freyern Fuß zu ſetzen. Alle ſeine Verordnungen wurden in Eile gegeben, und manche waren nicht genugſam durchdacht, oder mit hinlänglicher Beſtimmtheit ausgedrückt. Die über die Cenſur waren ſo beſchaffen, daß das Collegium oft in Verlegenheit

kam. Dem Geſetze nach durfte nichts ohne Cenſur gedruckt werden, und wer dagegen handelte, wurde an Gelde geſtraft, wovon man mehrere Beyſpiele hatte. Manche Cenſoren, die die alten Zeiten nicht vergeſſen konnten, verfuhren noch immer willkührlich genug, und verdammten, was nach dem Sinne des Kaiſers nicht verdammbar war. Andere zeigten ſich gelinder, und wurden es durch die Duldſamkeit des Fürſten immer mehr und mehr. Oft entſtanden Zweifel, und ſo geſchahe es häufig, daß man ſich mit gewiſſen Werken geradezu an den Kaiſer ſelbſt wandte, weil man ſich nicht getraute, auf die eine, oder die andere Art darüber zu entſcheiden. Das Ende davon war mehrentheils, daß er ſagte, „man ſolle ſie laufen laſſen.“ Beſonders erlaubte er faſt alles, was gegen ihn ſelbſt geſchrieben war. Doch will man bemerkt haben, daß die Zügelloſeſten dieſer Claſſe am Ende alle in Ungelegenheit und Strafe kamen, weil man ſie immer irgend eines Angriffes wegen faßte, den ſie auf die gemeinen Obrigkeiten, auf den Cardinal Migazzi, oder auf ſonſt jemanden gethan hatten. Indeſſen gewöhnte ſich der Wiener allmählich, Ketzereyen aller Art zu leſen, und von dieſer Gewohnheit hat er noch jetzt ſo viel, daß er nicht gleich über alles aufſchreyt, wie er es unter Thereſia that, ſo bald ihm etwas Ungewöhnliches vorkommt.

Hätte Joſeph länger regiert, ſo wäre die Cenſur vermuthlich auf den Fuß gekommen, auf welchem ſie in den mehreſten Proteſtantiſchen Ländern iſt. Aber er ſtarb, nachdem kurz vorher die Franzöſiſche Staatsumwälzung ausgebrochen war. Beyde Umſtände gaben der Wiener Cenſur eine andere Wendung, und ſeitdem ſind neue Einrichtungen getroffen worden. Ich geſtehe, daß ich die Grundſätze nicht klar abſehen kann, nach welchen ſie handelt; aber ſo viel iſt gewiß, daß die Männer, aus denen ſie zuſammen geſetzt iſt, nichts weniger als Obſcuranten, Pfaffen und Mönche ſind; einige Mitglieder, die ich perſönlich kenne, gehören unter die guten Köpfe von Wien, ſind hell ſehende, ſelbſt denkende Männer, und zum Theil als Schriftſteller in Deutſchland wohl bekannt. So viel ich abnehmen kann, ſtehen ſie unter einem höhern Zwange, und haben ſich, dieſem zu Folge, ein Syſtem gebildet, das ich das Syſtem der mehreren Sicherheit nennen will. Sie verfahren nach einer gewiſſen Form und Regel, die wohl von Zeit zu Zeit von oben herab näher beſtimmt werden mag. Ich bin feſt überzeugt, daß ein N. ein N. und ein N. manchmahl über das Verdammungsurtheil lacht, (vielleicht auch ſeufzet) das er eben ausgeſprochen hat.

Hauptſächlich wachen ſie jetzt über den Artikel der Politik! — Zwar um das alte Gift

ſcheint man wenig bekümmert zu ſeyn: und ſo mögen die Leute Voltaire, Rouſſeau, Locke, Raynal und zwanzig andere dieſer politiſchen Ketzer leſen, die in den Leihbibliotheken zu haben ſind, woferne nur nichts Neues aus den Zeiten der Franzöſiſchen Revolution eingeführt wird. Aber auf alles, was dahin einſchlägt, machen ſie auf das unbarmherzigſte Jagd, und dann — auf alles, was die Oeſtreichiſche Regierung und Verfaſſung betrifft, oder auf irgend eine Art ſich dahin bezieht. Auch der leiſeſte Tadel irgend eines Theiles dieſer Regierung, irgend eines Miniſters, irgend eines Individuums der herrſchenden Familie, verſchafft dem Schriftſteller einen Platz im Verzeichniſſe der verbothenen Bücher.

In Rückſicht auf Alles, was die Franzöſiſche Staatsumwälzung und die mancherley Grundſätze betrifft, die von da aus ſich in der Welt verbreitet haben, ſo geht die Cenſur ſo weit, daß ſie nicht nur Alles verurtheilet, was dafür, ſondern auch, was dawider geſchrieben wird. Es iſt ein Noli me tangere, ein Scheuſal, das man vor aller Augen verbannen und auch nicht einmahl zur Warnung aufgeſtellt wiſſen will. Auf dieſe Art ſind nach und nach die mehreſten Journale hier verbothen worden, in wie ferne ſie nehmlich in den Kaffeehäuſern gehalten wurden. — Auch läßt ſich mancher Cenſor durch Dinge dieſer Art in Werken beunruhigen, die

eigentlich weder von der Franzöſiſchen Revolution, noch von irgend einem Theile der Oeſtreichiſchen Regierung handeln. Aber er befolgt das Syſtem der mehreren Sicherheit, wie ich es weiter oben nannte, thut lieber zu viel, als zu wenig, und denkt vielleicht dabey, daß der Bücher noch immer genug in der Welt bleiben. Sicher iſt es, daß er durch dieſe Verfahrungsart jedem Vorwurfe von oben herab entgeht. Daher muß man ſich denn im Index die Titel ſo mancher Werke erklären, von denen man eigentlich nicht abſehen kann, wie ſie dahin kamen.

Und nun habe ich auch das Schlimmſte geſagt, was ſich gegen die Wiener Cenſur aufbringen läßt. Aber ich würde ſehr ungerecht und partheyiſch ſeyn, wenn ich nicht auch den Unterſchied zeigte, der ſich zwiſchen dem Buchſtaben des Geſetzes und ſeinen Wirkungen findet. Es gibt der Dinge ſo viele, die in der Ferne ganz anders ausſehen, als in der Nähe; anders, wenn man ſie nur in ihrer Theorie, und wenn in ihren Folgen betrachtet. Die Wiener Cenſur iſt bey weitem der Popanz nicht, der ſie, wenn man bloß ihren Index betrachtet, zu ſeyn ſcheint, oder zu der ſie einige Schriftſteller zu machen wünſchten. Sie hat keinesweges auf das gelehrte, oder gebildete Publicum die nachtheiligen Wirkungen, die einige Schriftſteller bloß durch

ein Raiſonnement ihr zuſchreiben, das nicht auf Wirklichkeit und Erfahrung gegründet iſt.

Glauben Sie ja nicht, daß man die Werke nicht haben könne, die in dem Verzeichniſſe der verbothenen Bücher ſtehen, den Sie in der Jenaiſchen Litteraturzeitung alle Monathe abgedruckt finden! Wer es darauf anlegt, wird ſie am Ende ſich alle zu verſchaffen wiſſen; ja die allermehreſten davon ſind ſehr leicht zu haben. Der regelmäßige Gang iſt dieſer: Alle Bücher, die eingeführt werden, kommen auf die Mauth, d. h. das große Zollhaus. Der Buchhändler, oder wer es ſonſt iſt, der Bücher einführen will, gibt das Verzeichniß davon dem Cenſurſecratär, welcher gleich aus den Titeln ungefähr ſieht, für welchen Cenſor ein jedes gehört. Die angekommenen Bücher werden vertheilt und cenſirt, und dann wird Bericht darüber erſtattet. Diejenigen, welche man unbedingt erlaubt, werden dem Eigenthümer von der Mauth ausgeliefert; was aber ganz verbothen worden iſt, ſchickt man in das Ausland zurück, denn confiscirt oder verbrannt wird nichts. Man ſagt mir, daß der Bücher, welche zurückgeſchickt werden müſſen, immer nur ſehr wenige ſind. Die übrigen, welche weder geradezu erlaubt, noch ganz ſchlechterdings verbothen ſind, werden in einen Schrank geſetzt, deren jeder Buchhändler einen eigenen auf der

Mauth hat, und wozu er ſo wohl als der Cenſor einen Schlüſſel beſitzt. Verlangt jemand ein ſolches Buch, ſo ſchreibt er den Titel nebſt ſeinem eigenen Nahmen auf einen Zettel, dergleichen die Buchhändler ſchon vorräthig haben, und erklärt, daß es für ſeinen Gebrauch iſt. Es verſteht ſich, daß das eine Perſon ſeyn muß, die in der Stadt bekannt iſt. Wer nicht ſelbſt bekannt iſt, wendet ſich an jemand, der es iſt, und bittet ihn um ſeinen Nahmen. Nun ſtehet es der Cenſur noch immer frey, abzuſchlagen; allein es geſchieht äußerſt ſelten. Führet jemand Bücher ein, ohne ſich der Buchhändler zu bedienen, ſo iſt der Gang immer der nehmliche; die Bücher werden auf die Mauth gebracht und der Cenſurſecretär vertheilt ſie an die Cenſoren, wie vorher; nur fällt in dieſem Falle natürlich die mittlere Inſtanz weg; die Bücher werden entweder dem Eigenthümer eingehändiget, oder ihm ganz verbothen: in welchem Falle er ſie zurückſchicken kann.

Manchmahl, wie es denn ſo in der Welt geht, nimmt ſich ein Cenſor eine Freyheit heraus, zu der er eigentlich nicht berechtiget iſt. Er ſoll erlauben, oder verbiethen, ohne weitere Anmerkungen! Ein Frauenzimmer ließ eine Ladung Franzöſiſcher Romane kommen, die ihr von verſchiedenen Perſonen empfohlen worden waren, wie denn ſo bisweilen im Geſpräche das und jenes empfohlen wird. Einige derſelben mochten etwas

ſchmutzig ſeyn; und dieſe behielt der Cenſor zurück, weil, wie er ſagte, es ſich für ein Frauenzimmer nicht ſchicke, ſolche Sachen zu leſen. — Dergleichen Vorfälle ſind unangenehm; allein überall, wo es Cenſoren gibt, verſtehet es ſich von ſelbſt, daß man bisweilen vom Individuum abhängt, und von deſſen Art zu ſehen und zu fühlen, in Rückſicht auf Gelindigkeit ſo wohl, als auf Strenge.

Ich weiß wohl, daß man zu Berlin, Leipzig, Göttingen ꝛc. darüber lacht; auch will ich hier nicht unterſuchen, wie weit eine gewiſſe Art von Cenſur die allgemeine Aufklärung zurückhalten mag; aber einige Bemerkungen erlauben Sie mir, die hier gewiß nicht am unrechten Orte ſtehen. — Man hat mir gute und mancherley Gründe für dieſe und jene Verfahrungsart der Wiener Cenſur gegeben; allein ich ſetze das Alles bey Seite, und will nur bey einem einzigen Puncte ſtehen bleiben.

Glauben Sie, daß Norddeutſchland durch die Menge politiſcher Werke und Journale, womit man es ſeit mehreren Jahren überſchwemmt hat, wirklich aufgeklärter, weiſer geworden iſt? Glauben Sie, daß das große Publikum, das dieſe Schriften in ſeinen Leſegeſellſchaften hält, praktiſch richtigere Begriffe über Regenten und Unterthanen, und über die gegenſeitigen Pflichten beyder erhalten hat? und ganz

vorzüglich — daß dieſer oder jener ein beſſerer Bürger dadurch geworden iſt? — Ich darf Ihre verneinende Antwort nicht erwarten, denn ich bin ihrer im voraus gewiß. — Nein, ich glaube vielmehr, daß durch dieſe Schriften mancher ein ſchlechterer Bürger, ein Räſonneur, politiſcher Kannengießer, Unruhſtifter und Taumelkopf geworden iſt. Haben nicht Ladenkrämer, Kaufmannsdiener, Handwerker und ſelbſt Handwerksburſche, eine Menge roher, unverdauter, politiſcher Begriffe und Grundſätze in den Kopf bekommen, die ſie im Wein- und Bierhauſe auskramen und oft noch ſchwächern Mägen, als die ihrigen ſind, auftiſchen! Iſt nicht mancher dadurch auf Klagen gerathen, die ihm vormahls nie einfielen? Iſt nicht dieſer und jener mit ſeiner bürgerlichen Lage, in der er ehemahls glücklich war, unzufrieden geworden? Und ſind nicht endlich alle dieſe Dinge Urſache, daß die Preßfreyheit ſeit acht Jahren in allen Ländern von Europa mehr oder weniger vermindert worden iſt? Iſt ſie doch ſelbſt in Frankreich eingeſchränkt, ja höchſt despotiſch eingeſchränkt.

Dieß ſind leider Betrachtungen, die manchen Freund der wahren Freyheit ſeit einigen Jahren genöthiget haben, ſeine Meynungen über dieſen Gegenſtand zu ändern. Ich geſtehe gern, daß auch ich ſchon längſt unter dieſe Zahl gehöre, und daß ich fürchte, daß die große Men-

ſchenmaſſe nicht durch Vernunftſchlüſſe und durch eine gewiſſe Art von Aufklärung, deren der gemeine Haufe nicht fähig iſt, ſondern durch eine überwiegende Macht, durch die ihr Gehorſam zur Gewohnheit wird, regiert werden müſſe. — Wenn eine gewiſſe politiſche Aufklärung die Menſchen zu beſſern Bürgern machte, ſo hätte Genf die glücklichſte Republik in den Jahrbüchern der Geſchichte ſeyn müſſen; denn ein Volk, unter dem Kenntniſſe und politiſches Räſonnement allgemeiner verbreitet waren, gab es auch unter den Griechiſchen Republiken, gab es vielleicht zu Athen nicht. Gleichwohl waren die Genfer nie fünf Jahre hindurch vollkommen ruhig, und das lange vorher, ehe Frankreich an eine Staatsveränderung dachte.

Sonſt waren die Engliſchen Bücher ſcharf verbothen, und ich weiß von keiner Verordnung, die dieſes Verboth förmlich aufgehoben hätte; Aber das weiß ich, daß der Buchhändler Degen, der Reitſchule gegen über, die ſchönſte, prächtigſte und vollſtändigſte Niederlage von Engliſchen Werken hat, die ich in Deutſchland kenne. Bey ihm finden Sie ſo ziemlich das Wichtigſte der geſammten Litteratur dieſes Landes, und man ſagt mir, daß er jedes Engliſche Buch, auf Verlangen, herbeyſchaffen könne, im Falle es in ſeiner Niederlage ſich nicht fände.

Merkwürdig iſt es, daß die Wiener Cenſur ihre Wachſamkeit nur in der erſten Inſtanz zu zeigen ſcheint! Ich habe ſchon erinnert, daß es für Leute von Erziehung und Kenntniſſen nicht eben ſehr ſchwer fällt, ſich ſo ziemlich jedes Buch zu verſchaffen, das ſie wünſchen. Die Menge von Werken aller Art, die ich hier ſehe, und die doch im Verzeichniſſe der verbothenen ſtehen, ſind mir Bürge dafür. Die Cenſur gibt die Erlaubniß, und ſcheint ſich nicht weiter zu bekümmern, was aus dieſen durch Erlaubniß eingeführten Büchern in der Folge wird. Ich bin überzeugt, daß viele derſelben nach und nach ihren Weg in die öffentlichen Leihbibliotheken finden, wo die Cenſur ſie nicht weiter in Beſchlag nimmt, wofern das Buch nur nicht gar zu notoriſch iſt.

Die Leihbibliotheken ſind alſo zeither durch die Cenſur nur wenig eingeſchränkt geweſen. So ſehr auch einige Schriftſteller die Wiener Cenſur als barbariſch anklagen, und ſo entſetzlich ſie die Folgen derſelben zu ſeyn behaupten, ſo vermag doch alle das Geſchrey nichts gegen einfache Thatſachen, die ich Ihnen vorlegen will. Es gibt der Leihbibliotheken hier mehrere, worunter ich die von Binz auf dem Stephansplatze gewählt habe, weil ſie die beſte ſeyn ſoll. Sie iſt ſo zahlreich, daß das gedruckte Verzeichniß davon mehrere Bände füllt. Hier finden ſich

und hier kann jedermann täglich für einen Kreuzer haben — die mehreſten Schriften von Voltaire, Rouſſeau, Locke und einer Menge anderer kirchlichen ſo wohl als politiſchen Ketzer. Und damit Sie nicht etwan glauben, daß man in ausländiſchen Sprachen nachſichtiger ſey, als in der deutſchen, ſo habe ich dieſen Augenblick die gedruckten Verzeichniſſe der Binziſchen Sammlung vor mir, und finde darinne den größten Theil von Rouſſean und Voltaire überſetzt, und unter andern — was mich wirklich befremdet, auch ſchon darum befremdet, weil es gar nicht ein Buch für gewöhnliche Leſer iſt — Shaftsbury's philoſophiſche Werke. — Auch fand ich da eine deutſche Ueberſetzung des Mährchens von der Tonne. Das Engliſche Original war mir ſchon im Verzeichniſſe der ausländiſchen Bücher aufgefallen. Ich führe alles das mit Fleiß an, damit Sie ſich einen richtigen Maßſtab von der hieſigen Leſefreyheit machen können. Denn, wenn ich Ihnen ſage, daß alle dieſe Werke und hundert andere dieſer Art bey einem Bücherverleiher zu haben ſind, ſo iſt doch das unendlich mehr, als wenn ich Ihnen bloß ſagte, ſie fänden ſich in den Buchläden zum Verkaufe.

Ein Reiſender führt an, daß vor achtzehn Jahren Mendelſohns Phädon in Wien durchaus nicht zu haben war, und erzählt eine Geſchichte von jemanden, dem man ihn wegnahm.

Jetzt kann bey meinem Bücherverleiher jedermann den Phädon, ſo wohl als Mendelſohns übrige philoſophiſche Schriften bekommen, ſo wie mehreres von Garve, Zimmermann, Jeruſalem, Herder, auch Kants Kritik der reinen Vernunft, nebſt zwey andern ſeiner Werke. (Ich zweifele, daß man in den Leſebibliotheken von Norddeutſchland viele Werke von dieſen Schriftſtellern, beſonders vom letzten, finde.) Freylich habe ich auch manches gute und nützliche Buch vergebens geſucht! Aber wo iſt die Leihbibliothek, mit der das nicht der Fall wäre, ohne daß ſich die Cenſur darein miſcht? Ich betrachte ſolche Lücken als eine Folge des Zufalles, der Trägheit, des Geizes, der Unwiſſenheit der Eigenthümer, und ziehe daraus weiter keinen Schluß, weder auf den Geſchmack des Publicums, noch auf den Obſcurantismus der Cenſur. Man weiß ja genugſam, wie die mehreſten Leihbibliotheken entſtehen, und wie wenig ſyſtematiſch bey ihrer Anlage verfahren wird. — So ſind z. E. unſeres Lafontaines und Kotzebues Werke hier in jedermanns Händen, und an den Fenſtern der Buchläden überall aufgeſtellt. Gleichwohl finde ich in meiner Leihbibliothek von dem Letzteren nur wenig und vom Erſteren gar nichts. Das iſt nun, wie es ſich trifft. Von Schröckh z. E. finde ich nur ein einziges Werk, und das iſt gerade das Leben Luthers.

Als Herr Nicolai den vierten Theil ſeiner Reiſebeſchreibung herausgab, waren die erſten Bände dieſes Werkes in dem Index der Cenſur mit toleratur aufgetragen, d. h. es iſt ein Werk, das man nur den Gelehrten erlauben ſoll. Dieß muß in die erſten Jahre der Joſephiſchen Regierung fallen, in welchen die Cenſur beynahe alles erlaubte. Seitdem iſt ſie weit mehr geſchärft worden, und doch befinden ſich von dieſer Reiſebeſchreibung zwey Exemplare in der Binziſchen Leihbibliothek; und, was mehr iſt, ſie ſind beyde, denn ich habe die verſchiedenen Bände bald aus dem einen, bald aus dem andern Exemplare bekommen, ſo beſchmutzt und abgenutzt, daß ſie unzählige Mahle müſſen geleſen worden ſeyn.

Was die Folgen betrifft, die die Wiener Cenſur auf die Reiſenden haben ſoll, die in den Zollhäuſern wegen der Bücher, die ſie mit ſich führen, Schwierigkeiten finden, ſo habe ich mancherley davon gehört und in mehreren Reiſebeſchreibungen davon geleſen. Es ſind einzelne Beyſpiele und einzelne Fälle, über die nichts zu ſagen iſt. Aber es ſey mir erlaubt, dieſen ebenfalls einzelne Beyſpiele entgegen zu ſtellen. Im Verlaufe von zwanzig Jahren haben meine Reiſen mich neun Mahl an Oeſtreichiſche Zollhäuſer gebracht, wo meine Sachen unterſucht wurden. Dieß geſchahe zwey Mahl zu Wien, zwey Mahl

an der Sächſiſchen, und dann an der Piemonteſiſchen, Bayriſchen, Italiäniſch-Schweizeriſchen, Salzburgiſchen, Schleſiſchen und Ungariſchen Grenze. An allen dieſen Grenzorten habe ich nie die geringſte Beſchwerde, nie den kleinſten Aufenthalt irgend eines Buches wegen gehabt, ob ich ſchon zu allen Zeiten mehrere, freyliegend und eingeſchloſſen, und in drey, vier Sprachen mit mir führte. Daß ich nicht allein ſo glücklich geweſen bin, weiß ich aus den Beyſpielen einer großen Menge meiner Bekannten, die ebenfalls in die Oeſtreichiſchen Staaten von verſchiedenen Grenzorten, ohne Beſchwerde, eingetreten ſind.

Ich komme auf den Theil der Cenſur, die die theologiſchen und die mehr oder weniger damit verbundenen philoſophiſchen Bücher betrifft. In dieſem Fache können wir nie erwarten, daß die Cenſur eines katholiſchen Landes unſere Geiſtesproducte mit den nehmlichen Augen anſehen werde, wie die Proteſtanten in Norddeutſchland. Ohne an Pfafferey zu denken, ſo muß der Unterſchied der Religion viele unſerer beſten Werke den Süddeutſchen verdächtig machen, und andere müſſen von einer katholiſchen Cenſur ſchlechterdings verworfen werden. Der Proteſtant lege alle Vorurtheile ſeiner Religion ab, (denn auch er hat die ſeinigen) und ſey billig und unparteyiſch. Es kommt hier auf nichts weniger, als auf die Frage an: ob die Regierung die Römiſch-

katholiſche Religion erhalten will, oder nicht? Soll ſie erhalten werden, ſo kann man viele unſerer beſten kirchlichen Schriftſteller nie unter ſo einem Volke allgemein werden laſſen. — Thun die Proteſtanten nicht gerade das nehmliche? Haben ſie ſich nicht immer bemühet, die deiſtiſchen Bücher und die Schriften der Ungläubigen aller Art zu unterdrücken, und ſuchen unſere Cenſuren nicht noch jetzt zu verhindern, daß ſolche Werke nicht in die Hände des Publicums kommen? Was aber für uns die Ungläubigen ſind, das ſind wir für die Katholiken. Man ſage nicht, daß dieſe Letztern den Proteſtanten unrecht thun, und daß ſie ſich gar nicht ein Mahl bemühen, uns kennen zu lernen. Wir thun gerade das nehmliche. Bey weitem der größte Theil unſeres Publicums kennt die katholiſche Religion entweder gar nicht, oder hat die gröbſten Begriffe davon. Auch die beſtunterrichteten verwechſeln ohne Unterlaß den Geiſt von Rom und die Predigten eines Capuciners mit der katholiſchen Religion, wie ſie in ihren Glaubensbüchern und in den Werken ihrer beſten Schriftſteller gelehrt wird. —

Was aber die Schriften der Ungläubigen betrifft, ſo haben ſie freylich ihren Weg zu den Proteſtanten in Norddeutſchland gefunden, und es iſt ſchlechterdings nicht zu läugnen, daß ſie ſehr viel Aufklärung verbreitet haben; aber eine

andere Folge davon iſt, daß Tauſende und Tauſende der Einwohner Norddeutſchlands keine poſitive Religion mehr haben. Der Forſchungsgeiſt iſt allgemein geworden, man hat reformirt und wieder reformirt, erklärt und wegerklärt, bis endlich vielen gar nichts übrig geblieben iſt. — „Gut! ſagt man, ſo haben wir eine vernünftige, aufgeklärte, deiſtiſche Religion!“ — Hat aber dieſe nicht auch ihre großen Unbequemlichkeiten für die Menge? Oder ſind die Menſchen glücklicher dabey, als ſie es bey irgend einer waren, deren Lehren in ſymboliſchen Büchern feſtgeſetzt ſind? Es gibt ganze Provinzen, deren Geiſtliche die ſymboliſchen Bücher für einen Gewiſſenszwang erklären, den ſie nicht mehr anerkennen wollen. Wir predigen, ſagen ſie, ein geläutertes, aufgeklärtes Chriſtenthum! das heißt, mit andern Worten: ein jeder prediget ſein eigenes Syſtem, lehrt eine Religion, wie er ſie durch ſeine Brille ſieht. Dadurch wird er aber ſeiner unwiſſenden, von ihm abhängigen Gemeinde gerade das, was, nach den Verordnungen der Landesregierung, die ſymboliſchen Bücher ſeyn ſollten. Wir bleiben immer in einem Zirkel, aus dem ich keine Möglichkeit ſehe heraus zu kommen. Der große Haufe aller Länder kann nie eine eigene, d. h. nie eine andere Religion haben, als die, welche ſeine Geiſtlichen ihn lehren. Er muß alſo ewig durch die Brille eines andern

ſehen. Wenn aber das der Fall iſt, ſeyn muß, iſt es nicht beſſer, er ſieht durch Luthers, Calvins, oder Cranmers Brille, als durch die ſeines jedesmahligen Geiſtlichen, der denn doch oft weniger weiſe ſeyn könnte, als die genannten Männer: der Unbequemlichkeit der beſtändigen Abwechſelung nicht zu gedenken. — Daß ein jeder ſeine Religion aus der Bibel ſchöpfen ſolle, iſt gar nichts geſagt; denn alle Glaubensgenoſſen aller Art haben in Europa ſeit tauſend Jahren die ihrige da gehohlt.

„Aber ſeit dem Tridentiniſchen Concilium, ſeit Luthers, Calvins und der Königinn Eliſabeth Zeiten iſt die Welt weiſer geworden, hat eine Menge Irrthümer einſehen lernen, viele falſche und grobe Begriffe abgelegt. Man ſollte alſo fort reformiren, und die Landesregierungen ſollten dafür ſorgen, daß in den vier genannten Kirchen aufgeräumt, und die Religion der Aufklärung unſerer Zeiten angepaßt würde!“ — Freylich wohl! Auch glaube ich, daß das gerade der Wunſch jedes wackern Mannes ſeyn möchte, dem die Glückſeligkeit der Menſchen am Herzen liegt. Nur ſehe ich nicht recht, wer eigentlich dieſe Reformation übernehmen ſoll. — Der Papſt und ſeine Cardinäle? Die Erzbiſchöfe und Biſchöfe der Römiſchen Kirche? Die proteſtantiſchen Biſchöfe in England, Schweden und Dänemark? Die Lutheriſchen General-

ſuperintendenten, Doctoren und Profeſſoren der Theologie? Die Geiſtlichen der reformirten Synoden? — — Ich ſehe, wie ſich Ihr Mund zum Lachen verzieht. — Wer aber ſonſt ſoll den Auftrag bekommen, wenn Sie ihn den genannten Männern nicht geben wollen? — Etwan die Aufgeklärteſten und Weiſeſten im Lande? — Aber wer ſoll dieſe wählen? wer ſie nennen? — Doch wohl nicht die große Stimme des Publicums, welches, mit andern Worten, der Pöbel wäre!

Alſo — bis alles das entſchieden iſt, kommen wir immer wieder auf die Frage: Soll ein Land ſeine Religion beybehalten, wie ſie auch ſey, und folglich Vorkehrungen zu ihrer Erhaltung treffen? — Ich bin ein Laye, und entſcheide nicht; aber ich kann die Katholiken nicht tadeln, wenn ſie laut rufen: Freylich müſſen wir ſie beybehalten! So bald aber das der Fall iſt, ſo müſſen die Regierungen auch dafür ſorgen, daß die antikatholiſchen Bücher nicht in die Hände des großen Haufens kommen. Und zu dieſem Zwecke iſt denn die Cenſur ein paſſendes Mittel.

Da die Wiener Cenſur ſo ſehr über alle politiſche Schriften wacht, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß ſie auch alle Zeitungen in Beſchlag nimmt. Und da kommt denn häufig ein Befehl an die öffentlichen Orte und Kaffeehäuſer, der bald dieſe, bald jene verbiethet. Als ich

hieher kam, fand ich in dem Kaffeehauſe, das ich gewöhnlich beſuche, unter vielen politiſchen, auch die Jenaiſche Litteraturzeitung. Einer der Gäſte ſagte, ſie wäre ſo eben verbothen worden; ein Aufwärter verſetzte, daß noch kein Befehl an das Haus darüber gekommen wäre! Den folgenden Tag war ſie verſchwunden, und ich habe ſie nie wieder geſehen.

Sonſt hatte man auch geſchriebene Zeitungen, eine Deutſche und eine Franzöſiſche, die eben darum der Cenſur entgingen, weil ſie geſchrieben waren. Es wurde viel Unfug damit getrieben, nicht ſo wohl in Rückſicht auf Politik, als auf die Aergerchronik. Sie fanden einen großen Abſatz bey den ausländiſchen Zeitungsſchreibern, die ihre Artikel aus Wien damit bereicherten, und waren eine ewige Quelle aller Arten von falſchen Nachrichten. Beyde ſind ſchon ſeit ein Paar Jahren auf das ſtrengſte verbothen. Jede derſelben koſtete zu Wien jährlich ſechs Dukaten; und doch wurde eine beträchtliche Zahl davon abgeſetzt, wegen der Aergerchronik, die immer etwas über große Häuſer auszukramen hatte, was denn, wie gewöhnlich, bloß auf Hörenſagen gegründet, oder auch ganz und gar erdichtet war. Ungefähr aus der nehmlichen Urſache dürfen auch die Schauſpieler nicht extemporiren, und ſie ſind angewieſen, nichts zu ſagen, als was in ihrer Rolle ſteht. — Den Hofagenten iſt ebenfalls un-

terſagt, Neuigkeitsbriefe zu ſchreiben. Da dieſe Leute weitläuftige Verbindungen mit Familien in den Provinzen haben, deren Geſchäfte ſie in der Hauptſtadt beſorgen, ſo erhielten ſie ſonſt eine Zulage, wofür ſie von Zeit zu Zeit einen Brief mit öffentlichen Nachrichten und Wiener Neuigkeiten liefern mußten.

Vor nicht gar vielen Jahren hatte man auch eine griechiſche Zeitung hier, die einen großen Abſatz in die Türkey hatte, wo es gar keine Zeitungen gibt. Allein ſie mißfiel in der Folge der Pforte und wurde dort verbothen. Dadurch ging ſie zu Grunde, vermuthlich, weil die Griechen in den Oeſtreichiſchen Staaten ihr nicht Abgang genug verſchafften. Vielleicht ſahe auch der Wiener Hof dieſe Zeitung nicht gerne.

Manchmahl hat die hieſige Cenſur auch Werke geduldet, die vielleicht an jedem andern Orte verbothen worden wären. Dieß war der Fall mit Hoffmanns Predigerkritik, welche alle Woche recenſirte, was die Geiſtlichen den vorhergehenden Sonntag auf den Kanzeln von Wien geprediget hatten. Sie können ſich leicht vorſtellen, daß da mit unter viel Erbauliches zum Vorſchein kam. Eben ſo begreiflich iſt es, daß die Geiſtlichkeit ſich dieſem Werke mit aller Macht widerſetzte. Aber es fand Schutz bey der Regierung, dauerte lange fort und ſoll dem Publicum, in Rückſicht auf beſſere Predigten, ſehr vortheil-

haft geweſen ſeyn. Es erweiterte ſich allmählich und lieferte zuletzt Nachrichten von Predigten und Kirchenſachen in den ſämmtlichen Oeſtreichiſchen Staaten. Es verſteht ſich, daß alsdann die hieſigen Herausgeber eine weitläuftige Correſpondenz unterhielten und viele Mitarbeiter hatten. — Ich kenne eine Menge proteſtantiſcher Städte, wo man entſetzlich ſchreyen würde, wenn es einer Geſellſchaft einfiele, Gottes Wort ſo anzutaſten.

Ich komme nun auf den wichtigſten Theil der Cenſur, nehmlich in wie ferne ſie auf die Geiſtesproducte wirkt, die in einem Lande erſcheinen. Und hier iſt wohl nicht zu läugnen, daß die Oeſtreichiſchen Schriftſteller ſich unter einem großen Zwange befinden, und daß die Cenſur ihrem Geiſtesfluge ſehr oft in den Weg tritt. Bis hieher war doch größtentheils nur von den Schriften der Ausländer die Rede, die in das Verzeichniß der verbothenen Bücher geſetzt wurden; allein wenn man dieſe mit Strenge behandelt, ſo läßt ſich erwarten, daß die Manuſcripte, die im Lande gedruckt werden ſollen, noch durch eine weit ſchärfere Prüfung werden gehen müſſen. Wie unangenehm muß die ewige Beſorgniß, mit der Cenſur Verdruß zu bekommen, auf den Schriftſteller wirken, wie ſehr ſeinen Geiſt einengen! Das Schlimmſte einer ſolchen Cenſur iſt vielleicht nicht, daß ſie geradezu ausſtreicht, ſon-

dern daß der Schriftſteller ſie beſtändig vor Augen hat, und bey ſeinem Fluge ohne Unterlaß bedenken muß, ob er ſo manche Wahrheiten, von denen er durchdrungen iſt, auch ſagen darf. Aber dieſe Unbequemlichkeit theilet jetzt der Oeſtreicher mit den Schriftſtellern faſt aller Europäiſchen Länder. Wo iſt in dieſen Zeiten der rechtliche Mann, der, ſo bald er über gewiſſe Gegenſtände ſchreibt, ſich nicht ſelbſt einer Art von Cenſur unterwirft, und bey einer Menge Wahrheiten, die er tief fühlt, ſich nicht fragt: Ob dieß auch der ſchickliche Augenblick ſey? ob es nicht mißverſtanden, oder mißgedeutet werden könne? Ob er nicht vielleicht eine Partey und Grundſätze zu vertreten ſcheine, die er im Grunde verabſcheuet? Ob er nicht durch manche Wahrheiten, die übel angewandt worden ſind, mehr Böſes als Gutes ſtiften könne? Ob es jetzt nicht vielleicht beſſer ſey, gewiſſe Gegenſtände gar nicht zu berühren? u. ſ. w. Durch dieſe und andere Betrachtungen wird der Schriftſteller, der zugleich ein guter Bürger iſt, eingeengt, und fühlt einen Zwang, den ihm vielleicht zwar nicht die Cenſur ſeines Landes, wohl aber die jetzigen Zeitumſtände auflegen, und ſo findet er oft Bedenken, Dinge zu ſagen, über die er vor zwölf, funfzehn und zwanzig Jahren nicht den geringſten Anſtand genommen haben würde. Und ſo wiederhohle ich, was ich ſchon an einem andern Orte geſagt habe,

daß, in dieſer Betrachtung, für den rechtlichen Mann vielleicht ſeit funfzig Jahren nie weniger Preßfreyheit war, als gerade jetzt. Der Zwang beſteht nicht ſo wohl darinne, daß die Cenſoren die Manuſcripte zurückweiſen, abändern, ausſtreichen; als in einem gewiſſen Gefühle, das der ehrliche Mann in ſich ſelbſt hat, und das ihm ohne Unterlaß einengt. — Was nun vollends Frankreich betrifft, ſo behaupte ich, daß in gewiſſen Artikeln der Preßzwang jetzt dort größer iſt, als er es zu irgend einer Zeit unter den drey letzten Königen war. Man klagte damahls freylich über Mangel an Preßfreyheit; indeſſen ſchrieb doch ein jeder ſo ziemlich was er wollte, und fand immer Mittel, ſeine Werke nicht nur drucken zu laſſen, ſondern ſie auch in die Welt zu bringen.

Sonſt wußten ſich Oeſtreichs Schriftſteller damit zu helfen, daß ſie ein Werk, das die Cenſur ihres Vaterlandes nicht erhielt, oder von welchem ſie glaubten, daß ſie Schwierigkeiten damit haben würden, außer Landes drucken ließen. Aber auch dieſen Ausweg hat ihnen die Regierung kürzlich genommen. Einer ganz neuen Verordnung gemäß, darf kein Oeſtreichiſches Manuſcript mehr außer Landes gedruckt werden, wenn es nicht vorher im Lande durch die Cenſur gegangen iſt. Eine neue Geſchichte von Ungarn, die in der Fremde gedruckt worden iſt, und in

der einige Dinge der Regierung anſtößig zu ſeyn ſcheinen, ſoll hierzu die Veranlaſſung gegeben haben.

Einige Norddeutſche Schriftſteller haben geglaubt, es ſey die Schuld der Oeſtreichiſchen Cenſur, daß einige unſerer beſten Werke entweder faſt gar nicht dort bekannt, oder doch nicht in allgemeinem Umlaufe ſind. Ich halte dieſes für ganz falſch. Erſtlich glaube ich ſchlechterdings nicht, daß ein vorzüglich gutes Buch irgend einer Art im Norden erſcheine, ohne daß die Gelehrten des Süden und diejenige Claſſe von Leſern, welche wirklich mit ihrem Zeitalter fortgehen und nicht bloß Zeitvertreib und Beluſtigung ſuchen, es nicht auch bald kennen lernten und ſich zu verſchaffen wüßten. Wien und Süddeutſchland überhaupt, haben ſich ſeit zwölf bis funfzehn Jahren ſehr geändert, und ſo manches, das vor dieſer Zeit theils mit Grunde, theils mit Ungrunde geſagt worden iſt, paßt jetzt ganz und gar nicht mehr, am allerwenigſten auf Wien. Wenn wir aber demungeachtet noch immer ſehen, daß einige Lieblingswerke der Norddeutſchen in Wien keinesweges allgemeine Leſebücher ſind, ſo ſuche ich den Grund davon nicht in der Cenſur und im Verzeichniſſe der verbothenen Bücher, ſondern in mancherley Urſachen, die ich unter eine beſondere Rubrik bringen will.

Unterſchied im litterariſchen Geſchmacke der Norddeutſchen und der Oeſtreichiſchen Völker.

Daß ein Theil dieſes Unterſchiedes in der Religion liege, habe ich ſchon weiter oben berührt. So wie wir ihre Producte über dieſen Artikel ſelten leſen wollen, ja uns ſo wenig darum bekümmern, daß wir oft ſelbſt das Beſte dieſer Art kaum dem Nahmen nach kennen, ſo wollen auch die katholiſchen Süddeutſchen mit den unſrigen nichts zu thun haben. Nun ſtehen aber moraliſche und mehrere philoſophiſche Schriften in einiger, auch wohl in genauer Verbindung mit der Religion, und ſo geſchieht es, daß auch viele von dieſen, obſchon in Norddeutſchland ſehr geſchätzt, hier keine gangbaren Artikel ſind.

Was eine gewiſſe allgemeine Verſchiedenheit des Geſchmackes zwiſchen den Oeſtreichiſchen und Norddeutſchen Völkern betrifft, ſo unterſuche ich vorerſt nicht, in wie ferne jene darinne Unrecht haben, oder wie weit ſie noch hinter uns zurück ſind, ſondern nehme es hier bloß, wie es iſt, als eine Thatſache. Der Geſchmack des großen Publicums iſt zwar überall nichtig; aber mich dünkt, er iſt es hier mehr als zu Berlin, Hamburg, Dresden, Leipzig. Man lieſ't gern etwas Luſtiges! In dieſen wenigen Worten liegt ſehr viel, und ſie deuten zugleich auf den ganzen Cha-

rakter der Nation. Der Süddeutſche iſt jovialer, als der im Norden, und liebt mehr das Vergnügen und jede Art von ſinnlichem Genuß. Mehrere Werke, die das große Publicum in Norddeutſchland lieſ't, ſind dem hieſigen zu ernſthaft, zu trocken; ſie machen ihm Langeweile. Dieſe letzte Wirkung haben ſie oft genug auch auf einen Theil der Norddeutſchen; aber dieſe laſſen ſich das eher gefallen, weil ſie der lebhaftern Genüſſe weniger haben, weil ſie ein größeres Bedürfniß des Leſens fühlen, und weil ſie ſo manches leſen, bloß weil ſie ſich ſchämen, das Gegentheil zu geſtehen. Hier zu Wien lieſ't man nicht nur überhaupt weniger, ſondern auch weniger ernſthafte Werke. — Durch das viele Leſen iſt denn dort der Geſchmack ſelbſt der großen Menge auf einen gewiſſen Grad gebildet, und man iſt über das, was wirklich beluſtigen ſoll, ſchwieriger, als in Süddeutſchland. Hier nimmt man mit einer gröbern Speiſe, mit einem plumpen Einfalle, mit einem derben Spaße eher vorlieb, und manches iſt hier der großen Zahl zu fein, was der großen Zahl dort wirklich gefällt. Daher, und freylich auch aus andern Urſachen, kommt es denn, daß noch immer ſo wenig Wiener Schriften auf den Leipziger Meſſen Abſatz finden. Da ſie aber hier geleſen werden, ſo iſt es natürlich, daß ſie einer gewiſſen Zahl von Büchern aus dem Norden den Weg verſperren.

Hierzu kommt, daß von Wien bis zum nächſten großen Büchermarkte, Leipzig, ſiebenzig deutſche Meilen ſind, und daß man die Bücher, die ſich nicht in den hieſigen Magazinen beſtändig vorräthig befinden, nicht ſo leicht haben kann, als ſelbſt in den kleinern Städten, die zwiſchen Berlin, Hamburg, Frankfurt und Leipzig liegen. Sie ſind für den Wiener gewiſſermaßen ſchon ausländiſche Bücher: und wie ſchwer es iſt, ausländiſche Bücher in Deutſchland zu bekommen, weiß ein jeder, der oft Gelegenheit hat, welche zu bedürfen. Und nun, wie es ſo oft in der Welt geſchieht, wird das wieder zur Urſache, was eigentlich Wirkung war. Die Wiener Buchhändler haben mit Leipzig keinesweges den Bücherverkehr, den alle Nordiſche Städte von einiger Bedeutung mit dieſem Orte haben. Der Wiener muß dem Norddeutſchen, deſſen Bücher auch bey weitem zu theuer ſind, eine ſtarke Balanz zahlen; und, wenn er vieles einführt, ſo läuft er Gefahr, daß ihm Manches liegen bleibt. Auf Commiſſion bekommt er auch nicht viel, weil das Zurückſchicken bey der großen Ferne ſehr koſtbar ſeyn würde. Dadurch, daß er vieles nachdruckt, hat er mit mehreren großen Buchhandlungen ganz gebrochen und jede Art von freundſchaftlicher Verbindung aufgehoben. Durch dieſen Nachdruck verſieht er ſchon ſeinen Markt in

einem großen Maße, und was etwan noch zum Leſebedarf des Publicums fehlt, erſetzt er durch Landesproducte. So lange er alſo nicht eigentliche Beſtellungen von ſeinen Landesleuten hat, zieht er eine verhältnißmäßig nur ſehr kleine Zahl von Büchern aus dem Norden. Der Mann von Bildung, der eigentliche Litterator, das Frauenzimmer von Geſchmack, die ſich ernſthaft mit den Werken des deutſchen Genius beſchäftiget, — alle dieſe finden immer Mittel, ſich die Bücher zu verſchaffen, die ſie zu haben wünſchen; aber die große Menge lernt viele derſelben nur ſpät kennen, hat nur einen unvollkommenen Begriff davon, fragt wohl einmahl darnach, und nimmt, wenn ſie ſie nicht vorliegen findet, etwas anderes, das gerade zu haben iſt.

So wie mehrere unſerer Bücher hier nicht in allgemeinen Umlauf kommen, ſo lieſ't der Wiener, auf der andern Seite, auch manche, die der Norddeutſche ſelten, oder gar nicht ſieht. Wir haben in Norden keine Hauptſtadt, und unſer Intereſſe iſt in den mannigfaltigen Fürſtenthümern, aus denen dieſer Theil von Deutſchland beſteht, ſo getheilt, daß ſelten das für den einen viel Anziehendes hat, was bloß die kleine Reſidenz des andern angeht. Wien hingegen iſt die Hauptſtadt eines großen Reiches und der Sitz der Regierung für mehr als zwanzig Millionen Menſchen. Hier iſt ein großes und

viel umfangendes Intereſſe! Hier geht ohne Unterlaß etwas vor, woran mehr oder weniger jedermann Theil nimmt. Schon die kleinen Schriften, die über ſolche Gegenſtände jährlich hier erſcheinen, füllen manchem Wiener einen großen Theil ſeiner Zeit aus; ja ſchon die bloße Stadt, bey weitem die reichſte und bevölkertſte in Deutſchland, bringt ſo manches hervor, woran der Bewohner derſelben einen großen Antheil nimmt. Gegenwärtig zwar erſcheinen ſolcher Werke wenigere; aber in den erſten Jahren der Joſephiſchen Regierung war ihre Zahl, ſo wie ihr Intereſſe, ſo groß, daß mancher, der gerade nicht viel las, für jede andere Lectüre keine Zeit mehr hatte.

Setzen Sie noch hinzu, daß alle Leute von einiger Erziehung Franzöſiſch, auch häufig Italiäniſch verſtehen, und gern in dieſen Sprachen leſen. Seit einigen Jahren iſt auch das Engliſche ſehr gemein geworden.

Wien iſt zwar eine deutſche Stadt, aber immer nur auf einen gewiſſen Grad. Es iſt der Hauptort einer großen Monarchie, wovon noch nicht das Drittel der ſämmtlichen Bevölkerung aus Deutſchen beſteht. Die Völker Slaviſchen Urſprungs ſind mehr als noch einmahl ſo zahlreich. Die übrigen ſind Pohlen, Italiäner, Griechen ꝛc. Viele der Großen aus dieſen Provinzen verſtehen nicht einmahl Deutſch; andere, wie die Böhmen, Mähren und viele Individuen der

öſtlichen Völker reden es zwar, aber ohne es gerade mehr wie ihre Mutterſprache zu betrachten, als etwan franzöſiſch, oder irgend eine andere, die ſie neben der eigentlichen Sprache ihres Landes lernen. Ich würde mich nicht wundern, wenn mir jemand klar bewies, daß zu Wien weit weniger Deutſch geleſen wird, als zu Berlin, ob ſchon in dieſer Stadt über 100,000 Seelen weniger ſind, als in jener.

Indeſſen zeigt ſich doch dieſe Verſchiedenheit des Geſchmackes nicht in allen Puncten! Einen muß ich nennen, in welchem ſich das große Publicum von Süd- und Norddeutſchland gar freundſchaftlich die Hände biethet: es iſt der gemeinſchaftliche Geſchmack, den es an der unſäglichen Menge von Theaterſtücken, und mehr noch von Romanen findet, und die man in dem Maße zu lieben ſcheint, in welchem ſie wunderbar, wild und ausgelaſſen ſind.

Zwölfter Brief.

Reformen Joſephs II. — vieles war ſchon unter Maria Thereſia gethan worden — Faſten — Kirchengebräuche — der Schwatzcommiſſarius — wächſerne Abbildungen in den Kirchen — Crucifixe, Marien- und Heiligenbilder — Roſenkränze — Klöſter- und Kirchenſchätze eingezogen — Joſephs letzte Tage — Joſephs Nachfolger — Leopold II. — Geiſt der gegenwärtigen Regierung — die Theologie kann wieder in einigen Klöſtern ſtudiert werden — Wiens Gaſſen werden nicht mehr von öffentlichen Verbrechern gereiniget — Simplicität der regierenden Familie — Franz II. — Religiöſe Duldung — keine Einſchränkungen in Rückſicht auf Geburt.

Wien, den 20. Jan. 1799.

Ich habe ſchon in einem andern Briefe angemerkt, daß ſo vieles, was vor zwanzig Jahren über Wien geſagt und geſchrieben worden iſt, jetzt ganz und gar nicht mehr auf dieſe Stadt paßt.

Wenn irgend ein Fürſt bewieſen hat, wie ſehr man von oben herab auf ein Volk, und beſonders auf die Hauptſtadt wirken kann, ſo iſt es Joſeph II. geweſen. Viele ſeiner Reformen, die er nur anfangen konnte, waren von der Natur, daß ſie auch nach ſeinem Tode fortwirkten. Der öffentliche Geiſt bekam durch ihn eine Richtung, in der er auch nach dieſes Kaiſers Tode fortging, und das ſo ſehr, daß der Verſtorbene ſich vielleicht über manches ſelbſt wundern würde, wenn er Wien jetzt wieder ſähe.

Schon in der letzten Lebensperiode der Kaiſerinn Maria Thereſia, waren manche weiſe Verordnungen gegeben, manche heilſame Abänderungen getroffen worden. Die Regierung dieſer Fürſtinn iſt in Norddeutſchland in ſo manchen Rückſichten verkannt worden, und immer blieb man vorzüglich nur bey ihrem Hange zur Frömmigkeit ſtehen. Freylich mag dieſer die allgemeine Aufklärung etwas zurück gehalten haben; allein man irret ſich ſehr, wenn man ſie als ein Weib betrachtet, das ſich von Pfaffen und Mönchen regieren ließ. Sie wußte ſehr gut ihre Herrſchaft auch über dieſe von ihr ſo geehrte Menſchenclaſſe zu behaupten, und jemand hat ihr Verhältniß ſehr gut ausgedrückt, indem er ſagte: „daß ſie den Prieſtern die Füße küßte, um ihnen die Hände zu binden.“ — Indeſſen blieb ſehr vieles zu thun übrig, das ſich aber nicht von

einer Perſon, die ſchon in einem hohen Alter iſt, erwarten läßt. Frühere Gewohnheiten und Vorurtheile legen uns tauſend Feſſeln an, die unſer jüngerer Nachfolger bisweilen auf einmahl abwirft. Vieles mochte ſie auch wohl ſchon ſelbſt ſehen; aber ihre Weisheit wußte, daß ihr Volk für manche Abänderungen noch nicht reif war: und dieß iſt ein Punct, den ihr Nachfolger ſehr oft überſehen hat.

Andere Veränderungen hingegen waren ſchon längſt vorbereitet, exiſtirten ſchon unter der Kaiſerinn im Stillen, durften aber nicht öffentlich gezeigt werden, und konnten folglich auf das große Publicum nicht wirken. Wer wird z. E. glauben, daß viele der Großen und andere Wiener von Erziehung nicht auch ſchon damahls hundert Alfanzereyen verachteten, die unter Thereſiens Regierung noch in einen gewiſſen Nimbus der Heiligkeit eingewickelt waren! Man muß in allen, auch in den proteſtantiſchen Ländern, einen großen Unterſchied machen zwiſchen dem, was der Pöbel, und dem, was der beſſer erzogene und aufgeklärtere Theil der Menſchen in Religionsſachen thut und glaubt. — Freylich verſtellte ſich mancher, und machte Mummereyen mit, deren Unwerth er einſah; aber er wußte, daß er ſich gewiſſen Leuten dadurch empfahl, die ihm nützen konnten. Alle dieſe wurden unter Joſephs Regierung frey und verfuhren nach eigenen Grundſätzen.

So war es auch mit dem Faſten. Aus Herrn Nicolais Werke ſieht man, daß ſchon im J. 1781 viele Wiener dieſe Ceremonie nicht nur vernachläßigten, ſondern auch ſich ihrer ſchämten. Dieſe hatten vermuthlich ſchon längſt nicht mehr gefaſtet, wurden aber nicht laut darüber, bis Joſeph auf den Thron kam. Jetzt iſt es unter den beſſern Ständen ſo ganz aus der Gewohnheit gekommen, daß viele gar nicht mehr daran denken, und daß in manchen öffentlichen Häuſern an den Freytagen und Sonnabenden keine Faſtenſpeiſen zubereitet werden. In einem dieſer Häuſer bemerke ich an den Faſttagen Geiſtliche, die ich ſonſt nicht ſehe, und man ſagt mir, daß ſie nur an dieſen Tagen kommen, weil ſie an Orten eſſen, wo noch die Faſtenſpeiſen gewöhnlich ſind, denen ſie denn auf dieſe Art ausweichen. (Selbſt in der Faſtenzeit habe ich geſehen, daß die Katholiken rings um mich her, in öffentlichen ſo wohl als Privathäuſern, nur mit ſehr wenigen Ausnahmen, Fleiſch aßen. Die mehreſten, glaube ich, diſpenſiren ſich ſelbſt; halten ſie aber ja noch eine andere Diſpenſation für nothwendig, ſo iſt ſie leicht zu haben. Der Thürhüter des Päpſtlichen Nuntius verkaufte ſie ſonſt für ſechs und dreyßig Kreuzer; aber ſeit Joſephs Zeiten darf man ſich nur an den Pfarrer ſeines Kirchſpiels wenden.)

Ueber die Ohrenbeichte denkt man jetzt auch ganz anders, als ſonſt, und wenige halten ſich für verbunden, ihrem Beichtvater mehr zu erzählen, als was ſie für ſchicklich und gut finden. — Sie wiſſen, daß jeder Katholike wenigſtens einmahl des Jahres beichten muß, und das iſt zu Oſtern. Er bekommt einen Zettel darüber ausgefertiget, der ihm bey gewiſſen Gelegenheiten nöthig iſt. Und doch höre ich, daß jetzt viele ſehr ungern auch an dieſe Beichte gehen. Ich habe irgendwo geleſen, daß man ſolche Oſterzettel für wenige Groſchen von armen Leuten kaufen kann, die durch dieſes wiederhohlte Beichten ſich einen kleinen Erwerb machen.

Von den Religionsgebräuchen, wovon frühere Reiſende eine lange Liſte gegeben haben, würden ſie manche gar nicht mehr und andere ſehr ſelten ſehen. Uebrigens kann bey vielen dieſer Gebräuche doch nur vom Pöbel die Rede ſeyn. Dieſer iſt denn aber doch nicht dazu geeignet, um von der Aufklärung und dem Religionszuſtande eines Ortes einen Begriff zu geben. Der gemeine Chriſt iſt überall mehr oder weniger bigot, hängt überall an äußern Formen, die ihm etwas Weſentliches ſind, und die es ſo gar gefährlich iſt, ihm zu nehmen, weil ſeine Religion oft in ſonſt nichts beſteht. — Unterſuchen Sie nur die Religion des gemeinen Proteſtanten! Sehen Sie, wie die Berliner ſich bey der

Einführung eines neuen Geſangbuches unter Friedrich II. gebehrdeten; was die Hamburger, durch einen Götz und einige ihrer früheren Prediger verleitet, bisweilen für einen Aufſtand machten; vieler andern Fälle, an andern Orten, nicht zu gedenken. Wer wollte ſo ungerecht ſeyn, aus ſolchen Dingen einen allgemeinen Schluß auf den Religionszuſtand von Berlin, von Hamburg ꝛc. zu machen!

Eben ſo wenig muß man einen allgemeinen Schluß aus den Abgeſchmacktheiten ziehen, die man hin und wieder von einer Kanzel hört. Der Wiener Predigerton hat ſich ſeit Josephs Zeiten ſehr gebeſſert, und Hoffmanns Predigerkritik hat nicht wenig dazu beygetragen. Wenn man aber demungeachtet noch hin und wieder auf einen Mann ſtößt, der der geſunden Vernunft Trotz biethet, ſo ſehe ich darinne nichts weiter, als was man in allen andern Ländern gelegentlich auch findet. Ich kenne anſehnliche und ſehr gebildete Städte des Proteſtantiſchen Deutſchlands, wo ſich noch irgend ein Feuereiferer befindet, von dem man Dinge hört, die in Erſtaunen ſetzen. Der Fremde, anſtatt einen allgemeinen Schluß daraus zu ziehen, verſtändige ſich doch darüber mit den Einwohnern des Ortes, und da wird er oft finden, daß es ihnen eben ſo ſehr auffällt, als dem Ausländer, der das ſo

gar oft für die Tagesordnung nimmt, was nichts anders als eine Ausnahme iſt.

Ich leſe, daß man ſonſt zu Wien nicht nur bey der Aufhebung der Hoſtie in den Kirchen, ſondern auch vor dem Hochheiligen in den Gaſſen, wenn es vorbey getragen wurde, niederfallen mußte, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, von dem Pöbel Rippenſtöße zu bekommen, oder von der Wache weggeführt zu werden. — Ich bin ſehr oft, während der Meſſe, in den hieſigen Kirchen geweſen, und, mit einem Glaſe in der Hand, und mit einer Unanſtandigkeit, an die man ſich nur in katholiſchen Kirchen gewöhnt, umher gegangen, bin nie niedergefallen, bin nie darüber zur Rede geſetzt worden, und habe bey der Aufhebung der Hoſtie ſo viele andere geſehen, die eben ſo wenig niederfielen, daß ich dieſe unmöglich alle für Nichtkatholiken halten kann. Was aber das Niederfallen in den Gaſſen betrifft, ſo ſieht man jetzt nur ſehr wenige, die das thun, und verlangt wird es von niemanden. Wenn ich das Hochheilige in einer gewiſſen Ferne geſehen habe, bin ich mit bedecktem Haupte fortgegangen, und habe nicht bemerkt, daß es jemandem Aergerniß gab, weil ſo viele andere das nehmliche thaten. Kam ich ihm von ungefähr ſehr nahe, ſo zog ich den Huth ab, und ging meines Weges. Indeſſen mache ich in Dingen dieſer Art

einen Unterſchied zwiſchen der Stadt und den Vorſtädten, zwiſchen einer Menſchenclaſſe und der andern. In manchen Gegenden der Vorſtädte könnte man vielleicht auf Leute ſtoßen, die, wenn man den Huth nicht abzöge, einem einige Schimpfnahmen zurufen würden. Und am Ende — die Transſubſtantiation iſt ein Glaubensartikel der Römiſchen Kirche! Kann der Philoſoph, oder der billige Denker dem gemeinen Manne es verargen, wenn er darüber aufgebracht iſt, daß jemand den Huth nicht einmahl abziehen will, während daß man ſeinen Gott leibhaftig vorbey trägt?

Mancher Fremde lächelt, wenn er auf der Gaſſe, oder in den Häuſern einen Augenblick bethen ſieht, wenn zu Mittage eine gewiſſe Glocke gezogen wird. Auch dieſes iſt unter Menſchen eines gewiſſen Standes wenig mehr in Gebrauch. Ich habe es hier nie in einem Hauſe bemerkt, wohl aber an einigen proteſtantiſchen Orten, zu einer gewiſſen Stunde des Abends. Ich bethe nicht nach der Glocke; wenn ich es aber jemahls wieder ſähe, und eine Menge Menſchen um mich her bethend fände, ſo wäre, dünkt mich, das wenigſte, was ich thun könnte, zur Erbauung anderer mit zu bethen. Was die Gewohnheit ſelbſt betrifft, ſo iſt ſie ſehr alt, und — braucht denn nicht die menſchliche Natur bisweilen an

Dinge erinnert zu werden, die freylich ein jeder ohne Erinnerung thun ſollte?

Der ſogenannte Schwatzcommiſſarius, der die Leute, welche in den Kirchen redeten, aus einander trieb, und diejenigen an das Niederknien erinnerte, die es nicht von ſelbſt thaten, iſt ebenfalls von Joſeph II. abgeſchafft worden, ſo wie der Mann, der ſonſt vor den Kirchthüren die Büchſe ſchüttelte und den Leuten zurief, zum Segen zu kommen.

Die theils ſilbernen, theils wächſernen Abbildungen von allen Theilen des menſchlichen Körpers, von kleinen Kindern und ſelbſt von Vieh, die man ſo oft auf katholiſchen Altären und unter Gnadenbildern aufgehängt ſieht, hat Joſeph rein wegräumen laſſen. Es waren Opfer ex voto, wie man ſie nennt, weil ſie gewöhnlich einem Gelübde zu Folge gegeben wurden, indem die Leute in einer ſchweren Krankheit, bey Schäden an Händen, Füßen ꝛc. die Weiber in Kindesnöthen und andern Fällen an irgend ein Gnadenbild, oder einen Heiligen ſich wendeten, und hernach glaubten, daß ihnen daher ihre Hülfe gekommen wäre. Der Theil, an welchem ſie begnadiget worden ſind, wird nun in effigie aufgehangen. — Hieher gehören auch die tabulae ex voto, d. h. jene Gemählde, auf die die Gläubigen die Geſchichte einer Krankheit,

oder einer Gefahr mahlen laſſen, aus der ſie von irgend einem Heiligen, oder von der Madonna gerettet wurden.

Joſeph reformirte mit ſchnellen Schritten! Daß er aber noch ſo manches zurück ließ, war, dünkt mich, ſehr weiſe. An vieles muß das Volk erſt allmählich gewöhnt werden, ſonſt nimmt es Aergerniß am Geſetzgeber, oder bricht in offenbare Widerſetzlichkeit aus. Dieß begegnete ihm mit ſeiner Begräbnißverordnung, die für kalte Philoſophen, aber nicht für ſinnliche Menſchen berechnet war. Die Abſchaffung der Särge verurſachte ſo viele Unruhen, daß er ſich genöthiget ſah, ſie im J. 1785 wieder zu erlauben. Man hat darüber ein merkwürdiges Schreiben von ihm, worinne er ſagt, daß er es aus den beſten Abſichten gethan hätte, um dem abgeſchmackten Luxus mit den Todten Einhalt zu thun, um den Armen den Begräbnißaufwand zu erleichtern, und um in den großen Städten, beſonders Wien, der Holztheurung abzuhelfen. Da aber ſeine Unterthanen Aergerniß daran genommen, und über dieſe Verordnung mehr Unzufriedenheit gezeigt hätten, als über ſonſt eine, ſo nehme er ſie zurück.

Nach ähnlichen Grundſätzen verfuhr er wohl auch in Rückſicht auf manche kirchliche Gebräuche und Einrichtungen. Daß da noch manches übrig geblieben iſt, das einem Proteſtanten, der nie unter Katholiken gelebt hat, auffallen mag, will

ich gern glauben. Aber darunter ſind ſo viele Dinge, die der Weiſe als gleichgültig betrachten ſollte, beſonders, wenn er bedenkt, daß alle Religionen in ihren äußern Formen das und jenes haben, das dem, der nicht daran gewöhnt iſt, auffällt. So kann ich über den Segen und mehrere Dinge der Art unmöglich ſpotten. Er iſt ſo alt, wie die Religion Moſis, und man findet ihn in der Lutherſchen und Anglicaniſchen Kirche. Ich glaube, daß eine ganz reine, ganz geiſtige Religion für den großen Haufen kaum hinlänglich iſt. Er ſcheint durchaus etwas Sinnliches, etwas Handgreiſliches zu verlangen, und das findet er immer in gewiſſen Formen. Nimmt man ihm dieſe, ſo verliert er oft Alles. Die Stifter aller Religionen ſcheinen dieſes gefühlt zu haben, und daher gibt es keine, ohne dieſe Formen, ohne gewiſſe äußere Symbole. Die Secten, die am wenigſten davon zulaſſen, haben eine gewiſſe Schwärmerey an ihre Stelle geſetzt. — Ich weiß wohl, daß viele die Nothwendigkeit einer beſtändig fortdauernden Reformation annehmen,

As if religion was intended
for nothing elſe but te be mended *);

aber ich kann unmöglich glauben, daß das für das Wohl eines Staates, oder die Glückſeligkeit des Bürgers ſeyn könne.

*) Als ob die Religion für ſonſt nichts gemacht wäre, als immer ausgebeſſert zu werden.

Von den vielen Marien, Crucifixen und Heiligenbildern aller Art, die Ihnen in Bayern, Schleſien, in der Schweiz ꝛc. alle Augenblicke aufſtoßen, ſehen Sie in dieſer Stadt äußerſt wenig; allenfalls hier und da einen Nepomuck. Selbſt in den Kirchen finden Sie von dem allen bey weitem nicht die Fülle, die ich in andern katholiſchen Ländern geſehen habe. Auch hat man den Marien- und Heiligenbildern nie die Perücken, ſeidene Kleider, Mäntel, Flittergoldkränze u. ſ. w. die ihnen Joſeph nahm, wieder gegeben. — Alles, was den Brüderſchaften gehörte, ihre Fahnen und den ganzen Tand, womit ſie ſonſt in den Gaſſen umher zogen, ließ er ebenfalls wegräumen. Proceſſionen werden nur bey gewiſſen Gelegenheiten und ſelten gehalten. Ich habe, bey meinem dießmahligen Aufenthalte, noch keine geſehen, weder groß noch klein.

Das Hochheilige wird noch immer zu den Kranken öffentlich über die Gaſſe getragen, und durch eine Klingel angezeigt; aber ich finde nicht, wie ich es in manchen Ländern geſehen habe, daß die Leute aus den Häuſern laufen, oder daß die, welche ſich in einiger Ferne davon befinden, ihre Arbeit verlaſſen, und ſich davor niederwerfen. Man zieht ſeinen Huth ab, und geht ſeines Ganges.

Roſenkränze ſehen Sie, wenn Sie nicht die Kirchen beſuchen, auch ſehr wenig. Selbſt

unter den gemeinſten Weibern bemerke ich ſelten eine in den Gaſſen, die Gebrauch davon machte. Gleichwohl ſagt man, daß Wien jetzt um vieles katholiſch frömmer ſey, als es unter Joſeph war. Es mag ſeyn, und ich habe Urſache, es zu glauben; aber es zeigt ſich nicht im Aeußerlichen. In allen den Geſellſchaften, die ich beſuche, habe ich niemanden bemerkt, der etwas gethan hätte, woraus ich ſchließen könnte, zu welcher Religion er gehört. Die vornehmen Katholiken bethen, um mit Profeſſor Sander zu reden, ſo wenig vor und nach der Mahlzeit, als die Proteſtanten, die er darüber anklagt: und jemand, der ein Kreuz gemacht, oder ſich einen Schlag auf die Bruſt gegeben hätte, iſt mir noch nicht vorgekommen. Eben ſo wenig wird Sie jemand fragen, von welchem Glauben Sie ſind, oder über irgend eine Religion eine Bemerkung machen, die einen der Anweſenden auch nur auf das entfernteſte beleidigen könnte. — Nein, nein! Joſephs Reformation hat eine fortdauernde Wirkung gehabt, und tiefere Wurzeln geſchlagen, als man insgemein im Auslande glaubt.

Unter die mancherley Veränderungen, die dieſer Fürſt in Kirchenſachen traf, gehört auch die, daß er die Schätze der eingezogenen Klöſter, Kirchen und Capellen an die Regierung brachte, und die Einkünfte der Brüderſchaften und dergleichen der Armencaſſe anwies. Dieß war ein

ſehr gewagter Schritt, der denn unter andern beweiſt, daß das Oeſtreichiſche Volk nicht ſo bigot iſt und ſich nicht ſo von den Mönchen und Prieſtern führen läßt, wie manche Schriftſteller uns überreden möchten. Nebenher beweiſt es aber auch ſeine Unterwürfigkeit in die Verfügungen ſeiner Regenten.

Aus den Schätzen ſelbſt wurde bey weitem nicht ſo viel gezogen, als man erwartete. Man machte eine Entdeckung, über die das Publicum nicht wenig erſtaunte. Von allen den koſtbaren Steinen, womit die Monſtranzen, Kelche und die mannigfaltigen Kirchengefäße beſetzt ſind, war immer nur eine gewiſſe Zahl ächt, und das war ſehr oft nicht die größere. Da man dieſe Gefäße im Ganzen, und nicht die einzelnen Steine davon verkaufte, ſo wurden ſelbſt mehrere Kunſtverſtändige, als Juweliers, Goldſchmiede und dergleichen damit hintergangen. Die falſchen Steine, oder Flüſſe waren ſo vortrefflich gemacht, daß zuletzt wenige es wagen wollten, ein Stück im Ganzen zu kaufen, weil man ſich nicht mehr getrauete, über gewiſſe Steine zu entſcheiden, ehe ſie herausgenommen wurden. — Ich habe bey einem hieſigen Kaufmanne eine ganze Sammlung ſolcher Flüſſe geſehen, die er, wie er mir ſagte, mit funfzig Gulden bezahlt hat, und die, wenn ſie ächt wären, wenigſtens 10,000

werth ſeyn würden. In einer andern Kapſel hat er die nehmlichen Steinarten, aber ächt, ſo daß man eine Vergleichung anſtellen kann. Die Flüſſe ſind ſo vortrefflich gemacht, daß ſie oft viel reiner, und mithin ſchöner, als die ächten Steine ſind. Nur durch das mehrere Feuer zeigt ſich der Unterſchied, wenn man beyde gegen einander hält. — Böhmen iſt das Land, in welchem man einſt dieſe Kunſt auf einen ſo hohen Grad gebracht hatte. Man treibt ſie noch jetzt; aber ſie ſoll ſehr verloren haben.

Hier iſt nun die große Frage: was es eigentlich mit dieſen Steinen und Flüſſen für eine Bewandniß habe? Waren ſie urſprünglich ächt und ſind ſie in der Folge ausgewechſelt worden? Oder waren in jenen Zeiten die Goldſchmiede ſammt und ſonders Betrüger und verkauften Flüſſe für edle Steine? Oder wußten es diejenigen, die ſolche Sachen machen ließen und bezahlten verhältnißmäßig? Betrogen dieſe mit ihren Geſchenken, (denn Geſchenke waren dieſe Koſtbarkeiten mehrentheils) oder war es Gewohnheit und eine bekannte Sache, daß man edle Steine mit Flüſſen verſetzte, oder auch ganz mit Flüſſen etwas verzierte? — Ueber alles das iſt viel geſtritten worden. Vermuthlich war es damit, wie mit ſo vielen, ja mit den mehreſten Dingen des menſchlichen Lebens: Alle dieſe verſchiedenen Fälle fanden

wechſelsweiſe ſtatt, bald der eine bald der andere, bald dieſer mehr und jener weniger, bald wiederum alle zuſammen.

Auch im bürgerlichen Fache traf Joſeph manche Veränderungen und Verbeſſerungen, wovon Wien noch jetzt große Vortheile zieht. Die allgemeine Verſchönerung der Stadt, größere Bequemlichkeit, die wichtige und ſchöne Stiftung einer Schule für Wundärzte, verbeſſerte und neugebaute Armen- und Krankenhäuſer, und ſo manche andere Dinge zeugen noch jetzt von ſeinem Daſeyn.

Durch einen Theil der Vorſtädte läuft die Wien, ein kleiner Fluß, von dem die Stadt den Nahmen haben ſoll. Sollten Sie wohl glauben, daß er erſt unter Joſeph II. ein Bett, und ſein Lauf eine beſtimmte Richtung erhielt? Gleichwohl ſchwillt er oft und ſchnell an und war ein höchſt beſchwerlicher Nachbar. Joſeph ließ ihn eindämmen und mit Weiden beſetzen. Auch unter der gegenwärtigen Regierung iſt wieder etwas daran gethan worden; dem ungeachtet hat er noch in dieſem Jahre wieder Schaden verurſacht.

Auch den Hauseigenthümern hat er eine beſchwerliche Laſt abgenommen. Der Fürſt hatte ſonſt das Recht, in jedem Hauſe dieſer Stadt über das zweyte, oder dritte Stockwerk zu ge-

biethen. Sie können leicht denken, daß der Vortheil, den der Hof daraus zog, nicht gar groß war. Ein Theil der Häuſer blieb unbeſetzt; von andern machte man nur gelegentlich Gebrauch, und ſehr vieles war eine Sache der Gunſt, die gewiſſen Hofbedienten zu gute kam. Dabey waren aber doch die Eigenthümer in beſtändiger Ungewißheit und nie ganz frey, unbedingt zu vermiethen. Joſeph verwandelte das in eine Geldabgabe, die jährlich 300,000 Gulden tragen ſoll.

Wenn man einige der Menſchen kennt, mit denen dieſer Monarch zu thun hatte, ſo muß man über die Feſtigkeit und Beharrlichkeit erſtaunen, womit er ſeine kirchlichen Reformen durchſetzte. Auf wie mannigfaltige Art der Papſt Pius VI. ihn bearbeitete, iſt bekannt genug. Indeſſen war das vorübergehend; aber die Jeſuiten, einen Theil der geſammten Geiſtlichkeit und den Cardinal Migazzi hatte er beſtändig an der Seite. Ekelhaft iſt es, in dieſe Zeiten zurück zu kehren und zu ſehen, wie dieſe dem Monarchen in den Weg traten in allem, was er that, wie ſie ihn untergruben, wie ſie das Volk bearbeiteten. Ich habe dieſen Kaiſer immer für einen ſehr unglücklichen Mann gehalten! Dieſer Cardinal war ein Pfahl in ſeinem Fleiſche, den er nicht abwerfen, nicht los werden konnte. Er lebt noch, iſt noch dieſe Stunde Erzbiſchof

von Wien. Mir iſt, während meines Aufenthalts ſo manches in die Hände gefallen, das von ſeinem Geiſte und ſeiner Sprache zeugt. Was er für ein ächt Römiſcher Theolog iſt, beweiſen mehrere Schreiben von ihm, unter andern zwey, die er ſchon im J. 1768 der verſtorbenen Kaiſerinn bey Gelegenheit der Seligſprechung eines Minoriten, Joſeph von Kupertin übergab. Hier herrſcht mehr als Aegyptiſche Finſterniß! — Noch kürzlich fiel mir ein Memorial in die Hände, das er der nehmlichen Monarchin im J. 1776 übergab. Ferdinand Stöger, Profeſſor der Kirchengeſchichte an der Wiener Univerſität, hatte, in Lateiniſcher Sprache, eine Einleitung in die Geſchichte des Neuen Teſtaments geſchrieben. Das Werk erhielt die Cenſur und gefiel den Vernünftigen ſo ſehr, daß es dem Verfaſſer Freunde verſchaffte, die ihn bey der Kaiſerinn gegen den Cardinal vertheidigten, ſo daß ſein Memorial ohne Folgen blieb. Was thut der Mann? Er läßt eine Klage über Stögers Werk ſchreiben, und dieſe ſchickt er in viele Privathäuſer in Wien, in alle Klöſter und ſelbſt an mehrere Orte in den Provinzen. Er ſagt, daß viele Geiſtliche ſo wohl als weltliche Perſonen ihm ihr Bedenken über dieſes Buch geäußert, und ſo — „fand ich es „meiner Pflicht angemeſſen zu ſeyn, ſolches Buch „zu leſen, zu erwägen, und darüber meine Be-

„trachtungen zu machen. Und ich kann mit ge-
„naueſter Erwägung deſſen nicht mißkennen, daß
„Leute, welchen die Erhaltung der katholiſchen
„Religion noch am Herzen iſt, ſich billig über
„ein ſolches Schul- und Lehrbuch verwundern,
„aufhalten und beſchweren.“ — — „Stöger
„hat ſich einmahl vorgenommen, Alles auf das
„ſtrengſte zu beurtheilen, die Satyre auf das
„höchſte zu treiben, und eine Anleitung zu ſchrei-
„ben, die faſt eben ſo gut in Göttingen, als
„hier in Wien könnte vorgeleſen werden.“

Joſeph II. war in ſeinen letzten Tagen ſchon eine geraume Zeit unter den Händen ſeiner Aerzte geweſen, und hatte immer tröſtende Antworten bekommen, als er den Baron von Quarin zu ſich rufen ließ. Dieſer berühmte Arzt ſteht in dem Rufe, daß ſeine Entſcheidungen über Tod und Leben untrüglich ſind, wenigſtens will ſich niemand eines Beyſpiels erinnern, daß er ſich in ſeinen Ausſprüchen dieſer Art jemahls geirret habe. Der Monarch ſagte zu ihm: „Eine Privatperſon kann zu jeder Zeit ſterben; aber für einen Kaiſer ſind einige Vorbereitungen nöthig. Ich erwarte von Ihnen, daß Sie mir entſchieden meine Lage ſagen.“ — Quarin unterſuchte ihn durchaus und lange, und ſagte ihm dann unverhohlen, daß er nicht leben könnte. Joſeph dankte ihm für ſeine Freymüthigkeit und

fragte, wie lange er glaube, daß es noch dauern könne? Der Arzt antwortete ihm, daß Menſchen in ſeiner Lage von einem Tage zum andern ſtürben, daß er aber aufs längſte ſchwerlich über vierzehn Tage leben würde. Der Kaiſer drückte ihm die Hand, dankte ihm nochmahls und entließ ihn. In der Folge, da er ſelbſt fühlte, daß ſeine Auflöſung herannahete, ſchickte er dem Arzte das Baron-Diplom, und 10,000 Gulden, nebſt einem eigenhändigen Billet, worinne er ihm für die Wahrheit und Offenherzigkeit dankte, womit er ihn behandelt hatte. Der Monarch erwartete nun ſeinen Tod mit der Ruhe und Feſtigkeit, wodurch ſchon ſeine Mutter und ſein Großvater, Carl VI. ſich ausgezeichnet hatten.

Er ging vor ſeinem Tode durch alle Gebräuche der katholiſchen Religion, und empfing die letzte Oehlung. Ich fragte, ob er dieſes bloß des Beyſpieles und Anſtandes wegen, oder aus wahrem Glauben gethan hätte? Und da beſtätigte mir ſein Arzt, was ich ſchon oft von andern gehört hatte, nehmlich daß Joſeph II. ein katholiſcher Chriſt und kein Deiſt war. Baron Quarin leugnet durchaus, daß der Körper des Kaiſers durch Ausſchweifungen ganz abgenutzt geweſen wäre, wie man es in der Ferne damahls ſagte; ſondern behauptet, daß die erſte Grundlage zu ſeinem Tode ein Sturz vom Pferde war.

(Von dem entſchiedenen Tone, in welchem der Baron von Quarin von gewiſſen Fällen ſpricht, hatte ich vor einiger Zeit ein auffallendes Beyſpiel in der Krankheit der jungen Erzherzoginn, die kürzlich geſtorben iſt. Einige Zeit vor Weihnachten ließ man ihn zu ihr kommen. Er ging und erklärte, daß man ihn zu ſpät gerufen habe. Indeſſen fuhren die andern Aerzte fort, ſie zu behandeln; und da man in Geſellſchaft häufig nach ihr fragte, ſo kam gelegentlich ein Bericht, daß es beſſer ginge, — wahrend daß Quarin überall, wo er war, laut ſagte: ſie muß ſterben. Da ich ihn öfters traf, ſo fiel mir ſein wiederhohltes „ſie muß ſterben," nicht wenig auf. Etwan zehn Tage nach ſeiner Verurtheilung entſchlief ſie.)

Josephs II. Nachfolger.

Joſeph ſtarb im J. 1790 und ließ noch vieles unvollendet. Manches war auch wohl bloßer Verſuch, und konnte nur von einem Manne, wie er, zu Reiſe und Ende gebracht werden.

Leopold war ganz unfähig, den ungeheuern Umfang der Oeſtreichiſchen Monarchie zu überſehen, kam mit einem kleinlichen Geiſte von der Regierung eines kleinen Landes, und legte eine unſichere Hand an die Entwürfe und Verordnungen ſeines Vorgängers, deren Geiſt er

nicht faſſen konnte. Er war ein vortrefflicher Großherzog von Toscana, und vieles hat ihm dieſes Land zu danken, wodurch es ſich von allen andern Italiäniſchen Staaten rühmlich unterſcheidet. In den weitläuftigen Provinzen der Oeſtreichiſchen Monarchie, in die ihn ſein Schickſal noch überdieß in einem höchſt ungünſtigen Zeitpuncte warf, verlor er in wenig Jahren den Ruhm, den er ſich dort erworben hatte. Man iſt unzufrieden mit dem wenigen, das er hier gethan hat, und ſeine Regierung iſt in keinem guten Andenken. Indeſſen gab er doch den Ungarn das berühmte Religions-Edict, welches noch weiter geht, als das Joſephiſche und mit einem Worte, allen Unterſchied aufhebt, der in dieſem Lande aus der Verſchiedenheit der Religion entſtehen könnte. Es war ein großer Gedanke, und eines Weltbürgers würdig; aber vielleicht gehört gerade dieſes Edict unter die Dinge der Leopoldiſchen Regierung, die das gegenwärtige Cabinet nicht mit den beſten Augen anſieht.

Der jetzt regierende Monarch iſt, im Ganzen, in Joſephs Fußſtapfen getreten, den er ſich in vielen Rückſichten zum Muſter genommen zu haben ſcheint. Er war gewiſſermaßen Joſephs Schüler und Zögling, und mit deſſen Grundſätzen und Entwürfen vertrauter, als ſein Vater

Leopold. Aber ſeit dem Antritte ſeiner Regierung haben ſich die Zeitumſtände ſehr geändert! Viele Dinge nahmen eine ganz andere Richtung, verlangten andere Maßregeln, und allmählich hat ſich der Geiſt dieſes Cabinets ſo umgewandelt, und zum Theil umwandeln müſſen, daß man jetzt zwiſchen ihm und den Joſephiſchen Grundſätzen und Plänen einen merklichen Unterſchied finden möchte.

Ich bin nicht ſo anmaßend, um es auf mich zu nehmen, über die jetzige Politik des Hauſes Oeſtreich und über die Art, mit der der gegenwärtige Krieg geführt worden iſt, etwas zu ſagen. Vieles iſt uns nur halb klar, und die Nachwelt wird beſſer im Stande ſeyn, darüber zu urtheilen; aber ein Wort über die Veränderungen im Innern darf ich ſagen, um ſo mehr, da ich hierüber auch die Meynung von Männern habe, die über Wien und ihr Vaterland genauere Kenntniſſe beſitzen, als ein Fremder ſie ſich erwerben kann. Dieſe ſtimmen denn darinne überein, daß in den letztern Jahren der Ariſtokratismus und die Geiſtlichkeit, welche beyde Joſeph II. mit aller Macht bekämpfte, merklich wieder gewonnen haben. Man findet in der Geſchichte der letztern Jahre und in dem Geiſte, der im Wiener Cabinette herrſcht, eine Menge Züge, die die wieder zunehmende Macht dieſer

beyden Körper und beſonders der Geiſtlichkeit, ziemlich deutlich beweiſen. —

Ich geſtehe, daß ich mich weder über das eine, noch das andere ſehr wundere. Während daß ich bedaure, daß es ſo iſt, finde ich es natürlich genug, daß die Fürſten, in dieſen unglücklichen Zeiten, jene Stützen ihrer Throne wieder aufſuchen, durch welche die Europäiſchen Regierungen Jahrhunderte lang beſtanden haben. Auch iſt Oeſtreich keinesweges hierinne einzig! Ich ſehe dieſen Geiſt in mehreren Europäiſchen Cabinettern, und nahmentlich in England, wo die Ariſtokratiſche Macht und der Einfluß der Geiſtlichkeit ſeit vier bis fünf Jahren merklich zugenommen haben. Es gibt eine gewiſſe Aufklärung, die ſich unter den Mittelſtänden der mehreſten Europäiſchen Länder ſo ungünſtig angekündiget hat, daß es leicht iſt, die wahre, allgemeine Aufklärung mit dem Mißbrauche, der von gewiſſen Theilen gemacht worden iſt, zu verwechſeln. Abnahme des Glaubens an die Kirchenlehren, wie ſie in den verſchiedenen Religionen von Europa zeither beſtanden, und eine gewiſſe freyere Denkungsart der Völker, in Rückſicht auf ihre Regenten, ſind ſeit zehn Jahren Hand in Hand gegangen. Was Wunder alſo, wenn manche Fürſten glauben, daß die Herſtellung der alten Religion und des Einfluſſes der Prieſter auf die Völker, auch ihnen das Geſchäft

der Regierung erleichtern und einen unbedingtern Gehorſam ſichern werden *)!

Unter das, was die Geiſtlichkeit in hieſigen Landen durch die gegenwärtige Regierung wieder gewonnen hat, rechne ich unter andern die Erlaubniß, die der Propſt von Kloſter Neuburg, der Abt zu Mölk und der Prälat von Heiligenkreuz erhalten haben, ihre jungen Leute von der Univerſität zu Wien abzurufen und ſie die Theologie in ihren Klöſtern und Stiftern lehren zu laſſen. — Ich hatte dieſes irgendwo geleſen, und da mir ſogleich die ganze Wichtigkeit einer ſolchen

*) In Bourgoing's Reiſen durch Spanien finde ich eine Stelle, die ſo ſehr hieher paßt, daß ich mich nicht enthalten kann, ſie umzuſchreiben. Nachdem er umſtändliche Nachrichten über die Inquiſition gegeben hat, ſchließt er mit dem Wunſche, daß ſie ganz abgeſchafft werden möchte. Je crains fort, ſetzt er hinzu, qu'apres ce qui est arrivé depuis en Europe, ce voeu ne soit plus éloigné que jamais de son accomplissement. Je crains que les Souverains, même les plus Sages, mais jaloux de leur pouvoir, ne chérissent plus que jamais les appuis qui restent encore à leur trônes étranlés par de violentes secousses, et ne puisent dans les effets d'une philosophie exagérée qui parmi nous a brisé tous les freins, un nouvel argument en faveur des institutions qui préviennent les désordres de l'irréligion, par les maximes de l' intolérance.

Erlaubniß einleuchtend auffiel, ſo fragte ich hier darüber einige Männer von meiner Bekanntſchaft. Man ſagte mir, daß die Sache leider! ihre Richtigkeit hätte, ſetzte aber hinzu, es könne unmöglich ſo bleiben und werde gewiß wieder abgeändert werden. — Ich glaube das nicht. — Aber die Sache führt weiter, als mancher ſich einbildet. Wir wiſſen alle noch, was Kloſtertheologie war, und daß durch ſie Dunkelheit, Eingeſchränktheit aller Art, Aberglauben, knechtiſcher Gehorſam und Verfolgungsgeiſt über die halbe Welt verbreitet worden ſind.

Die Bemerkung, daß auch die Klöſter mit ihrem Zeitalter fortgegangen ſind, an der allgemeinen Aufklärung Theil genommen haben und denen aus dem Mittelalter ganz und gar nicht mehr gleichen, iſt freylich bis auf einen gewiſſen Grad wahr; aber eine hinlängliche Sicherung gegen die Kloſtertheologie und ihre Wirkungen kann ich nicht darinne finden. Auch werden, wenn man nur einmahl wieder an die Sache gewöhnt iſt, noch mehrere Klöſter die Erlaubniß zu erhalten wiſſen, die Theologie innerhalb ihrer Mauern zu lehren und der Univerſitäten zu entbehren. Freylich ſetzen ſich dieſe letztern noch dagegen, ſo gut ſie können (und ich habe nur ganz kürzlich gehört, daß die von Freyburg im Breisgau mehrere dieſer Kloſtergeiſtlichen, die ſich da examiniren ließen, als unfähig abgewieſen hat.)

Um Wien hat die gegenwärtige Regierung großes Verdienſt. Ich habe ſchon verſchiedenes angeführt, das ſie für die Verſchönerung und Geſundheit der Stadt, die Verbeſſerung mehrerer öffentlichen Anſtalten und die Erhaltung billiger Preiſe der erſten Nothwendigkeiten des Lebens gethan hat. Hieher gehört auch eine Abänderung, die den hieſigen Einwohnern viel Vergnügen gemacht hat: Die Gaſſen werden nicht mehr von den öffentlichen Verbrechern gereiniget! Joſeph hatte den Grundſatz, durch Schande zu ſtrafen, und zugleich die Verbrecher dem Staate nützlich zu machen. Er gebrauchte ſie alſo, ohne Unterſchied auf Rang und Geburt, zu den öffentlichen Arbeiten, in und außerhalb der Stadt, znm Gaſſenkehren und zum Heraufziehen der Fahrzeuge auf der kleinen Donau. Allein er überlegte nicht, daß in einer Stadt, wie Wien, das Verderbniß dieſer Leute nur noch mehr zunehmen mußte, und daß mancher, abgehärtet durch dieſen Schimpf, ohne Rückkehr für die Geſellſchaft verloren ging. Auch war die Strafe im höchſten Grade ungleich, und für einen Grafen z. E. (denn auch ein Graf ward einmahl dazu verurtheilt, weil Joſeph für die nehmlichen Verbrechen die nehmlichen Strafen feſtſetzte) zehn und zwanzig Mahl drückender, als für einen niedrigen, verworfenen Menſchen aus der Hefe des Pöbels. Freylich läßt ſich mit

Wahrheit ſagen, daß ein Mann von hohem Stande, indem er ein niedriges Verbrechen begeht, auch zehn und zwanzig Mahl gröber ſündigt, als ein Menſch vom niedrigen Pöbel, der ſich das nehmliche zu Schulden kommen läßt. Das Schlimmſte aber dabey war, daß die ganze Familie, die vielleicht zu Wien lebte, an einer ſolchen Strafe natürlich auch ihren Antheil von Leiden bekam. Ueberhaupt aber waren dieſe Gaſſenkehrer ein trauriger, widriger Anblick für die ganze Stadt. Ich hatte dieſes ſchon öfters in der Schweiz gefühlt; allein was war das Reinigen einer kleinen, ſchlecht bevölkerten Schweizerſtadt in Vergleichung mit Wien, wo mehrere hundert Gaſſenkehrer erfordert werden, und wo man ihnen alle Augenblicke begegnet!

Im Verlaufe dieſes Winters kam eine wichtige Verordnung heraus, die einem Uebel vorbeugen ſoll, das ſchon Herr Nicolai in ſeiner Reiſebeſchreibung umſtändlich behandelt hat. Eine Menge Beamte, deren Einkommen nicht zureichte, borgten Geld auf ihre Beſoldung. Da dieſe ein ſehr unſicheres Unterpfand war, ſo mußte natürlich der Leiher den möglichen Verluſt ſeines Capitals gleich auf die Zinſen ſchlagen, und ſo geſchahe es, daß der Beamte zu funfzehn, zwanzig und mehr Procenten Geld aufnahm. Nun iſt es ſehr natürlich, daß derjenige, der dieſes Jahr mit einer gegebenen Summe nicht auskom-

men kann, es künftiges Jahr, da ſie um funfzehn oder zwanzig Procent vermindert iſt, noch weniger im Stande ſeyn wird. Wenn Sie den Luxus der großen Städte bedenken, und dabey die ungeheure Zahl von Menſchen, die in einer Stadt, wie Wien, in den verſchiedenen Kammern der Regierung angeſtellt ſind und wenig mehr beſitzen, als ihre Beſoldung, ſo werden Sie begreifen, wie viele dadurch unglücklich werden mußten. Die neue Verordnung begnügt ſich nicht, das Leihen und Borgen ſtrenge zu verbiethen, ſondern ſetzt auch gewiſſe Regeln und Bedingungen feſt, nach welchen den Beamten ein Theil ihrer Beſoldung, ohne alles Intereſſe, von der Regierung ſelbſt vorgeſchoſſen werden ſoll.

Ich habe ſchon oft der Simplicität gedacht, die in allem herrſcht, was der regierenden Familie von Oeſtreich gehört. Joſeph II. führte zuerſt ſie ein, und trieb ſie auf den Grad, den man noch jetzt ſieht, denn der gegenwärtige Kaiſer erhält ſie. Man verſichert mich, daß er im Innern ſeiner Haushaltung wie ein Privatmann lebt, und zwar nicht wie einer der reichſten. Ein Fürſt von Lichtenſtein und manche andere wohnen, ſpeiſen und leben gewiß in jeder Rückſicht beſſer, als der Kaiſer. Der Verfaſſer des neueſten Gemähldes von Wien drückt ſich ſtark und etwas ungerecht darüber aus, wenn er ſagt: „der Kaiſer darbe mit ſeiner Familie, während daß

einige ſeiner Unterthanen Gelage geben." — Ein anderer Schriftſteller über Wien vergleicht die todte Stille, die unter Joſephs Regierung in der Burg herrſchte, mit den Zeiten, da ſie einen Kaiſer, eine Kaiſerinn und ſechzehn Prinzen und Prinzeſſinnen enthielt. Damahls verbrannte der Hof jährlich 12,000 Klaſtern Holz, und in den Hofſtällen hielt man 2200 Pferde. — Ich kann mir nicht vorſtellen, wie Joſephs Reſidenz ruhiger und ſtiller geweſen ſeyn kann, als die der gegenwärtigen Familie. Ich will mit jedem, der Luſt hat, eine Wette eingehen, daß ein Fremder drey Monathe lang täglich (nur die Hoftage ausgenommen) durch alle Theile der Burg gehen, und am Ende der drey Monathe nicht wiſſen ſoll, in welchem Theile der Kaiſer mit ſeiner Gemahlinn wohnt. Das Sonderbarſte iſt, daß Sie nicht einmahl die Kaiſerliche Livree ſehen! Dieſe Müßiggänger ſchwärmen ſonſt um alle große Häuſer herum; allein in der Burg ſieht man nur ſelten einen. Wahr iſt es, daß dieſe Livree ſo wenig in die Augen fällt, daß es leicht iſt, ſie zu überſehen; allein ich weiß auch, daß man nur wenig Bediente hält. — Den jüngern Theil der Kaiſerlichen Familie werden Sie eben ſo wenig gewahr.

Franz II. glaubt nicht, daß die Kaiſerliche Würde darinne beſtehe, ſich von Kammerherren, Leibwachen, Bedienten, umgeben zu laſſen. Faſt

immer erſcheint er allein mit ſeiner Gemahlinn. Einſt ſtand ich auf dem Walle und las eine Aufſchrift an einem Hauſe, als ein Mann in einem grauen Ueberrocke, nebſt einem einfach gekleideten Frauenzimmer vorüber ging. Ich bemerkte ſie nicht; aber kaum waren ſie vorüber, als mein Begleiter, ein Fremder, fragte: „Wer ſind dieſe? Jedermann, der ihnen begegnet, zieht den Huth ab.“ Ich folgte ihnen und erkannte den Kaiſer und ſeine Gemahlinn. Es iſt nicht möglich, mit mehrerer Höflichkeit die Grüße zu erwiedern, die er empfängt. Es iſt nicht die pomphafte, gnädige und ganz eigene Bewegung der Hand und des Huthes, die ich an einigen andern Fürſten bemerkt habe; (an ſolchen nehmlich, die überhaupt einen Gruß mit Höflichkeit erwiedern; denn es gibt auch welche, die es auf eine ſo beleidigende Art thun, daß ein Mann von Selbſtgefühl und Erziehung lieber wegſehen möchte.) Der Kaiſer grüßt gerade ſo, wie Leute von Stande ihres Gleichen zu grüßen pflegen. Uebrigens muß ihm dieſes ſehr läſtig fallen. Jedermann kennt ihn, und zieht den Huth ab; und ſo habe ich geſehen, daß er auf dem Walle bisweilen über zehn Schritte ging, ohne den Huth auf das Haupt zu bringen.

Erſcheint er im Schauſpielhauſe auf der Burg, ſo bemerkt man ihn weiter nicht; aber letzthin kam er in eins der kleinern Theater der

Vorſtädte, und man klatſchte. Ich ſah umher; jedermann blieb ſitzen, und das Klatſchen dauerte fort. Nun bemerkte ich einen Mann in einem einfachen Mantel, nebſt einem Frauenzimmer, die ſich tief verbeugten. Endlich dauerte einigen das Klatſchen zu lange, weil es das Spiel ſtörte; man ziſchte, und das Haus ward ruhig. Die Ziſcher dachten an keine Beleidigung, und die Klatſcher waren nicht hartnäckig. — „Welcher Unterſchied, ſagte ich zu meinem Nachbar, zwiſchen London und Wien!“ Dort würde dieſer Widerſpruch das ganze Haus in eine ſolche Bewegung geſetzt haben, daß es vielleicht in einer Viertelſtunde nicht wieder ruhig geworden wäre. Die Klatſcher würden um deſto lebhafter fortgefahren ſeyn, eben darum, weil man ihnen Stillſchweigen geboth; die Ziſcher würden auf ihrer Seite lauter geworden ſeyn. Von den Gallerien herab wäre ertönt: throw him down, throw him down! (werft ihn herab.) Man würde das Ziſchen als eine Beleidigung der königlichen Familie angeſehen haben; Pomeranzenſchalen würden umher geflogen, und ein brüllendes „Silence!“ würde durch das throw him down erſchollen ſeyn.

Woher dieſer Unterſchied? — Daher, daß man den König von England bisweilen wirklich ausziſcht, oft ausgeziſcht hat! Hier kann ſo etwas nie geſchehen; die Sache iſt unmöglich; der Wiener kann ſich den Fall nicht denken. Hier fiel

keinem Menſchen ein, daß in dem Ziſchen auch nur der entfernteſte Mangel an Achtung liegen könnte! Die einen verlangten Ruhe, und die andern gewährten ſie: das war alles. — Wenn der König zu London in ein Schauſpielhaus gehet, ſo geſchieht es allemahl mit großem Pompe, in voller Staatskleidung, mit einem zahlreichen Hofe, mit Leibwache und Bedienten. Selbſt im Parterre ſteht unter ſeiner Loge eine Hellebardenwache. In frühern Jahren ſicherte ihn alles das nicht gegen einen gelegentlichen Zuruf, daß er und die Königinn ſich tiefer verbeugen ſollten. Oeſtreichs Monarch bedarf das Alles nicht! Er zeige ſich unter welcher Geſtalt er will, er wird mit Ehrerbietung, und, wenn er nur einigermaßen beliebt iſt, mit Wohlwollen empfangen. — Das wird Sie, da Sie England kennen, auf mancherley Betrachtungen führen.

Die Fürſten Oeſtreichs waren mehrentheils von ihrem Volke geliebt, und der gegenwärtige iſt es in einem ſehr hohen Grade. Seine äußerſte Simplicität, ſein menſchenfreundliches Benehmen, das prunkloſe Anſehen in ſeinem täglichen Leben, die Traulichkeit, mit der er, ohne alle Bedeckung, unter ſeinem Volke umher wandelt; die Leichtigkeit, womit jedermann vor ihn kommen kann; die Güte, mit der er ſeine Unterthanen an allen ſeinen Gärten und zum Theil ſelbſt an ſeinen Häuſern Theil nehmen läßt; ſein

ſittliches Leben, ſeine Tugenden als Gatte, ſeine entſchiedene Abneigung gegen Todesſtrafen *), ſeine äußerſte Sparſamkeit in allem, was ihn ſelbſt und ſein Haus betrifft, — ſind lauter Eigenſchaften, die auf ein gutmüthiges Volk (und das Oeſtreichiſche iſt es in einem hohen Grade) ihre Wirkung nicht verfehlen können. Er iſt außerordentlich geliebt, und ſeine Feinde ſind die Feinde ſeines Volks. Die Erbitterung der Wiener gegen die Franzoſen, und ſelbſt gegen die Preußen iſt ſehr groß. — Dieſe Stadt hat ihre Jacobiner: und welcher Ort hat ſie nicht; allein ich bin feſt überzeugt, daß auf einen Wink der Regierung das ganze Volk aufſtehen würde, ſo wie es vor zwey Jahren bey dem allgemeinen Aufgebothe that.

Ich habe die Ehre gehabt, dem Kaiſer dieſen Winter wieder vorgeſtellt zu werden, und fand alles gerade ſo, wie ich es bey einer frühern Vorſtellung vor vier Jahren ſahe. Es iſt eine Privataudienz, zu der ein auswärtiger Geſandter, und nicht einer der Kaiſerlichen Diener einführt. Der Fürſt empfängt ſtehend und niemand iſt dabey, als die, welche der Geſandte

*) Ich höre, daß er noch niemanden hat hinrichten laſſen. Ich vertheidige dieſe Abneigung gegen Todesſtrafen keinesweges, als Grundſatz, ſondern führe hier die Sache bloß hiſtoriſch an.

bringt. Die Unterredung beſteht in Fragen und einigen Bemerkungen über irgend etwas, das etwan kürzlich in der Welt vorgefallen iſt: mit einem Worte, ungefähr wie an andern Höfen, denn ich habe in dieſen Vorſtellungen nie viel Unterſchied finden können, und der Geiſtreichſte erſcheint dabey nicht viel geiſtreicher, als ein anderer.

Wenn bey dieſer Vorſtellung alles ſo war, wie bey einer vorigen, ſo fand ich doch einen Unterſchied den folgenden Tag; denn erſt kamen die Bedienten des Großkämmerers, die wegen der geſtrigen Vorſtellung am Hofe um ein Geſchenk anhielten: und während daß Herr * * und ich noch über dieſe Gewohnheit ſprachen, erſchien auch die Livree Seiner Majeſtät und bath um das nehmliche. Das war ſonſt nicht.

Und nun noch ein Artikel, der nicht allein Franz II. ſondern die ſämmtlichen drey Fürſten angeht, die ſeit Maria Thereſia über Oeſtreich geherrſcht haben. Dieſer Artikel iſt:

Religiöſe Toleranz.

Je länger ich in dieſer Stadt lebe, und je mehr ich mit dem Geiſte der Oeſtreichiſchen Regierung bekannt werde, deſto mehr finde ich, daß beyde von Schriftſtellern, einheimiſchen ſowohl als ausländiſchen, entſtellt worden ſind. Es iſt, als wenn ſich dieſe Herren das Wort gegeben

hätten, alles durch ein trübes Medium zu ſehen, und das, was ſie nicht geradezu entſtellen, mit ſo viel Schärfe zu beurtheilen und ſo lange zu recenſiren, bis es entweder in den Augen des entfernten Leſers eine andere Geſtalt bekommt, oder aus ſeinem rechten Geſichtspuncte verrückt iſt. Manche ſind ſo ſehr gewohnt, zu analyſiren und eine Sache nach allen Seiten zu wenden und zu drehen, daß alles, was dieſe Sache Gutes hat, unter ihrer zergliedernden Hand verſchwindet. Es iſt allerdings eine philoſophiſche Gewohnheit, jede Sache von allen möglichen Seiten zu betrachten; aber eben dadurch wird ſich auch bey jeder Sache wenigſtens eine Möglichkeit des Tadels zeigen. Ueberhaupt ſcheinen einige bloß das Tadelhafte der Gegenſtände, die ihnen zu Wien vorgekommen ſind, aufgeſucht zu haben, während daß ſie mehrere ſehr lobenswürdige und charakteriſtiſche Züge überſahen.

So habe ich noch keinen Schriftſteller gefunden, der die Toleranz, die in einem hohen Grade hier herrſcht, in ihr gehöriges Licht geſetzt hätte. Ueber dieſen Punct hat man außerhalb Oeſtreich ſolche Vorurtheile, daß mancher Ausländer ſie oft dann noch nicht ablegt, wenn er einige Zeit im Lande gelebt hat. Auch ich hätte ſie vielleicht nicht in ihrem ganzen Umfange betrachtet, wenn nicht mehrere Eingeborne meine Aufmerkſamkeit darauf erregt hätten. Dadurch

hielt ich mich aber keineswegs verbunden, durch ihr Glas zu ſehen; ich durfte nur ſelbſt umher-blicken und gewiſſe Dinge, die jedermann ſehen kann, aufmerkſamer betrachten.

Die Toleranz iſt gewöhnlich von zweyerley Art, geſetzlich und praktiſch: und ſehr häufig ſieht man die eine, ohne daß ſich die andere finde. Im ehemahligen Frankreich z. E. herrſchte, unter Ludwig XVI. faſt eine allgemeine Toleranz. Man fragte nicht leicht nach jemandes Religion, und noch weniger wurde er darüber angefochten. Aber dieſe Toleranz war nicht geſetzlich: und daher entſtanden oft ſonderbare, bisweilen lächerliche Widerſprüche. In Sachſen iſt das Volk im Ganzen tolerant, aber die Geſetze ſind es nicht. In England finden Sie geſetzliche und praktiſche Toleranz, ſo lange die Sache nicht gewiſſe Puncte der Politik betrifft, über welche England ſo intolerant iſt, als irgend ein Land. Ich weiß zuverläßig, daß es dort äußerſt ſchwer ſeyn würde, die berühmte Teſt-Akte abzuſchaffen, und Herr Fox zog ſich großen Widerwillen dadurch zu, daß er ſie angriff.

Schon unter Thereſiens Regierung hatte man in Oeſtreich einen gewiſſen Grad von geſetzlicher Toleranz, aber es fehlte hin und wieder an der praktiſchen. Dieſe Fürſtinn hatte keinesweges den Verfolgungsgeiſt, den ihr einige Schriftſteller leihen; aber die Geiſtlichen fanden

bisweilen Mittel, ſie irre zu führen, bisweilen auch zu hintergehen, und durch ſie zu ſchaden, einzuſchränken und zu unterdrücken. Sie war nichts weniger als intolerant, und das, was man im Auslande ihre Bigotterey nennt, hatte wenig Einfluß auf ihre Regierung. Der Charakter dieſer Fürſtinn wird, in dieſer Rückſicht, noch immer in Norddeutſchland verkannt, und einer ſeiner ſchönſten Züge war Milde und Duldung, ſelbſt in Sachen der Religion. Mehrere ihrer Verordnungen zeigen genugſam, daß es ihr Ernſt war, den Geiſtlichen die Hände zu binden; allein ihre ängſtliche Anhänglichkeit an ihre Religion machte, daß ſie zu viel Schonung für ihre Prieſter hatte, und nicht immer durchdrang. Und ſo geſchahe es, daß gewiſſe geiſtliche Oberhäupter Dinge bewerkſtelligten, die keinesweges die Wirkung von Thereſiens Geſetzen, und eben ſo wenig nach ihrem Willen waren. —

Die Anekdote, die Profeſſor Sander in ſeiner Reiſe anführt, hat ihre vollkommene Richtigkeit, und iſt mir von einem Manne, der viel um die Kaiſerinn war, beſtätiget worden. Sie ſagte zu einer ihrer Damen, die einen Lutheraner heirathete: „und plage ſie ihren Mann nicht mit ihrer Religion.“ — Herr von Sonnenfels hat eine ſo hohe Meynung von der religiöſen Duldung dieſer Fürſtinn, daß er behauptet, das Wichtigſte, Beſte und Brauchbarſte in Joſephs

Toleranzedicte finde ſich ſchon, einige wenige Puncte ausgenommen, in den Geſetzen und im Regierungsgeiſte ſeiner Mutter. Aber freylich hatte Joſeph eine andere Art, mit den Geiſtlichen zu verfahren und ſeinen Willen durchzuſetzen. Dem ſey übrigens wie ihm wolle, Joſeph gab das Toleranzedict: und wie weit umfangend das war, wird Ihnen genugſam bekannt ſeyn. Alles, was er verlangt, iſt, daß man ſich von irgend einer Gemeinſchaft nenne, deren Glaubensbücher bekannt ſind, Katholik, oder Lutheraner, Türke oder Jude, Grieche oder Calviniſt. So viel ſchien ihm für die Ruhe des Staates nothwendig, und darum ſchickte er die Einwohner eines Böhmiſchen Dorfes, die ſich Deiſten nannten, an die öſtlichen Grenzen ſeiner Staaten, verboth aber auch zugleich für die Zukunft, ſich ſelbſt oder einen andern als einen Deiſten anzugeben.

Ich habe irgendwo die Behauptung geleſen, daß Joſeph II. ſein Toleranzedict bald nachher eingeſchränkt und eine gewiſſe Zeit beſtimmt habe, nach welcher es keiner katholiſchen Gemeinde erlaubt ſeyn ſollte, ſich zur proteſtantiſchen Religion zu bekennen. Dieſe Behauptung, unbedingt, wie ſie hier ſteht, iſt falſch. Die Sache verhält ſich folgendermaßen: So bald, dem Toleranzedict zu Folge, es jedermann frey ſtand, von der katholiſchen Religion zu einer andern über-

zugehen, fanden ſich eine Menge Individuen ſo wohl als ganze Gemeinden, die ſich für eine andere erklärten. Dieß war beſonders der Fall in einigen entlegenen Winkeln, wo die Leute wohl ſelbſt nicht recht wiſſen mochten, was ſie waren. Viele derſelben hatten bisher für Katholiken gegolten, und mochten es auch wohl, bis auf gewiſſe Ausnahmen, ſeyn. Die Römiſche Geiſtlichkeit ſchrie, daß dieſe Leute ſchlecht unterrichtet wären, und nicht eigentlich wüßten, zu welchem Glauben ſie ſich bekennen ſollten. Man ließ ſie alſo examiniren, und nun erklärten ſie ſich für Katholiken; kam aber in der Folge wiederum ein proteſtantiſcher Geiſtlicher, oder Bekehrer unter ſie, ſo traten ſie abermahls zu den Proteſtanten über. Daß von beyden Seiten Kunſtgriffe gebraucht wurden, und daß die Römiſchen Geiſtlichen ihrer am meiſten anwandten, läßt ſich wohl vermuthen. Die Wirkungen, die das auf ein unwiſſendes, ſchlecht unterrichtetes und zum Theil fanatiſches Volk hatte, ſind leicht zu begreifen. Daraus entſtand aber Verwirrung, und es kamen häufig Berichte an die Regierung, nach welchen die nehmlichen Dörfer bald für Proteſtanten, bald für Katholiken erklärt wurden. Der Kaiſer ward endlich der Sache, die kein Ende nahm, müde, und ſetzte einen Zeitpunct feſt, an welchem ſie ſich auf die eine oder

die andere Art erklären und über welchen hinaus ſie nicht weiter ändern ſollten.

Dieſe von Joſeph II. eingeführte religiöſe Duldung hat zeither in den Oeſtreichiſchen Staaten beſtanden. (Des Religionsedicts, das Leopold II. den Ungarn gab, und wodurch ungefähr aller Unterſchied aufgehoben iſt, habe ich ſchon gedacht.) So weit ſind nun einige andere Länder in ihrer Duldung auch ſchon gegangen; aber nun komme ich auf einen Unterſchied, durch den die Oeſtreichiſchen Staaten, und beſonders Wien, ſich merklich vor vielen andern auszeichnen. Der Nichtkatholik iſt hier von keinem bürgerlichen Vorrechte, das ein Katholik genießt, ausgeſchloſſen. Kein Geſetz hindert ihn, nach irgend einer Stelle zu ſtreben, die im Lande zu haben iſt. (Es verſtehet ſich von ſelbſt, daß die Lehrſtellen der katholiſchen Religion ausgenommen ſind.) Nur in Galizien, welches eine neu erworbene Provinz iſt, deren alte Verfaſſung man nicht ganz umgeändert hat, werden die Nichtkatholiken zu keinen öffentlichen Aemtern gelaſſen.

Hier haben Sie alſo eine größere Duldung, als in England und in den mehreſten proteſtantiſchen Staaten, und eine weit größere, als in Sachſen, wo die Nichtlutheraner nach dem Geſetze, weder Güter noch Häuſer kaufen, weder

Bürger noch Krämer werden können, und noch weniger zu öffentlichen Aemtern gelaſſen werden.

Nun habe ich aber zwiſchen dem, was verbothen iſt, und dem was geſchieht, in vielen Ländern einen großen Unterſchied gefunden, und man erhält eine Sache darum noch nicht, weil kein Geſetz da iſt, das einen davon ausſchließt. Das findet aber hier nicht ſtatt, und zu Wien beſonders zeigt die tägliche Erfahrung, daß man keinen Unterſchied zwiſchen Katholiken und denen, die es nicht ſind, macht. Hier kauft der Nichtkatholik Häuſer, Güter und Rittergüter, ja mit den letztern bekommt er ſo gar das Recht Pfarreyen zu vergeben; er wird Bürger, Meiſter, Kramer, Hofofficiant, General, Profeſſor, und erhält Stellen in allen Kammern der Regierung: und der Beyſpiele von dem allen ſind unzählige. Johannes Müller, ein Reformirter, und noch überdieß ein Ausländer, ſitzt im geheimen Staatsrathe; Meißner, ein Proteſtant und ebenfalls ein Ausländer, iſt Profeſſor zu Prag; Baron von Arnſteiner, ein Jude, bekleidet eine öffentliche Stelle, und ein anderer Jude iſt Rath in der Regierung. Ja es fehlte ſehr wenig, ſo hätte man vor einigen Jahren den Juden Henik zu einem Oeſtreichiſchen Landſtande gemacht, (denn auch dieſes erlauben die Geſetze) weil er ein

beträchtlicher und dabey sehr geehrter Rittergutsbeſitzer iſt.

Daß alle nichtkatholiſche Gemeinden überall freye Ausübung ihres Gottesdienſtes genießen, daß es in Wien eine Lutheriſche, Reformirte und nicht unirte Griechiſche Kirche gibt, daß die Lutheraner hier einen Superintendent haben, — alles das wiſſen Sie ſchon längſt; auch betrachtet man es hier als den geringſten Grad der religiöſen Duldung.

Keine Einſchränkungen auch in Rückſicht auf Geburt.

So wie Sie in den Staaten der Oeſtreichiſchen Monarchie von nichts durch Ihre Religion ausgeſchloſſen ſind, ſo werden Sie es eben ſo wenig durch Ihre Geburt. — Sie werden mir ſagen, das ſey in vielen andern Ländern auch der Fall. — Freylich wohl; aber dieſe Fälle ſind gewöhnlich ſo ſelten, daß man ſie immer nur als Ausnahmen betrachtet. Hier iſt das nicht ſo. Die Zahl der bürgerlich Gebornen, die in allen Kammern der Regierung zu hohen Stellen gelangen, iſt wirklich ſehr groß. Gewöhnlich läßt man ſich adeln, wie denn das Adeln überhaupt ſehr gebräuchlich hier iſt, auch unter denen, die keine Stellen haben, und keine ſuchen. — Bey der Armee kommt die Geburt noch weniger in

Betrachtung, und die Zahl der bürgerlich gebornen Staabsofficiers iſt überaus beträchtlich. — Daß der gegenwärtige Miniſter, Baron von Thugut, bürgerlicher Herkunft iſt, wird Ihnen wohl bekannt ſeyn. Er iſt aus Linz gebürtig, diente anfangs in der Armee, ward dann Geſandtſchaftsſecretär, und ſtieg ſo von Stelle zu Stelle bis zu der, die er jetzt bekleidet.

Dreyzehnter Brief.

Das Carneval, oder Faſching — worinne ſeine hauptſächlichſten Freuden beſtehen — Bälle — Maskerade, oder die Redoute — das Carneval unter den niedern Ständen — öffentliche Tanzſäle — die Mehlgrube — die neue Welt — Kaffeehäuſer — Schlittenfahrten.

Wien, zu Ende des Januars 1799.

Wir ſind jetzt mitten im Carneval, und das erinnert mich, daß es nun wohl Zeit wäre, von den Beluſtigungen der Wiener zu ſchreiben. Ich fange mit dem Carneval an, ob es ſchon nicht unter die regelmäßigen gehört, die das ganze, oder den größten Theil des Jahres hindurch dauern.

Wer hat nicht von den Herrlichkeiten des Wiener Faſching gehört! (ſo nennt man hier die Zeit vom neuen Jahre bis zum Anfange der Faſtenzeit.) Sie glauben alſo vermuthlich, daß ich

jetzt im Vergnügen ſchwimme und halb darinne verloren bin? — Nein! Das glauben Sie nun wohl nicht; denn ob Sie ſchon nie das Carneval in einem katholiſchen Lande geſehen haben, ſo wiſſen Sie doch ſo ziemlich genau, was ſeine Freuden ſeyn können. Ich ſelbſt habe von dem Faſching — nichts erwartet; und ſo habe ich wenigſtens nicht über fehlgeſchlagene Erwartungen zu klagen. — Ich habe in allen großen Städten von Europa bemerkt, daß die Beluſtigungen gewiſſer privilegirten Perioden des Jahres, für Leute von Stande, in wenig mehr als ö f t e r e m T a n z e beſtanden. Und in der That, was ſind die vermehrten Freuden, die ſich die ſo genannte gute Geſellſchaft zu Wien und in jeder andern großen Stadt — ich will nicht ſagen — gibt, — ſondern ſich zu geben im Stande iſt? Man geht, wenn man will, täglich in Geſellſchaft; und, wenn ich den ganzen Winter hindurch täglich gehe, ſo kann ich doch im Carneval wahrhaftig nicht mehr thun, als eben täglich zu gehen. — Sieben Tage in jeder Woche haben wir hier Schauſpiel; und im Carneval können wir nicht mehr haben, ſo lange die Woche nicht mehr als ſieben Tage hält. — Viele Leute ſind den ganzen Winter hindurch häufig bey großen Mahlzeiten, und finden ein eigenes und beſonderes Vergnügen gerade darinne, daß ſie gelegentlich zur Abwechſelung einmahl häus-

lich ſpeiſen und ausruhen können. Solcher Menſchen habe ich in der guten Geſellſchaft aller großen Städte in Menge gekannt. Im Carneval alſo müßte man, um dieſen ihren Genuß zu erhöhen, die Zahl der großen Mahlzeiten — nicht vermehren, ſondern eher vermindern. Was bleibt alſo übrig? — Beſtändiger Tanz! Und hierinne liegt der hauptſächlichſte Inbegriff der Wiener Faſchingsherrlichkeiten für diejenigen, die ſchon außerhalb des Carnevals in einer Lage ſind, alle Freuden des Lebens zu genießen.

Alſo Tanz! — Die große Redoute wird alle Sonntage und Mittwoche gehalten, d. h. es iſt maskirter Ball. Außer dieſer großen Redoute gibt es geringere, wo die mittlere Bürgerſchaft, und noch andere, wo die Hefen des Volks ſich beluſtigen.

Außer dieſen öffentlichen Tanztagen gibt der Fürſt von Eſterhazy Bälle, zu denen eine zahlreiche Geſellſchaft geladen wird, und wozu ungefähr jedermann Zutritt findet, der Bekanntſchaft unter den auswärtigen Geſandten hat. — Der Graf von Trautmannsdorf, der den ganzen Winter hindurch wöchentlich einmahl eine große Aſſemblee hält, verwandelt dieſe, im Carneval, in eine tanzende. Ich habe ſechs offene Zimmer und Säle gezählt, in denen ſich aber bisweilen ſo viel Menſchen befinden, daß es buchſtäblich wahr iſt, wenn ich Ihnen ſage, ich habe gele-

gentlich etliche Minuten gebraucht, um aus einem Zimmer in das andere zu kommen. Höchſtens der ſechſte Theil der Geſellſchaft tanzt, ein anderes Sechſtel ſpielt, und die übrigen füllen alle Zimmer ſo, daß für die Tanzenden kaum hinlänglicher Platz bleibt. Die Degen ſtoßen ſich gegen einander, und die Frauenzimmer bleiben gelegentlich daran hängen. Sonſt mußten auch die Tänzer in Degen und Haarbeutel erſcheinen; allein dieſen Winter ſind ſie deren entlaſſen, weil die Kaiſerliche Familie, vermuthlich wegen der Trauer, nicht kommt. Wenigſtens wurde mir das geſagt; Indeſſen habe ich doch den Erzherzog Ferdinand da geſehen, und einmahl fanden ſich auch etliche der jüngern Erzherzoge ein. — Mehrere der auswärtigen Geſandten geben Bälle, wovon die des Ruſſiſchen von einer zahlreichen Geſellſchaft beſucht werden. — Im Hauſe Arnſteiner iſt alle vierzehn Tage ein Ball, wo auch die Geſellſchaft zu groß für den Platz iſt. — Im Hauſe Henikſtein wird wöchentlich einmahl getanzt. Außer dieſen ſind hier noch eine Menge Familien, wovon ich manche vielleicht nicht einmahl dem Nahmen nach kenne, und in welchen, in der Carnevalszeit, Bälle gegeben werden.

Im Tanze alſo beſtehen die hauptſächlichſten Freuden des Carnevals! Nun iſt aber der größte Theil der Geſellſchaft, durch ſein Alter, von die-

ſem Vergnügen rein ausgeſchloſſen; ein anderer, ſehr zahlreicher Theil, welcher tanzen ſollte, zieht ſich freywillig zurück. Ich finde nehmlich zu Wien, was ich überall bemerkt habe, daß die Mannsperſonen, die man noch gewiſſermaßen unter die jungen rechnen kann, den Tanz um zehn Jahre früher aufgeben, als das weibliche Geſchlecht, und daß eine Menge derer, die, ihren Jahren nach, Vergnügen daran finden ſollten, ſich entweder rein davon ausſchließen, oder nur gelegentlich tanzen. Wenn alſo das Wiener Faſching hauptſächlich in dieſer Beluſtigung beſteht, ſo iſt es nur für einen kleinen Theil der Geſellſchaft ein Zuwachs an Vergnügen. Iſt aber der ſo vervielfältigte Tanz für dieſen kleinen Theil ein wirklicher und großer Genuß? — Ich ſage Nein! und würde Nein ſagen, wenn ich es auch nicht aus wirklicher und langer Erfahrung wüßte. Es erklärt ſich aus der Natur der Sache. Jeder wiederhohlte Genuß benimmt etwas der Intenſität des Vergnügens. Da habe ich denn ſo oft in dieſer Jahreszeit die Mädchen darüber plaudern hören. Eine geht heute nicht, weil ſie noch von geſtern und vorgeſtern müde iſt; eine andere entſchuldigt ſich heute, weil ſie ſich auf Morgen, oder Uebermorgen für einen Ball friſch erhalten will, von dem ſie ſich mehr Vergnügen verſpricht, als von dem heutigen. So wird es ewig ſeyn, und ſo muß es ſeyn. Kein Genuß,

keine Freuden können bleibend und groß ſeyn, ſo bald wir ſie täglich und ohne Mühe haben können.

Die Maskeraden, oder die große Redoute.

Eine Wiener Maskerade iſt von allen andern, die ich geſehen habe, verſchieden; denn es iſt eine Maskerade und auch keine, es iſt ein ſich ſelbſt widerſprechendes Ding. Schon im Monathe November ging ich in eine, und zwar eine, die unter die beſuchteſten im Jahre gehört, theils weil es die letzte vor dem Advente war, theils weil in dem erſten Wintervierteljahre nur wenige gehalten werden; und endlich, möchte ich zur Ehre der Menſchheit hinzuſetzen, weil es ein Werk der Wohlthätigkeit war, denn der Ertrag von dieſer letzten gehört Witwen und Waiſen.

Der Umſtand, daß man hier ſo wenige Masken ſieht, führte mich auf mancherley Betrachtungen! — Ihrer Natur nach ſind Maskeraden eine Art von Saturnalien, eine Gelegenheit, wo der Herr und der Knecht, der Arme und der Reiche, der Adelige und der Bürgerliche im nehmlichen Zimmer ſich befinden, an der nehmlichen Freude Theil nehmen können. Da es aber eine höchſt beleidigende Sache wäre, Menſchen von ſo verſchiedenem Range zuſammen zu bringen, ſo mußte der ſchlechtere Theil die

Schande ſeines Ranges, ſeiner Geburt und ſei-
nes Geſichtes mit einem Pflaſter bedecken, ſo
daß die beſſere Claſſe ſich dieſer Geſellſchaft nicht
ſchämen durfte, indem die Vorausſetzung war,
daß man dieſe Leute nicht kenne. Da aber da-
durch der geringere Theil der Geſellſchaft gebrand-
markt worden wäre und ſich nicht eingefunden ha-
ben würde, ſo war es nöthig, daß der beſſere
Theil ſich ebenfalls unter einer Maske verbarg.
Von dieſer Natur ſind noch jetzt alle Maskeraden
zu London und in andern großen Städten, und
von der nehmlichen Art war auch urſprünglich
die Wiener. Allein in den Zeiten Josephs II.
der ein großer Demokrat war, und ſich viele
Mühe gab, die verſchiedenen Stände der bür-
gerlichen Geſellſchaft einander näher zu bringen,
verfielen auch die Maskeradengeſetze, und das
Incognito ward endlich ſo ſehr vernachläßiget,
daß jetzt die größere Hälfte der Anweſenden in
ihrer gewöhnlichen Kleidung erſcheint. Aber das
iſt entſetzlich! Der Beſſere befindet ſich nicht nur
im nehmlichen Zimmer mit dem Geringern, ſon-
dern dieſer Letztere hat auch die Unverſchämtheit,
jenem ſein wahres Geſicht zu zeigen. Dieſem
Uebel abzuhelfen, ſoll ein jeder die Maske we-
nigſtens auf ſeinem Hute tragen, wodurch denn
der Geringere mit eben ſo viel Worten zu ſagen
ſcheint: „Herr, ich bin nicht Meiſter A. oder
B. Ihr Schuhmacher, oder Ihr Schneider;

auch nicht C. oder D. Ihr Bedienter oder Ihr Kutſcher; ſondern ich bin eine Maske; ſonſt dürfte ich ja nicht in Ihrer Geſellſchaft erſcheinen. Dieſe Verordnung ward denn befolgt, und wird es auch noch. Ich habe Masken geſehen, die nicht größer waren, als ein Speciesthaler, und die man entweder über dem Hutknopfe trägt, oder in einer Ecke, oder an der Krone eines runden Hutes befeſtiget. Viele wollten auch dieſen Aufwand nicht machen, und ſteckten bloß eine Karte, oder auch nur ein Stückchen davon auf den Hut, wodurch man denn anzeigen will, daß man eine Maske iſt. Dieß war nun das Geringſte, was man thun konnte, und ohne dieſes Zeichen ſollte von Rechtswegen niemand eingelaſſen werden. Aber auch dieſes Zeichen, oder dieſe Poſſe halten einige für überflüſſig, und man weißt ſie nicht zurück, vermuthlich weil man ungern ſo viele Mahle zwey Gulden verlieren würde, denn ſo viel koſtet der Eintritt. Dafür hat man nun den Genuß von zwey großen Sälen, mehreren Nebenzimmern, die Muſik und eine reiche Beleuchtung. Dieſes Redoutengebäude iſt einer großen Stadt würdig; aber es enthält mit Bequemlichkeit nicht über 2000 Menſchen. Vielleicht rechnete man nie auf eine größere Zahl, weil man, bey der Erbauung dieſes Gebäudes, vermuthlich nicht erwartete, daß es je ein Beluſtigungsort für alle Arten von Ständen

werden könnte. Man ſagt mir aber, daß ſich häufig 3000 Perſonen da einfinden, und für ſo viele reicht dieſes große Locale nicht zu. Der große Saal iſt von ungeheuerm Umfange und, eine Treppe hoch, rings herum mit Gallerien umgeben, an welche mehrere kleinere Zimmer ſtoßen, wo man ſpeiſen und auf mancherley Art ſich beluſtigen kann. Der kleinere Saal, in welchem man ebenfalls tanzt, würde an jedem andern Orte ein großer heißen.

Gegen Mitternacht fängt es gewöhnlich an, voll zu werden: und ſo oft ich noch dort geweſen bin, habe ich die Menſchenmenge ſo groß gefunden, daß das Gedränge, die Hitze und, mehr als alles andere, der Staub mir äußerſt läſtig wurden. Zwar wäſcht man den Boden zu wiederhohlten Mahlen mit naſſen Tüchern (ein Mittel, das ich auch in mehreren andern Städten, wo man es nicht zu kennen ſcheint, empfehlen würde,) aber es iſt doch nicht ganz hinreichend, den Staub zu unterdrücken. Unter dieſer Menge wird man ſo verſchoben, und die weitere Ausſicht wird Ihnen ſo verſperrt, daß Sie Stundenlang aus einem Saale in den andern, von dieſer Gallerie auf jene und durch alle Nebenzimmer wandern und abermahls wandern können, ohne eine Menge Perſonen von Ihrer Bekanntſchaft, die wirklich dort ſind, zu bemerken. — „Warum waren Sie geſtern nicht auf

der Maskerade?“ iſt eine Frage, die ich häufig thun höre, und die Antwort iſt immer: „Ich war zwey bis drey Stunden dort, aber ich habe Sie auch nicht geſehen.“

Dieſe immer ſo ſtark beſetzten Redouten ſind ein einleuchtender Beweis von dem Wohlſtande der Wiener ſo wohl, als von ihrem Hange zum Vergnügen. Diejenigen weggerechnet, die Freybillets haben, (und ihre Zahl iſt beträchtlich) beſteht der größte Theil der übrigen aus Menſchen der mittlern Stände, und zwar geht es in dieſen ziemlich tief herab. Man irret ſich alſo, außerhalb Wien, gar ſehr, wenn man glaubt, daß die Redoute eine Verſammlung des hohen Adels, des Hofes, der Reichen und Großen ſey. Freylich findet man Perſonen aus allen dieſen Claſſen; allein ſie machen bey weitem die geringſte Zahl aus. Viele der Großen finden die Geſellſchaft ſchon zu gemiſcht, als daß ſie ſie oft beſuchen ſollten. Ich kenne ganze Familien, die äußerſt ſelten auf die Redoute gehen, vielleicht den ganzen Winter hindurch nur ein Mahl: und gleichwohl ſind es Perſonen, die unabläßig in Geſellſchaft leben.

Der Hof hilft der Redoute auch nicht auf; denn wenn er dahin gehet, geſchiehet es ohne Glanz, folglich unbegleitet und in geringer Zahl. Ich habe den Kaiſer in einfacher bürgerlichen

Kleidung geſehen, und die Kaiſerinn, mit einigen wenigen Hofdamen, maskirt.

Es fällt einem jeden augenblicklich auf, daß die Zahl der weiblichen Masken ungleich größer iſt, als die der männlichen: und das hat ſeine guten Urſachen! — Nicht daß dieſe guten Kinder grauſam wären, und ſich hartnäckig verbergen wollten; im Gegentheile, ſie ſind ſehr bereitwillig, Bekanntſchaft mit Ihnen zu machen, ſo bald Sie nur zeigen, daß es Ihnen Ernſt, und nicht bloß um einen Wortſpaß zu thun iſt. Daß viele ſolche Bekanntſchaften gemacht, oder alte, durch Entdeckung, erneuert werden, habe ich um und nach Mitternacht ziemlich klar geſehen, wo ſo manches Paar auf den Gallerien und in andern Theilen des Hauſes zuſammen ſitzt und durch ihre Bewegungen hinlänglich zeigt, daß, wenn die Bekanntſchaft erſt von dieſem Abende war, ſie ſchnelle Fortſchritte gemacht habe. In der That bin ich oft über die Unbefangenheit und den zwangloſen Naturſtand, in welchem ſich einige dieſer Leutchen zu befinden ſchienen, erſtaunt. Das Aeußerſte, wozu es kommen kann, habe ich zwar nicht geſehen; — Aber alles, was ſich unter dem weiten und viel umfangenden Ausdruck von Präliminarien bringen läßt, — das habe ich geſehen. Die Mädchen waren freylich alle maskirt, und ſchienen das ruhige Gefühl des

Straußes zu haben, von dem man ſagt, daß er ſeinen Kopf verbirgt, um von den Jägern nicht geſehen zu werden; aber von den Mannsperſonen war es bey weitem die geringſte Zahl. Freylich iſt die Einladung groß und das Zugreifen leicht: und wer oft zugreift, gewöhnt ſich endlich, es mit Zwangloſigkeit und ruhiger Unbefangenheit zu thun. Sagen muß ich, und mit Wahrheit kann ich es ſagen: Nie habe ich auf dem nehmlichen Umfange eine gleich große Zahl herrlicher weiblicher Körper geſehen, vollere Buſen, oder eine ſolche Maſſe feſten, reichen Fleiſches. Zwar waren die Geſichter der mehreſten noch immer maskirt; aber nach dem, was ich von dieſer Mädchenclaſſe vor vier Jahren auf dem Walle geſehen habe, weiß ich, daß es kaum einen Ort gibt, etwan London ausgenommen, wo ſich ſo viel Schönheit beyſammen findet, die für Geld zu haben iſt.

Nach allem, was ich Ihnen hier von den Masken geſagt habe, müſſen Sie nicht etwan glauben, daß nicht andere Frauenzimmer, als die eben beſchriebenen, ſich auch maskirten. Nein, nein, es gibt noch immer einige, die an dem Dinge großes Vergnügen finden, und eine herzliche Freude haben, wenn ſie unter der Maske ihre Bekannten necken können. Ich weiß, daß das in manchen Häuſern ſo weit geht, daß Perſonen von der nehmlichen Familie ihre Kleidung

einander nicht wiſſen laſſen, und erſt auf dem Redoutenſaale nach langem Zerren und Scherze einander erkennen.

Was, außer dem Tanze und dem allgemeinen fröhlichen Anblick einen Fremden auf einer Maskerade vorzüglich beluſtiget, ſind die Charaktermasken, wenn ſie durch Witz und Gewandheit, aufrecht erhalten werden. Ueberall wo ich eine ſolche Maske im Geſpräche finde, bleibe ich dabey ſtehen; aber hier wurde ich die mehreſten Mahle ſo wenig erbauet, daß mich von vielen dünkte, ſie hätten mit dem nehmlichen Rechte und eben ſo paſſend jede andere Kleidung anlegen können, als die, welche ſie trugen. Auch iſt es für einen Norddeutſchen keine leichte Sache, die Wiener Sprache, die durch den heulenden Maskenton noch mehr entſtellt wird, zu verſtehen. Zugleich aber ſcheint dieſe Sprache ganz vorzüglich für die Poſſen einer Maskerade gemacht zu ſeyn.

Vor einigen Tagen trug ſich etwas zu, das in den hieſigen Geſellſchaften zu nicht wenig Scherz und Geſprächen Anlaß gab. Auf dem Hoftheaterzettel, auf welchem allemahl auch die große Redoute angezeigt wird, fanden ſich, unter der gewöhnlichen Anzeige, noch folgende Worte: „Da ſeither wahrgenommen worden, daß manche „Masken im Gedränge ſich erlauben, die Da„men zu betaſten, zu kneipen, auch wohl

„in der Wahl ihrer Redensarten nicht immer „die gewünſchte Delicateſſe zu beobachten, ſo „wird ſolches auf ausdrücklichen Allerhöch„ſten Befehl hiemit unterſagt.“ — Nun bitte ich Sie zuförderſt, ſich aus meiner obigen Beſchreibung der Redouten gewiſſer Dinge zu erinnern, die da zu ſehen ſind, beſonders, wenn man durch die ſogenannte Seufzergallerie geht, (die ihren Nahmen nicht ſo wohl daher zu haben ſcheint, daß man da ſeufzet, als daher, daß die Seufzer da erhört werden.) Manche Mannsperſonen kennen auf der Redoute keinen andern Genuß, als den, der durch die Hände empfangen wird. Gewöhnlich werden dieſe kleinen Freyheiten nicht ſehr übel genommen, und allenfalls mit einem Fächerſchlage beſtraft, da die mehreſten, denen das begegnet, Freudenmädchen ſind. Da man ſich aber doch öfters irren muß, auch wohl bisweilen mit Fleiß irret, ſo geſchieht es denn, daß hin und wieder auch andern Frauenzimmern eine ſolche Artigkeit gemacht wird. Es wird wohl ſelten ſehr hoch aufgenommen; denn es geſchieht ja unter der Maske, und die Dame muß natürlich vorausſetzen, daß man ihren Rang und Charakter nicht kennt. Im gegenwärtigen Falle nun hatte man ſich höchſten Ortes vergriffen, und ſo ward das Kneipen und Betaſten von Obrigkeits wegen verbothen. Zwar ſoll Herr von Kotzebue, (denn die Redoute ſteht

unter der Theaterdirection) ſeine demüthigen Vorſtellungen gegen die Worte Kneipen und Betaſten gemacht haben; man beſtand aber darauf, und ſo blieb ihm nichts übrig, als die Worte: „Allerhöchſten Befehl“ größer drucken zu laſſen, als die übrigen. — Das gab nun vergangenen Sonntag in allen Geſellſchaften vielen Spaß! Ueberall ward davon geſprochen, und nie habe ich ſo viele Theaterbillets geſehen; denn ſo wie jemand den geringſten Zweifel über dieſes, oder jenes Wort erregte, ſo fuhren zehn Mannsperſonen in ihre Taſchen; und ſiehe da, jeder hatte ſich mit einem Anſchlagszettel bewaffnet. Ich hoffe übrigens, daß das Verboth mit dem gehörigen Salze zu nehmen, und nicht zu allgemein zu verſtehen ſeyn wird, ſonſt könnte es leicht geſchehen, daß bey der nächſten Redoute die Einnahme um etliche hundert Billets zu kurz käme.

Aſchermittwoch, den 6. Febr. Wahrhaftig ein Tag, an dem man ſich das Haupt mit Aſche beſtreuen möchte! Einen trübern Himmel habe ich lange nicht geſehen, und der Schnee fällt in allen Richtungen. So hilft denn ſelbſt die Natur den Wienern, und ladet ſie zu Buße und Traurigkeit ein, wenn ſie auch nicht ſchon durch Mägen dazu vorbereitet wären, die ſie in den letzten drey Tagen überladen; durch Köpfe, die vom Weine beſchwert, und durch Kör-

per, die vom übermäßigen Tanze in Fieberhitze gebracht ſind.

Das Faſching iſt zu Ende, und war gerade, wie ich es vorher erwartet hatte. Für die Großen und Reichen kann es keinen ſehr merklichen Unterſchied machen; aber für die mittlern Volksclaſſen, und von dieſen bis auf die niedrigſten herab, iſt das Faſching beydes ein Aufwand und Zeitverluſt, der hier ſo ſehr ins Große geht, daß ihn manche zu einer Million Gulden anſchlagen. Wer ſich von dem Wohlſtande der Wiener, ſo wohl als von ihrem Hange zum Vergnügen einen Begriff machen will, der folge nur den verſchiedenen Ständen durch die drey letzten Tage des Carnevals. Erſtlich ſpielen die fünf Theater alle Tage und — ſind voll. Die große Redoute wird alle Tage gehalten, und täglich zählt man darauf 3000 Menſchen und drüber. Der Eintritt koſtet zwey Gulden, und die Mahlzeit kommt gewöhnlich weit höher zu ſtehen; noch größere Ausgaben, die häufig die Folgen davon ſind, nicht gerechnet.

Außer der Redoute gibt es, zu den nehmlichen Stunden, eine ganze Menge anderer Tanzſäle, zu verſchiedenen Preiſen, und auf denen ſammt und ſonders auch geſpeiſ't wird. Sie ſind, wie ich höre, allzumahl voll; alle die, die ich ſelbſt beſucht habe, waren es ſo ſehr, daß man mit Mühe ſich bewegte.

Nichts fällt mir zu Wien ſo ſehr auf, als die vielen, großen und zum Theil recht ſchönen Tanzſäle! Wer iſt die Geſellſchaft, die ſie beſucht? iſt meine ewige Frage. Man nennt mir freylich die mittlern und niedern Claſſen; aber von dieſen ſehe ich ſchon viele auf der großen Redoute. Ich bin nie auf dieſer letztern geweſen, daß ich nicht eine gewiſſe Zahl von Mannsperſonen bemerkt hätte, deren Kleidung, Schnitt und Manier es wohl anzuſehen war, daß einige derſelben nicht viel mehr als eine beſſere Art von Handwerksgeſellen ſeyn mochten. — Es verſteht ſich, daß ein Fremder auch eine gewiſſe Zahl der übrigen Tanzſäle beſuchen muß.

Die Mehlgrube iſt ein großes Gebäude auf dem neuen Markte in der Stadt, wo bey weitem die größte Zahl der Anweſenden gut und modiſch gekleidet iſt. Hier werden, auch außer dem Carneval, regelmäßig Bälle gehalten, und es iſt der eigentliche Beluſtigungsort der guten bürgerlichen Stände, der wohlhabenden Ladenkrämer, einiger Künſtler, Regierungsbedienter, reicher Handwerker und dergleichen. Die ruhigern Individuen dieſer Claſſen ziehen die Mehlgrube der Redoute vor, werden auch beſſer und billiger in Eſſen und Trinken hier bedient. Indeſſen ſind auch die ganz niedern Stände, beſonders in der Faſchingszeit, nicht ausgeſchloſſen, wofern ſie nur auf eine gewiſſe Art gekleidet ſind. Die Livree

und das Corſet der Stubenmädchen werden nicht zugelaſſen, ſo wenig, als ein Frauenzimmer, das allein kommt. Ueberhaupt wunderte ich mich, daß ich auf mehreren dieſer Tanzſäle ſo wenig Freudenmädchen ſahe. Die beſſere Art dieſer Geſchöpfe beſuchen ausſchlüßlich die große Redoute, wo ſie unter der Maske mehr Spielraum haben, auch eine zahlreichere Männerclaſſe antreffen, unter denen ſie neue Bekannte machen, oder alte finden. Die ganz niedrigen Perſonen dieſer Claſſen aber haben wiederum andere Häuſer, welche zu beſuchen man mir widerrathen hatte, weil Fremde unter einem ganz niedrigen Pöbel und mit Betrunkenen leicht Verdrüßlichkeiten bekommen. Es ſcheint denn alſo, daß die mittlern bürgerlichen Stände von Wien ſo viel Gefühl von Anſtändigkeit haben, daß ſie ſich kein Verkehr mit Freudenmädchen an öffentlichen Orten erlauben, und daß dieſes nur auf die Schaubühne der großen Redoute gehört, wohin die Mädchen maskirt gehen. Ich habe durchaus nichts Unanſtändiges in irgend einem dieſer Häuſer geſehen, nichts von dem, was man auf der Redoute aller Orten und Enden ſieht.

Das Eſſen ſchien in allen dieſen Häuſern ein Hauptgegenſtand zu ſeyn, und auf den Zetteln, wo zugleich der Preis einer jeden Sache ſtand, fand ich jede Art von Wildpret, Fiſch und ungefähr alle Delicateſſen, die man in dieſer

Jahreszeit auf einer guten Tafel ſieht. Aber alle Tiſche ſind ſo beſetzt, daß es keine Kleinigkeit iſt, nach langem Warten einen Platz zu finden. Ich beobachtete einmahl in der Mehlgrube ſehr genau eine Geſellſchaft, die an einem kleinen Tiſche ſpeiſ'te. Einer davon ſchien, nach Kleidung und Art, ein Mann aus den beſſern bürgerlichen Ständen zu ſeyn. Er ließ ſich auftragen — einen ganzen Faſan mit Sallat (zwey Gulden funfzehn Kreuzer), eine Flaſche Edenburger Ausbruch (ein Gulden zwanzig Kreuzer) und einen guten Nachtiſch. Neben ihm ſaß von ungefähr eine Mutter mit ihrer Tochter, wovon ich die eine für eine Wäſcherinn, die andere für ein Stubenmädchen hielt. Zu ihnen gehörten zwey Mannsperſonen, die etwan Markthelfer ſeyn mochten. Auch dieſen brachte man einen Faſanen, etliche Flaſchen Wein und ein Paar andere Schüſſeln. Der Eintritt koſtet einen Gulden, wozu denn auch noch ein Wagen kommt. Berechnen Sie alle dieſe Summen für Leute ſolcher Stände! Und das geht bis auf die allerniedrigſten herab; jeder beluſtiget ſich nach ſeiner Art, und borgt und verſetzt, wenn frühere Erſparniſſe die Faſchingluſtbarkeiten nicht zu beſtreiten im Stande ſind. —

Hier haben Sie ein Beyſpiel von einer andern Claſſe und einer andern Manier! Vergangenen Sonntag war unſer Kutſcher Abends um

acht Uhr beſtellt. Er kam nicht! Wir warteten bis neun, er kam nicht, und wir mußten zu einer Miethkutſche unſere Zuflucht nehmen. Den folgenden Tag fand man ihn im Stalle bey den Pferden liegen, noch immer trunken von der vorhergehenden Nacht. Trunkenheit iſt indeſſen kein Laſter der Wiener; und bey ihrem vielen Eſſen und dem wohlfeilen Weine iſt es auffallend, wie wenig ſie verhältnißmäßig trinken. In den Gaſſen ſahe ich faſt nie einen Betrunkenen.

Die Neue Welt, ein geringerer Verſammlungsort, als der vorige, liegt in einem widrigen, weit entfernten Winkel einer Vorſtadt, wohin man kaum glauben ſollte, daß jemand in der Nacht die Reiſe machen möchte. Aber auch hier fand ich eine zahlreiche Geſellſchaft und einen Saal, der anſtändig verziert war, und in der Rückſicht auf zweckmäßige Anlage und Bequemlichkeit unter die beſten gehört, die ich hier geſehen habe. Rings herum gehen Zimmer, die von dem Tanzſaale nicht durch Wände, ſondern bloß durch Arcaden getrennt ſind. Hier hat der Gott des Eſſens ſeinen Thron aufgeſchlagen! Man kann da ruhig ſitzen, und doch zugleich ſehen, weil man gewiſſermaßen im Saale ſelbſt ſich befindet. Ueber dieſen Arcaden laufen oben wieder ſo viele Zimmer, oder Gallerien um den höhern Saal herum, wo ebenfalls geſpeiſ't wird, und von wo man auf die Tanzenden herabſehen kann. Um

doch aber nicht vom Staube beläſtiget zu werden, ſo ſind dieſe obern Gallerien mit Glasfenſtern verſehen, durch die man ſich, wenn man will, ganz von dem Tanzſaale trennen kann. Der Eintritt koſtet einen Gulden. Die Geſellſchaft ſchien mir aus Ladenkrämern, Handwerkern, Kaufmannsdienern, kleinen Regierungsbedienten und ſelbſt aus einigen Hausmägden und Köchinnen zu beſtehen. Zu dieſen geſellen ſich (und das iſt der Fall an den mehreſten dieſer Orte) eine gewiſſe Zahl von Männern höherer Stände, von Modeleuten, die der lieben Abwechſelung wegen im Carneval dahin gehen, und deren einigen es auch wohl einfällt, Wunders halber, ein Mahl mit zu tanzen. Aus dem, was ich auf den Tiſchen umher ſahe, konnte ich leicht abnehmen, daß die Mahlzeit höher kommen muß, als der Eintrittsgulden.

Man muß Alles ſehen! Und ſo ging ich denn auch in ein Haus, wo man zwanzig Kreuzer an der Thüre bezahlt, und wo diejenigen, die nicht tanzen, für dieſes Geld auch noch etwas zu eſſen bekommen. Hier waren der Menſchen ſo viele, daß ich, buchſtäblich genommen, nicht umher gehen konnte. Die, welche nicht zu Tiſche ſaßen, ſtanden enge zuſammen gedrängt, und ließen nur wenig Platz für die Tänzer übrig, die ſich doch, in beträchtlicher Menge, dazwiſchen durchwalzten. Auch wurden Menuetten getanzt, die denn frey-

lich nicht die eleganteſten waren, die ich geſehen habe, und die ſo ſehr von den Nichttänzern durchkreuzt wurden, daß die eine Perſon häufig ſtille ſtehen und ſuchen mußte, um unter der Menge, die nicht dazu gehörte, ihren Partner zu finden. Alles das trug man mit der beſten Laune von der Welt. — Die Geſellſchaft war von geringerer Art, als die vorhergehende; ich ſahe aber doch eine Menge ſehr wohlgekleideter Perſonen.

Die Kaffeehäuſer ſind ein ewiger Tummelplatz, auf dem ſich die Wiener mehrerer Claſſen herum treiben. Es gibt ihrer eine große Menge; ſie werden ſtark beſucht, und die Billards ſind faſt nie leer. Viele ſind gut meublirt; beſonders nennt man, in dieſer Rückſicht, das am hohen Markte, das aber keinesweges meiner Erwartung entſprochen hat. Im Ganzen findet man in dieſen Häuſern eben nicht die beſte Geſellſchaft; und ich kann nicht begreifen, wie ein Mann von Erziehung und feiner Lebensart ſie noch mit einem andern Zwecke beſuchen könnte, als, Zeitungen zu leſen und ſeinen Kaffee da zu trinken, er müßte denn ein entſchiedener Billardſpieler ſeyn. Ich beſuche häufig das Cramerſche Kaffeehaus am Graben, weil da kein Billard, und die Geſellſchaft nicht zahlreich iſt. Man geht vorzüglich des Leſens wegen dahin. Dem Fremden wird es auch deswegen empfohlen, weil da wenig geſprochen wird, und er nicht Gefahr

läuft, in politiſche Geſpräche und Unterſuchungen zu kommen, die ihm Verdruß zuziehen könnten. — Es beſtehet aus einem einzigen, düſtern, unangenehmen Zimmer. Außer der Wiener Hofzeitung, die wöchentlich zwey Mahl erſcheint, finde ich hier den Hamburger Correſpondenten, die Erlanger, die Neuwieder, die deutſche Regensburger, den Mercure de Ratisbonne, das Journal de Frankfort, Geſpräche im Reiche der Todten (unbedeutend genug!) und Schirachs politiſches Journal. Anfangs hatte man auch den deutſchen Redacteur, der aber bald nachher aufhörte, vielleicht, weil die Regierung ihn nicht mit einem guten Auge ſahe. — Sonſt hielt man in den Kaffeehäuſern mancherley Journale und Monathſchriften; allein es kam ſo oft ein Verboth gegen dieſes und jenes, und ſie gaben zu ſo mancherley Geſprächen Anlaß, daß ſie größtentheils abgeſchafft worden ſind. Cramer hielt einſt eine Engliſche Zeitung, die wöchentlich drey Mahl heraus kommt; allein ſeitdem ihr Preis auf neunzig Gulden geſtiegen iſt, findet er ſie zu theuer.

Schlittenfahrten.

Dieſe machten ſonſt einen wichtigen Theil der hieſigen Winterbeluſtigungen aus, beſonders während des Carnevals, da man oft ſehr prachtvolle gab. Allein ſie haben aufgehört, ſeitdem

der Hof keine mehr gibt, wozu ſonſt der Schnee mit vielen Koſten in die Stadt gefahren wurde. Im erſten Theile des Winters, ob die Kälte ſchon beträchtlich war, blieb doch kein Schnee, und in der Mitte des Decembers verſchwand er ſo gar auf den benachbarten Bergen. Von Weihnachten an haben wir deſſen genug gehabt, und die mehreſten Miethkutſchen liefen auf Kufen; aber eigentliche Schlittenfahrten wollte niemand anſtellen, vermuthlich, weil man das Ding täglich und gut haben konnte. Die Menſchen ſind hier wie überall! Damit eine Schlittenfahrt recht angenehm ſey, muß man halb auf Koth und Waſſer fahren. Wäre es nicht die Seltenheit, die der Sache Werth gibt, ſo würden wir im Sommer Kutſchenfahrten haben, ſo gut wie Schlittenfahrten im Winter.

Indeſſen habe ich eine geſehen, die bey Gelegenheit der Verheirathung einer Fürſtinn Eſterhazy mit einem Fürſten von Schwarzenberg gehalten wurde. Einige Grafen ausgenommen, beſtand ungefähr die ganze Geſellſchaft aus Fürſten. Dieſe Fahrten ſind von denen in Norddeutſchland ſehr verſchieden, und ungefähr ſo, daß man ſie auch mitten im Sommer anſtellen könnte. Von dem, was wir einen Rennſchlitten nennen, hat man hier keinen Begriff. Der Wiener liebt viel zu ſehr Gemächlichkeit und Wohlſeyn, als daß er ſich mit einem ſo beſchwerlichen

Dinge herum treiben ſollte. Alle Schlitten, die ich hier geſehen habe, ſind Phaetons zu zwey Perſonen, oder eine Art von Halbchaiſen. Sie hängen in guten Federn und ſind von andern Wagen dieſer Art in nichts unterſchieden, als daß ſie, ſtatt der Räder, Kufen haben. Sie ſind fein lackirt, und mehrentheils ſchön und geſchmackvoll, geben aber in der Ferne nicht den Prunk und die Schau, welche die buntſcheckichten Maſchinen, die vergoldeten, verſilberten und gemahlten Schwäne, Löwen, Bären u. ſ. w. der Rennſchlitten in Norden gewähren. In den hieſigen ſitzt die Mannsperſon, ſo wohl als die Dame, ſehr ruhig, warm und gemächlich, und fährt entweder ſelbſt, oder läßt ſich auch wohl vom Kutſcher fahren. Die bunte, tolle und mehrentheils geſchmackloſe Mannigfaltigkeit und Scheinpracht der Nördlichern Schlittenfahrten fällt alſo hier weg; es iſt kein ſchimmernder Aufzug, der in der Ferne Wirkung thut; wer aber wirklich feine Wagen, ſchöne Pferde, reiche und prächtige Livreen ſehen will, der muß nach Wien kommen. Uebrigens war dieſe Schlittenfahrt von der ſtillen Art. Man behängt die Pferde nicht mit jener Laſt von Schellen, ob ſchon jeder Wagen mit zweyen beſpannt iſt, und an Klatſchen und Peitſchen iſt hier gar nicht zu denken, weil kein Platz dazu iſt. In den engen und bevölkerten Gaſſen von Wien, wo Dragoner mit dem

bloßen Degen einer Schlittenfahrt den Weg bahnen müſſen, würde das Peitſchenknallen etliche hundert Augen koſten. Jeder Schlitten hatte zwey, höchſtens drey Vorreiter, und an der Seite von einigen gingen zwey Läufer. Muſik war auch nicht dabey, und eben ſo wenig Poſtillons. Das Ganze war geſchmackvoll, ſchön und prächtig.

Vierzehnter Brief.

Das Theater — fünf Bühnen — Burgtheater — Theater in der Kärnthergaſſe — die Schauſpieler und Schauſpielerinnen — das Trauerſpiel zu Wien — Herr von Kotzebue, Theaterſecretär — neue Theaterregierung — Deutſche Oper — Italieniſche Oper — Ballet — die Theater in den Vorſtädten — das auf der Wieden — in der Leopoldsſtadt — in der Joſephsſtadt — das Wiener Publikum in Rückſicht auf die Bühne — Me. Unzelmann — die Hetze — Concerte — Haydns Schöpfung — Händels Meſſias.

Wien, den 1. März, 1799.

Das Theater iſt für den Wiener die große, beliebte und nie verſiegende Quelle öffentlicher Beluſtigung das ganze Jahr hindurch! Es gibt hier, wie Sie wiſſen werden, fünf Schaubühnen, wovon ſich zwey in der Stadt und drey in den Vorſtädten befinden.

Das Burgtheater, das ſeinen Nahmen daher hat, daß es in der Kaiſerlichen Burg ſte-

het, und das am Kärnther Thore, welches oft das Kärnther Theater genannt wird, ſind ſo innig verbunden, daß ſie nicht von einander getrennt werden können. In beyden geben die Deutſchen Hofſchauſpieler abwechſelnd ihre Vorſtellungen. Die Italiäniſche Oper hat nehmlich keine andere Bühne, als die eben genannte in der Burg: und ſo oft ſie hier ſpielt, welches wöchentlich drey Mahl geſchiehet, gehen die Deutſchen in das Kärnther Theater. Da dieſes letztere größer iſt, als das in der Burg, ſo wählt man es gewöhnlich auch zu allen den Vorſtellungen, in denen man eine ſehr zahlreiche Geſellſchaft erwartet. Beyde Häuſer ſind anſehnlich, gut und bequem gebaut und wohl verziert, kommen aber weder dem Londoner Opernhauſe, noch einigen Pariſer Theatern, noch verſchiedenen Italiäniſchen, die ich geſehen habe, gleich. In beyden hat das Parterre Sitze! Man theilt es in das gemeine, und das Parterre noble und dafür werden verſchiedene Preiſe bezahlt. Beyde werden von Frauenzimmern und Mannsperſonen beſucht, und in das letztere darf ſich kein Mann zu gehen ſchämen, ſein Rang ſey, welcher er wolle. Die Stühle werden vorläufig beſtellt und verſchloſſen, indem der Sitz in die Höhe geſchlagen und durch das Schloß feſt gemacht wird. Dafür bezahlt man beſonders. Dieß hat ſeine großen Unbequemlichkeiten; denn darum, daß ſie ihres Platzes

gewiß ſind, kommen viele ſehr ſpät, welches, in dem mehrentheils vollen Parterre ein unangenehmes Gedränge verurſacht. Der Verſchließer kommt dann alle Augenblicke, um einen Sitz zu öffnen, und die Perſon, der er gehört, einzuführen, wodurch die Stehenden beunruhiget werden, und die, welche ſchon ſitzen, zum Theil wieder aufſtehen müſſen. Die Stühle, welche nicht beſtellt ſind, werden offen gelaſſen, und wer zuerſt kommt, bemächtiget ſich ihrer. — Die Logen ſind ſchwer zu haben; die beſten gehören Familien, die ſie auf das ganze Jahr miethen, und die übrigen werden gewöhnlich frühzeitig beſprochen, wenn ein Stück von Wichtigkeit gegeben wird.

Viele Mitglieder dieſer Hofgeſellſchaft ſind noch aus der alten Schule, als Müller, Brockmann, Lange, Bergopzoom, Me. Nuſeul und einige andere. Sie ſind allgemein bekannt, und ſo oft recenſirt worden, daß ich ſie in Ruhe laſſen will. Me. Sacco, die urſprünglich aus Norddeutſchland kam, und auf der hieſigen Bühne mit großem Ruhme ſpielte, hat ſich ſchon vor einiger Zeit vom Theater entfernt, und lebt nicht weit von Wien in Ruhe. Von den beyden Schweſtern Jaquin, deren die frühern Schriftſteller über Wien gedenken, iſt die eine todt, und die andere iſt Me. Adamberger. Dieſe liebenswürdige, einnehmende Schau-

ſpielerin hat bis dieſen Winter noch immer die Rollen der erſten Liebhaberinnen geſpielt, und noch iſt ihr Anſehen auf dem Theater ſehr gut. Allein ſie hat dem Publicum ſo lange gedient, daß dieſes ihr Alter weiß und viele, weit zurück, ſich ihrer früheren Zeiten erinnern. Dabey hat ſie ſeit einiger Zeit das Unglück, daß ſie ſchwer hört, wodurch ihr Spiel eine gewiſſe Lebhaftigkeit und Schnelle verliert, die man von den erſten Liebhaberinnen zu fordern berechtigt iſt. Sie hat ſich alſo dieſen Winter entſchloſſen, eine neue Laufbahn anzutreten, und den Uebergang dazu machte ſie in der Selbſtbeherrſchung. Die Hauptperſon dieſes Stücks, welche einen jungen Menſchen liebt, am Ende aber die Rolle der Mutter übernimmt, war ganz vorzüglich für die Lage der Me. Adamberger geeignet. Auch ſchien ſie ſehr gerührt, beſonders als man ſie am Ende des Stücks herausrief. Sie hielt dann eine kleine Rede, worinne ſie ſich, mit wenig Worten, über die Neuheit ihrer Lage entſchuldigte und ihre künftige Laufbahn ankündigte. Im bürgerlichen Leben iſt ſie geehrt, und hat Zutritt in einige gute Häuſer, wo ich ſie ein Paar Mahl in kleiner Geſellſchaft getroffen habe. An ihre Stelle treten vorzüglich Me. Weiſſenthurn und Mlle. Koch. Erſtere ſpielt mehrere Rollen, einige gut, andere mittelmäßig. Im Ganzen iſt ſie nicht unter die großen Künſtlerinnen ihrer

Profeſſion zu zählen. Mlle. Koch ſcheint hauptſächlich für die Ritterſtücke beſtimmt zu ſeyn, in denen ſie die erſten Liebhaberinnen mit vielem Erfolge ſpielt, wie z. E. Johanne von Montfaucon, in dem Stücke dieſes Nahmens, Saraphina im rächenden Gewiſſen und dergleichen. Sie ſcheint ſich gewiſſe Formen für dieſe Stücke des Mittelalters gebildet zu haben, die ihr geglückt ſind. Ihre zu dicke Geſtalt iſt gegen ſie; aber ſie hat Fähigkeiten und iſt jung und ſo könnte ſie vielleicht viel werden, wenn ihre Freunde ſie nicht verderben, deren einige kein Maß in ihrem Lobe kennen. Die Wiener ſind ſehr für ſie eingenommen; nur mit ihrer Sprache ſind viele noch nicht recht zufrieden, wie das immer geſchieht, wenn Schauſpieler hieher kommen, die nicht aus Süddeutſchland ſind: und das iſt mit Mlle. Koch der Fall. Indeſſen iſt der Wiener ſehr gutmüthig und überſieht das. Er ſagt: „Sie wird halt ſchon Deutſch lernen, wenn ſie eine Weile bey uns geweſen iſt.“ — Das Spaßhafte von der Sache weggenommen, ſo hat der Wiener nicht ganz unrecht. Die allermehreſten unſerer Norddeutſchen Schauſpieler haben etwas Declamirendes, das an das Sentimentale grenzt und, wenn es nicht am rechten Orte iſt, immer mehr oder weniger ins Weinerliche fällt. Es iſt ein Fehler, wodurch mehrere auf unſern Theatern mir ekelhaft werden, wie-

wohl ich weiß, daß er dem Norddeutſchen Publikum keinesweges mißfällt. Man nennt es hier Ziehen: ein Fehler, von dem die hieſigen frey ſind. Brockmann hat ſich in Norddeutſchland auch etwas davon angewöhnt, und, ob er ſchon ſeit vielen Jahren wieder in Wien ſpielt, iſt er es doch nicht ganz los geworden. Zu Berlin, Hamburg und Dresden würde ich es vielleicht nicht an ihm gewahr werden.

Der Vater der Demlle. Koch ſpielt auch, hat aber ein unangenehmes Aeußere; und ſein Erworbenes iſt nicht ganz von der Art, daß er uns jenes vergeſſen machen könnte.

Im Ganzen iſt dieſe Geſellſchaft, wie denn das deutſche Theater faſt überall, beſſer mit Männern beſetzt, als mit Frauenzimmern. Klingmann zeichnet ſich unter denen aus, die den oben genannten Alten nachgewachſen ſind. Auch Ziegler ſpielt in einigen Stücken recht gut, und hat dabey den Vortheil einer hübſchen Figur, und eines ſchönen Organs.

Am meiſten aber ſcheint Weidmann hervor, in meiner Meynung, bey weitem der beſte komiſche Schauſpieler, den ich in Deutſchland kenne. Niemand verſteht beſſer als er, ſich in ſeine jedesmahlige Rolle zu ſetzen; er ſtudiert ſich ſo hinein, daß er ganz das Ding wird, das der Verfaſſer aufſtellen wollte; er ſpielt nicht, er iſt. Man glaubt dann, er achte nicht im ge-

ringſten auf Ton, Bewegung und Handlung; Alles iſt der eigentliche Ausdruck des Gefühls, wie es der Augenblick verlangt — reine, unausſprechliche Wahrheit. So wenig ich auch für unſer Deutſches Theater parteyiſch bin, und ſo wenig ich in Wien das gefunden habe, was man von der erſten Stadt Deutſchlands erwarten ſollte, ſo ſehr habe ich mich allemahl gefreuet, wenn ich dieſen Schauſpieler ſehe.

Im Trauerſpiele hat ſich der größte Theil dieſer Geſellſchaft ſo vernachläſſiget, daß ſie kaum mehr im Stande iſt, welche zu geben. In der That habe ich, während meines ganzen Aufenthaltes, höchſt ſelten eins auf dem Zettel gefunden. Wie kommt das? Liebt der Wiener das Trauerſpiel nicht, weil ſeine Schauſpieler es ihm ſchlecht geben; oder vernachläſſiget der Schauſpieler die Kunſt, weil er weiß, daß der Wiener keinen Werth darauf ſetzt? — Auch hier, wie ſo gar oft im Leben, bringt die Urſache ihre natürliche Wirkung hervor, und die Wirkung wird wieder zur Urſache. Das große Wiener Publicum findet wirklich wenig Geſchmack am Trauerſpiele. Dieß iſt die erſte Urſache, warum ſich der Schauſpieler vernachläſſiget; und wenn er gelegentlich einmahl eins gibt, ſo thut er dem Zuſchauer ſo wenig Genüge, daß dieſer nicht ſo bald wieder ein zweytes zu ſehen wünſcht. Vor einiger Zeit brachte man ein neues Trauerſpiel

auf die Bühne, das rächende Gewiſſen, das man, weil es etwas Neues war, ein Paar Mahl gab. Das Stück iſt höchſt abentheuerlich und wild, ob ich ſchon höre, daß es hier ſehr abgeändert worden iſt. Die Schauſpieler erſchienen mir eben ſo abentheuerlich, und den allermehreſten ſahe man es an, daß ſie auf hohen Schuhen gingen, an die ſie nicht gewöhnt waren.

Letzthin fiel es ihnen ein, Hamlet zu geben! Und von den vielen Vorſtellungen, die ich von dieſem Stücke in England, zu London ſo wohl als in der Provinz, zu Paris, Leipzig und — was weiß ich — wo geſehen habe, war dieſe eine der allerſchlechteſten. Es wäre viel zu mild, wenn ich ſagte, daß auch nicht eine einzige der ſpielenden Perſonen ihrer Rolle vollkommen Gnüge leiſtete; wohl aber kann ich mit Wahrheit behaupten, daß, Hamlet und den Geiſt ausgenommen, (Klingmann und Brockmann) kaum eine einzige nur erträglich ſpielte. Es war keinem Ernſt; ſie ſollten Dinge ausdrücken, die ihnen fremd waren, und an die ſie nicht glaubten. Ueberall guckte das Luſtſpiel durch; höchſtens ſahe man das ernſthafte bürgerliche Drama. — Faſt auf allen Bühnen, wo ich Hamlet geſehen habe, iſt es das Schickſal des Königes, ſchlecht beſetzt zu ſeyn; aber nie habe ich etwas Schlimmeres geſehen, als Bergopzoom

in dieſer Rolle. Der Mann ſpielt nie vorzüglich, und hat nur einige Rollen, in denen es ihm glückt. Seine unangenehme und zum Theil pöbelhafte Ausſprache, und der häßliche Ton ſeiner Stimme, die im Luſtſpiele und bürgerlichen Drama nicht ſo ſehr auffallen, erſchienen hier im widrigſten Mißlaute. — Me. Nuſeul, als Königinn, war ſteif, kalt, widrig. Ueberhaupt leiſtet dieſe Schauſpielerinn, die man ohne Unterlaß auf der Bühne ſieht, ſelten Gnüge. — Klingmann, als Hamlet, hatte Verdienſt! Ob mir aber dieſes Verdienſt vorzüglich aufgefallen ſeyn würde, wenn die übrigen ihre Pflicht gethan hätten, weiß ich nicht. Studiert hatte er ſeine Rolle allerdings; manche Stelle war fein gegriffen, und ſeine Declamation mehrentheils richtig. — Mlle. Müller, als Ophelia, fühlte die Unſchicklichkeit nicht, im letzten Aufzuge ihr ſeidenes, mit Silber beſetztes Kleid nicht zu wechſeln. Es iſt unbeſchreiblich, welche Wirkung, oder welche Diſſonanz ſolche Kleinigkeiten auf der Bühne haben. Im wirklichen Leben konnte Ophelia freylich ihr Kleid anbehalten. Eben ſo war es mit dem Geiſte, deſſen Rüſtung auf einem Tournier geglänzt haben würde, aber ganz und gar nicht in die ſchauerliche Stunde der Mitternacht paßte. Ein König mag freylich auch dann noch eine ſchöne Rüſtung tragen; aber der irret ſich ſehr, welcher glaubt, daß man auf der

Bühne alles vorſtellen müſſe, wie es im wirklichen Leben iſt. Auch war auf dem ganzen Theater zu viel Licht, wodurch die glänzende Rüſtung nur noch greller erſchien. Daß man Hamlet nicht ſterben läßt; werden Sie von der Wiener Bühne ohne meine Erinnerung erwarten. Ich ſelbſt geſtehe, daß mir das Shakſpearſche Ende dieſes Stückes immer ſehr unangenehme Empfindungen erregt hat, ob ich ſchon überzeugt bin, daß Wilhelm Meiſter vollkommen Recht hat, wenn er ſagt: „Wie kann ich ihn erhalten, da das ganze Stück ihn tödtet!"

Die Schauſpiele, die man jetzt am häufigſten zu Wien gibt, ſind die des Herrn von Kotzebue, der zeither hier angeſtellt geweſen iſt und die Bühne fleißig mit neuen Stücken verſehen hat. Im Verlaufe dieſes Winters brachte er neu auf die hieſige Bühne — das Schreibepult, — das Epigram, — Johanne von Montfaucon, — und die beyden Klingsberge. Zur Abwechſelung gibt man gelegentlich, aber ſeltener, ein Paar Ifflandiſche Stücke, die aber hier lange nicht ſo wohl gefallen, wie jene, und dann hin und wieder etwas Neues von verſchiedenen Verfaſſern. Von den ältern Stücken der Deutſchen Schule ſieht man faſt gar nichts, und unſer Leſſing ſcheint ſo gut, wie vergeſſen zu ſeyn. (In der Folge gab man ein Mahl Emilia Galotti, weil

Me. Unzelmann von Berlin die Gräfin Orſina zu ſpielen wünſchte. Hiervon ein ander Mahl.)

Vorzüglich auffallend war mir unter den neuen Stücken das rächende Gewiſſen, von dem Verfaſſer des Abellino, der, wenn ich nicht irre, Zſchocke heißt. Man ſagt mir, daß es in ſeiner erſten Geſtalt ſchlechterdings nicht zum Aufführen war, und ſo erſchien es hier umgearbeitet. Es muß alſo noch ein größeres Ungeheuer geweſen ſeyn, als Abellino, denn der Kraftſcenen ſind genug geblieben, und die Wirkung kann alſo nicht fehlen. Es ſcheint mir mit gewiſſen neuern Theaterproducten gerade zu gehen, wie mit den Gemählden der Engliſchen Schule; alles wird dem Effecte aufgeopfert, und an Effect fehlt es dieſen dramatiſchen Werken in der That nicht. Mancher ſagt: „Je nun, ich will am Ende lieber Wirkung und Intereſſe, als mir durch ein kaltes, langweiliges, regelmäßiges und von der Académie des quarante gebilligtes Stück Langeweile machen laſſen." Aber iſt es dieſen Kraftmännern, die die Kunſt beſitzen zu erfinden und zu intereſſiren, ſchlechterdings unmöglich, Geſchmack, Wahrſcheinlichkeit, Natur und geſunde Vernunft hinein zu bringen? Ich will ja gern auch dem großen Publicum und dem Geſchmacke der Zeit etwas nachgeben, will ſo manches mir gefallen laſſen, und ſelbſt mit willigem

Herzen die Thräne der Rührung weinen, die mir bisweilen entſchlüpft, und deren ich mich nachher, bey ruhiger Ueberlegung, ſchäme: Nur in gewiſſen Grenzen ſollten ſie bleiben, nur nicht ſo ganz und gar Geſchmack und Wahrheit mit Füßen treten. — Uebrigens wurde dieſes Stück (oder die Schauſpieler, die es vorſtellten?) mit großem Beyfalle aufgenommen, und man that, was mir zu Wien damahls noch ganz neu war, — man forderte eine Schauſpielerinn heraus, und, unter dem lange anhaltenden Geſchrey, auch eine zweyte. Ob man ſo fortgefahren ſeyn würde, eine Perſon nach der andern zu rufen, weiß ich nicht; aber Mlle. Koch, die bey weitem die meiſten Stimmen hatte, ließ ſich lange rufen, und erſchien endlich mit Brockmann, welcher bedauerte, daß Mc. Weiſſenthurn ſchon nach Hauſe gegangen wäre.

Ich war mit den Schauſpielern nur um einige Grade zufriedener, als mit dem Stücke! Aber bey ſolchen Gelegenheiten fange ich an, Mißtrauen in mich ſelbſt zu ſetzen. Bin ich wirklich blind gegen ein transcendentales Verdienſt, das hier Tauſende anzuerkennen ſcheinen? Bin ich vielleicht durch das Engliſche und Franzöſiſche Theater an eine Manier gewöhnt, die von der Deutſchen ſo ganz verſchieden iſt, daß ich in dieſer die Schönheiten nicht ſehe, die ſie wirklich hat? Oder ſind ſo viele Leute hier bloß gut-

willige Menſchen, die mit gaffender Bewunderung ein Ding anſchauen, das wirklich keine Bewunderung verdient?

Unter die dramatiſchen Ungeheuer dieſer Art gehört auch das Petſchaft von Ziegler, das dieſen Winter auf die hieſige Bühne kam. Der Verfaſſer iſt Mitglied der Geſellſchaft und hat ſelbſt eine Rolle in dieſem Stücke, die er recht gut ſpielt. Dieſer Mann, der eine hübſche Figur und eine gefällige Geſichtsbildung hat, ward zuerſt, wie ich höre, unter Schröder zu Hamburg mit dem Theater bekannt. Er bildete ſich nach und nach, und iſt jetzt nicht nur ein ziemlich guter Schauſpieler, ſondern auch ein Theaterdichter, deſſen Stücke das hieſige Publicum immer mit Beyfall aufgenommen hat. Dieſes letztere aber war ihm doch beynahe zu ſtark, und der dritte und vierte Aufzug wurden in einigen Theilen des Hauſes ausgeziſcht. Die beyden erſten Acte ſind gut, und ich verſprach mir etwas von dem ganzen Stücke, das bis dahin original und doch ziemlich regelmäßig war. Aber nun folgte ein Verſtoß auf den andern, und das Ganze war ein ſo ſeltſames Gemiſche vom niedrigen Luſtſpiele, vom Drama und hohen Trauerſpiele, daß ich die Geſchmackloſigkeit eines Mannes nicht begreifen konnte, der in allem dem Gewirre nicht nur ſehr viel Anlage, ſondern auch manches wirklich Gute zeigt.

Ich habe Ihnen geſagt, daß Herr von Kotzebue zeither bey dem hieſigen Theater angeſtellt geweſen iſt. Der eigentliche Nahme ſeiner Stelle iſt „Secretär des Hoftheaters“ d. h. er iſt Director unter dem Hauptdirector, Herrn von Braun. Sein Geſchäft iſt, die Stücke auszuſuchen, die geſpielt werden ſollen, für neue zu ſorgen, es ſey nun, daß er ſie zum Theil ſelbſt liefert, oder von andern herbey ſchafft, und die Rollen auszutheilen. Dieß letzte iſt ein höchſt beſchwerlicher Theil dieſer Stelle! Die Macht des Theaterſecretärs iſt nicht unbeſchränkt; ein Theil der Schauſpieler machen einen Status in Statu aus, und ſo iſt des Verdruſſes kein Ende. Herr von Kotzebue iſt der Sache müde, hat um ſeine Entlaſſung angehalten, und auf eine ſehr ſchmeichelhafte Art ſie bekommen, denn der Kaiſer läßt ihm den lebenslänglichen Gehalt von 1000 Gulden. Alles, was Sie mir über dieſen Artikel ſchreiben, und was Sie in Norddeutſchland gehört haben, iſt falſche Sage und Verläumdung.

(Im April 1799. Die neue Theaterregierung beſteht aus zwey Gelehrten und drey Schauſpielern. Einer der Gelehrten iſt Herr von Retzer. Die drey Schauſpieler ſind: Miller, der Vater, Brockmann und Weidmann. Jedes eingeſchickte Stück kommt zuerſt an die Gelehrten, die es nicht cenſiren, (denn das iſt

eine ganz vom Theater verſchiedene Inſtanz) ſondern äſthetiſch beurtheilen, ob es für die Bühne taugt, oder nicht. Verwerfen ſie das Stück, ſo gehet es nicht weiter, und die Sache hat ein Ende. Laſſen ſie es gelten, ſo kommt es vor den ganzen Ausſchuß, d. h. vor die beyden Gelehrten und die drey Schauſpieler. Alle fünf haben nun eine Stimme, und durch die Mehrheit wird es entweder verworfen, oder für die Bühne angenommen. Auch werden durch dieſe fünf alle Rollen vertheilt. Die Hauptdirection ſteht noch immer unter dem Baron von Braun, von welchem auch die Theatercaſſe abhängt, womit der Ausſchuß der fünfe nichts zu thun hat.)

Die Deutſchen Schauſpieler des Hoftheaters geben keine Operetten. Dieſe ſind jetzt ganz aus der Stadt verbannt und den Theatern auf der Wieden und in der Leopoldſtadt überlaſſen. Aber eine eigentliche Deutſche Oper exiſtirt noch innerhalb der Mauern, und es iſt eine eigene Geſellſchaft dazu da, die mit der Italiäniſchen Oper abwechſelnd ſpielt; Sie iſt aber nicht ſonderlich.

Die Italiäniſche Oper iſt hier bey weitem nicht mehr, was ſie einſt war. Metaſtaſio, deſſen vortreffliche Schauſpiele größtentheils zu Wien und für Wien geſchrieben wurden, iſt ein Nahme, den man beynahe nicht mehr kennt. Die große, oder ernſthafte Oper

hat ſchon längſt hier aufgehört, und man gibt nichts mehr, als Opera buffa. Ja man verlangt ſo wenig nach jener, daß die Unternehmer ſchon längſt nicht mehr dafür geſorgt haben, Leute dazu zu halten. Man verſichert mich, (und nach dem, was ich ſehe und höre, glaube ich es gerne) daß die Geſellſchaft, ſo wie ſie jetzt iſt, ſchlechterdings nicht im Stande ſey, eine große Oper zu geben. Für die Opera buffa iſt ſie gut, ohne daß ſie jedoch auf einen gewiſſen Grad von Vortrefflichkeit Anſprüche machen könne. — Die ſchöne Tomeoni habe ich wieder gefunden, aber freylich um vier Jahre älter, und ſie war ſchon damahls eine ganz reife Schönheit. Sie fängt an, ſich etwas zu vernachläßigen, und ihre Stimme, dünkt mich, iſt auch nicht mehr die nehmliche.

Hätte das Publicum wahres Gefühl für die große Oper (Opera Seria), ſo würden die Unternehmer bald genöthiget ſeyn, für Leute zu ſorgen. Aber der Wiener liebt vor allen Dingen das Luſtige, die Abwechſelung und das Neue: und Alles das läßt die große Oper nicht zu. Es iſt bekannt, daß drey, vier, höchſtens fünf Stücke oft für einen ganzen Winter zureichen müſſen, weil ſich die großen Opernſänger nicht zu mehreren verſtehen. Der Italiäner beſucht die Oper wie eine Converſazione; man ſpielt, ſchwatzt, liebelt, und, wenn eine ſchöne Arie kommt, hört

man zu. Der Wiener ſucht für ſein Geld etwas mehr; er will ſehen, hören und lachen: und am Ende hat er auch nicht ganz unrecht. Man muß in allem billig ſeyn. — Im Frühjahre bekommt man öfters auswärtige Sänger auf einige Zeit, und da werden denn, wie ich höre, große Opern gegeben.

Zu dem Hoftheater gehört endlich noch ein Ballet, das zahlreich und gut beſetzt iſt, wobey man es auch an dem übrigen Aufwande nicht fehlen läßt. Die Tänzer ſind nicht aus der Franzöſiſchen Schule, die ſich durch Anmuth und Leichtigkeit der Bewegungen auszeichnet; ſondern aus der Italiäniſchen, wo man mehr auf große Außenlinien, auf Stärke und auf ungewöhnliche und kunſtvolle Wendungen und Sprünge ſieht. Nimmt man dieſen Styl, wie er iſt, ſo hat man Urſache, hier zufrieden zu ſeyn. Indeſſen vermißt man auch die Franzöſiſche Schule nicht ganz. Die Caſentini, welche mehr in dieſem, als in jenem Geſchmacke tanzt, iſt vortrefflich; und nach ihr, und mehr noch nach der berühmten Vigano, die einſt einige Zeit hier tanzte, haben einige andere, nicht ohne Erfolg, ſich gebildet. Die Kleidungen und Verzierungen ſind gut, ob ſie ſchon nicht an Eleganz dem Pariſer, und an Pracht dem Londoner Ballet gleich kommen. Die Wiener lieben dieſe Beluſtigung ſo ſehr, daß die Directoren nicht anſtehen, ſelbſt an einem

Sonntage, welches eigentlich der große Tag für das Schauſpiel iſt, ein kleines, höchſt unbedeutendes Stück, ja eine bloße Farce zu geben, um einem großen Ballette Platz zu machen.

Die Theater der Vorſtädte.

Ich ſtütze mich nie auf einheimiſche Schriftſteller, denn ihnen iſt oft weniger zu trauen, als den ausländiſchen, beſonders wenn ſie zu denen gehören, die ihr Vaterland, oder ihren Wohnort herab würdigen. Aber in dem neueſten Gemählde von Wien findet ſich eine Beſchreibung der Theater der Vorſtädte, die ich hier abſchreiben will, weil ich ſie wahr und treffend finde.

„Für das Wiedner Theater iſt die beſtändige, nie verſiegende, poetiſche Quelle der Unternehmer ſelbſt, (Schikaneder) in deſſen Schau- Luſt- und Singſpielen für alles, nur für die ſchöne Kunſt nicht geſorgt iſt. Murmelthiere, Bären, Löwen, Orangutangs, Katzen, Drachen, Schlangen, — das ſind ſeine Lieblingspartien, aus welchen er ein Gemählde formt, das in jeder Rückſicht mehr thier- als kunſtreich iſt! Das Wunderbare wird in ſeinen ſogenannten heroiſchen Singſpielen ſo gigantiſch aufgetragen, daß jede geordnete Einbildungskraft dabey kalt bleiben muß. Alles wird auf das höchſte geſpannt und löſ't ſich in einem elenden Gaſſenhauer auf.“

„Die zwey von Marinelli beſoldeten Dichter des Leopoldſtädter Theaters thun ein Gleiches; nur ſind ſie im Grunde noch weniger original. Sie nehmen Stoff und Perſonen aus Leipziger Romanen; (der Verfaſſer beſtimmt nicht näher, was er meynt) aber freylich nur in ſo fern die letztern auf ſinnliche Liebe, auf Eß- und Trinkluſt Bezug haben. — Es muß Gelage geben, Gabeln, Meſſer, Gläſer, volle Humpen, Mandoletti, Schinken, — ſonſt taugt ihnen der Roman zur Expilation nicht. Der Abentheurer muß von dem Autor wenigſtens durch zwey oder drey Theile geführt werden, damit es zwey oder drey dramatiſche Stücke gebe, ſonſt iſt der Held eine feige Memme, er iſt zu ſchlecht, zu blöd, und ſeufzet und jähnt zu wenig.“

Dieß iſt ein ziemlich wahres Gemählde der beyden Schauſpiele in der Leopoldſtadt und auf der Wieden, von der ſchlechteſten Seite genommen. Viele ihrer Stücke ſind wirklich eine Beleidigung, die man dem geſunden Verſtande anthut. Indeſſen hat alles auch ſeine gute Seite! Das Theater auf der Wieden hat ein ſehr gutes Orcheſter, und ein Mozard ſetzte einſt für daſſelbe. Hier entſtand die Zauberflöte, die, ihres Unſinnes ungeachtet, nach und nach ganz Deutſchland beluſtiget hat. Auch wendet Herr Schikaneder ſehr viel auf die Verzierungen, und gibt

ſie mit einer Mannigfaltigkeit und Fülle, die beſſerer dramatiſchen Stücke werth wären. Seine Schauſpieler, männliche und weibliche, ſind größtentheils ſchlecht, und, ohne Muſik, würden manche nicht zu ertragen ſeyn. Die auf dem Leopoldſtädter Theater ſind etwas beſſer, und noch immer lebt und ſpielt hier la Roche, der unter dem Nahmen Kasperl, die Wiener ſeit einer langen Reihe von Jahren beluſtigt hat. Es wird Ihnen bekannt ſeyn, daß Kasperl nichts anders iſt, als Harlekin, nur daß man ihm, ſtatt der buntſcheckichten Jacke, eine Livree anzieht, oder unter irgend einer luſtigen Geſtalt aufführt. Uebrigens iſt la Roche ein Schauſpieler von vielem Verdienſt, und der in einer andern Lage und unter glücklichern Umſtänden unter den Deutſchen Komikern vielleicht oben an ſtehen würde. — Auf dem Wiedner Theater finden Sie, ſtatt eines Harlekins, fünf bis ſechs.

Dieſe beyden Schauſpiele werden ſehr beſucht, und Sie finden da manchen Wiener, der durch ſeinen Stand, oder ſein Vermögen keinesweges zum Pöbel gehört, weit öfterer, als in dem Burg- oder Kärnthertheater. „Ich gehe, ſagt man, in das Schauſpiel, um zu lachen.“ Es hängt mit dem jovialiſchen Charakter der Mittelſtände von Wien zuſammen, die etwas Luſtiges lieben. Man zahlt in dem einen, wie

in dem andern vier und dreyßig Kreuzer auf dem Parterre noble.

Noch gibt es ein fünftes Theater zu Wien, das ich mich aber beynahe zu nennen ſchäme. Wie wenig es geachtet wird, können Sie ſchon daraus abnehmen, daß in vielen öffentlichen Häuſern, wo die Komödienzettel, der Gäſte wegen, aufgehangen werden, man dieſen ausſchließt. Es iſt wirklich unter aller Kritik, und empfiehlt ſich nicht einmahl durch ein anſtändiges Aeußere. Das Haus iſt klein und ſchlecht und die Verzierungen armſelig. Das Orcheſter beſteht aus wenigen Muſikanten, und die Schauſpieler ſind über alle Maßen elend, ob ſchon der Fürſt von Lichtenſtein ſie im Sommer beſoldet, und mit ſich auf das Land nimmt. Die Preiſe ſind die nehmlichen, wie auf dem Wiedner- und Leopoldſtädter Theater, die man denn natürlich vorzieht. Aber es liegt in der Joſephſtadt, die von den übrigen Bühnen ziemlich entfernt iſt, ſo daß die Leute, die gerade in dieſem Theile der Vorſtädte wohnen und die das Bedürfniß theatraliſcher Vorſtellungen fühlen, ohne ſie weit ſuchen zu wollen, doch wohl dahin gehen. — Ich will es nicht ſchlechten Wiener Geſchmack nennen, denn ich habe bemerkt, daß gewiſſe Menſchenclaſſen ungefähr überall den nehmlichen Geſchmack haben; aber ſtellen Sie ſich vor, daß

man ſich auf dieſer Bühne alle Arten von elendem, verjährtem Witze erlaubte, und daß er beklatſcht wurde! „Wie alt biſt du?" — So alt als die, die am nehmlichen Tage mit mir geboren wurden. — „Wie heißt du?" — Wie mein Vater ꝛc.

Das Wiener Publicum in Rückſicht auf die Bühne.

Ich habe Sie durch die verſchiedenen theatraliſchen Beluſtigungen dieſer Stadt geführt, und komme nun auf den großen Körper, von dem ſie ſammt und ſonders abhängen und immer, mehr oder weniger, ihre Richtung erhalten. Der hervorſtechendſte Zug des Wiener, ſo wie vielleicht des Deutſchen Publicums überhaupt, iſt Nachſicht und Milde: und beyde erſtrecken ſich auf die Stücke ſo wohl, die geſpielt werden, als auf diejenigen, die ſie vorſtellen. Nichts iſt leichter zu befriedigen, als ein Deutſches Publicum im Schauſpielhauſe! Was ihm auch der Dichter gibt, und wie es auch der Schauſpieler auftiſcht, man nimmt es willig an, und iſt immer bereit zu klatſchen, wo etwas gut iſt, und — auch wo es nicht iſt. Hat ein Stück nur Intereſſe, greift es nur das Herz an, iſt es nur voll von ſchönen Sentenzen, Declamationen und Kraftſcenen, ſo denkt man weiter an keine Zergliederung, läßt das Unwahrſcheinliche und Un-

natürliche an ſeinen Ort geſtellt ſeyn, und bekümmert ſich nicht um Plan im Baue, Haltung, Zuſammenhang und Entwickelung. Iſt ein Schauſpieler nur einigermaßen erträglich, kann ein Weib nur zärtlich winſeln und empfindſam declamiren, ſo ſehr das auch am unrechten Orte ſeyn mag, ſo werden ſie in Schutz genommen.

In Norddeutſchland iſt das Parterre gewöhnlich nicht am beſten zuſammen geſetzt, und die anmaßlichen Richter ſind häufig junge Leute ohne Kenntniß und ohne Erfahrung. Aber hier zu Wien iſt das Parterre ganz anders beſchaffen, und iſt wirklich der eigentliche Sitz der Kritik, und der Platz, wo Sie die Kenner ſuchen müſſen. Hier finden Sie nicht nur Männer vom erſten Stande, Gelehrte aller Art, und die entſchiedendſten Theaterliebhaber, ſondern auch mit unter Frauenzimmer von Erziehung, Geſchmack und Kenntniſſen. Aber freylich wird der wahre Kenner ſelten laut; ſein Vergnügen genießt er mehrentheils im Stillen, und ſeine Unzufriedenheit äußert er nicht gern laut, aus Achtung für die übrige Geſellſchaft. Die, welche ſehr oft den Ton angeben, ſind gerade diejenigen, die den wenigſten Beruf dazu haben. Das Ding gefällt der großen Menge für den Augenblick, und ſo betrommelt ſie, was ihr gefällt. Jede feine, oder heroiſche Sentenz, ſie ſtehe wo ſie wolle, jeder Kraftſpruch, jeder witzige und halbwitzige

Einfall wird beklatſcht; ja ich habe auch den allerfadeſten Witz und die armſeligſten Anſpielungen bejauchzen hören.

Was die Schauſpieler ſelbſt betrifft, ſo hat jeder Ort ſeine Lieblinge, und Wien hat deren ſehr viele; ja es iſt hier oft genug, eine gewiſſe Zeit in dieſer Stadt geweſen zu ſeyn, um den guten Willen des Publicums zu beſitzen. In dieſer Rückſicht finde ich einen merklichen Unterſchied zwiſchen dem Wiener und Norddeutſchen Publicum. Das hieſige hat eine Art von Abneigung gegen alles, was man ihm aus der Fremde einführt, und eine auffallende Parteylichkeit für das, was auf ſeinem eigenen Boden gewachſen iſt. Auch das entſchiedendſte Verdienſt aus der Fremde muß erſt eine Zeit lang hier ſeyn, muß gewiſſermaßen einheimiſch werden, ehe es ſich allgemeinen guten Willen zuſichern kann. Aber wenn man ſich einmahl an den Fremden gewöhnt und ihm, ſo zu ſagen, das Bürgerrecht hat angedeihen laſſen, ſo hängt man auch von ganzem Herzen an ihn, betrachtet ihn wie einen von uns, und zieht ihn, wie einen geprüften Freund, jedem neuen Ankömmlinge vor, wenn auch dieſer das nehmliche unter weit ſchönern Formen darſtellte. Ich geſtehe, daß ich hierinne eine Art von jovialiſcher Großmuth ſehe, die mit der übrigen Gutmüthigkeit des Wiener Charakters vollkommen übereinſtimmt. So ſehr

ſie auch bisweilen der guten Sache ſchaden und weitere Fortſchritte hindern kann, ſo bleibt ſie doch ein liebenswürdiger Zug, für den beſonders der Schauſpieler Urſache hat, dankbar zu ſeyn. Ich kenne Städte, wo jeder neue Ankömmling, wo alles Fremde und Ungewöhnliche mit offenen Armen empfangen wird, und wo das große Publicum immer bereitwillig iſt, das Neue auf Koſten des Alten zu bewundern. Da iſt keine Sicherheit, kein Zutrauen, das alter, bewährter guter Wille einflößt. Der Wiener iſt immer dankbar gegen einen alten Diener, und gibt ihm dieſes Gefühl zu erkennen, auch dann noch, wenn dieſer anfängt, ſeinen Dienſten nicht mehr gewachſen zu ſeyn.

(Aus einem ſpätern Briefe.) Ein auffallendes Beyſpiel dieſes charakteriſtiſchen Zuges ſah ich bey der Gelegenheit, daß Me. Unzelmann aus Berlin ſechs Gaſtrollen hier ſpielte. Ein großer Theil des Publicums empfing ſie mit einer Abneigung, die auch dann noch ſich zeigte, wenn man an ihrem Spiele ſich ergötzte und ihr Gerechtigkeit widerfahren ließ. Dieſe Art von Ehrlichkeit iſt abermahls ein Zug des Wiener Charakters; denn Me. Unzelmann ward wirklich von vielen bewundert, die ſie ungern auf einer Bühne ſahen, wo ſie auf Koſten alter Freunde und Diener glänzte. Man ſahe ungern, daß eine Fremde, und dieſe noch überdieß von Berlin,

eine Kunſt entwickeln ſollte, welche zu verkennen man doch wiederum zu ehrlich und zu gerecht war. Manche hatten ſchlechterdings nichts gegen ſie einzuwenden, als daß ſie der Me. Adamberger ihre beſten Rollen wegnähme. Wirklich iſt Me. Unzelmann eine Schauſpielerinn, wie man ihr in dieſem Augenblicke keine zu Wien entgegen ſtellen kann. Wenn ich auch zugeſtehe, daß Me. Adamberger alle dieſe Rollen eben ſo gut ſpielte, als die Berlinerinn, ob ſchon in einer ſehr verſchiedenen Manier; ja wenn ich ſo gar einräumte, (was doch nicht wohl glaublich iſt) daß die Darſtellungsart der erſtern wahrer und paſſender war, als die der letztern; ſo iſt es doch ausgemacht, daß dieſe Rollen nicht mehr für Me. Adamberger ſind, und daß man ihr ſchon, in einigen derſelben, jüngere Perſonen untergeſchoben hat, die weder ihrer, noch der Me. Unzelmann werth ſind. Und doch ſchien der echte Wiener einen gewiſſen Groll gegen die letztere zu fühlen, der ſich allmählich verminderte, wovon aber bis auf den letzten Augenblick noch etwas zurück blieb.

Wenn die Berliner Künſtlerinn auf der einen Seite eine Cabale gegen ſich hatte, ſo ſtand dieſer gegen über eine noch größere, die man zu ihren Gunſten machte. Me. Unzelmann hatte Freunde, die einen mächtigen Einfluß auf die große und Modewelt haben. Hunderte von Män-

nern gingen in alle Vorſtellungen eben ſo ſehr aus Gefälligkeit und Freundſchaft, als um ihres eigenen Vergnügens willen. Der laute Beyfall übertönte bey weitem das leiſe Ziſchen, das man hin und wieder hörte, und jedes Mahl ward Me. Unzelmann, nach der Vorſtellung, heraus gerufen. Das ſchönſte Compliment aber, das Wien ihr gemacht hat, iſt, daß das große Kärnthner Theater, welches man mit Fleiß für ſie wählte, alle ſechs Mahle ſo voll war, als es möglicher Weiſe ſeyn konnte, und daß man die übrigen zurück weiſen mußte. — Sie ſpielte Gurli in den Indiern in England, Eulalia in Menſchenhaß und Reue, die Waiſe im Manne von Wort, das Mädchen von Marienburg, die Gräfinn Orſina und noch eine Rolle in einem Stücke, deſſen Nahmen ich vergeſſen habe.

Die äußerſte Gutmüthigkeit und Nachſicht des hieſigen Publicums zeigt ſich öfters in Kleinigkeiten! Wenn Emilia Galotti geſpielt wird, ſo ſind gewöhnlich die Gemählde, die der Künſtler dem Prinzen zeigt, die Portraits der beyden Schauſpielerinnen, welche die Gräfinn und Emilie vorſtellen. Hier hatte man das weder von der einen, noch von der andern; folglich ließ man dem Zuſchauer bloß die Rückſeite der Gemählde ſehen. Hierüber iſt nichts zu ſagen, und alles war in der Ordnung; aber das fiel mir ſehr auf, daß die Rückſeite des einen dieſer Ge=

mählde eine alte, ſchmutzige, mit Lappen geflickte Leinwand war. So gar traulich verfährt man hier in gewiſſen Dingen mit dem Publicum! Und dieſes gute Publicum läßt ſich das ganz willig gefallen, und denkt dabey nichts Arges, ſo wenig als dabey, daß faſt alle hieſige Schauſpieler auf den Boden ſpucken, welches ich auch gelegentlich in Norddeutſchland geſehen habe.

Die Hetze.

Sonſt hatte Wien noch ein Theater, oder vielmehr Amphitheater, wofür es eine Parteylichkeit zeigte, die ihm nicht eben zur Ehre gereicht. Es war die berühmte Hetze, von der Sie in allen frühern Reiſebeſchreibungen geleſen haben. Es war ſchon mehr als ein Mahl Anregung geſchehen, dieſes barbariſche Schauſpiel abzuſchaffen. Vor einigen Jahren hatte man die beſte Gelegenheit dazu, denn es brannte ab, und man konnte nicht ein Mahl ſagen: „was ſollen wir mit den Thieren anfangen?“ weil ſie faſt alle mit verbrannten. Man hätte die mehreſten retten können, wenn man ihre Zellen durchbrochen und ſie frey gelaſſen hätte; allein, wie ich höre, war der Kaiſer ſelbſt gegenwärtig und verboth durchaus, durch Befreyung der Thiere einen Menſchen in Gefahr zu ſetzen. — Das Volk

verlangte gar bald ein neues Amphitheater, und ſeufzet noch jetzt nach ſeiner Lieblingsbeluſtigung; allein die Regierung blieb feſt, und dieſe Herrlichkeit hat vermuthlich auf immer ein Ende.

Das arme Volk! Sie hatten noch eine andere Hetze, die ſie ſich, wie ein Reiſender ſagt, ſelbſt und gratis machten. So oft nehmlich eine Heerde Ochſen ankam, folgte ihnen eine Menge Menſchen mit Hunden, Steinen und unter Lärm und Geſchrey in das ſo genannte Ochſengrieß, wo die Thiere unter die Fleiſcher vertheilt werden. Vermöge eines Regierungsbefehls, der dieſen Winter heraus kam, hat auch dieſe Freude ein Ende. Niemand, heißt es, ſoll ſich unterſtehen, den Ochſen zu folgen, noch weniger durch Geſchrey und Werfen ſie wild machen, am allerwenigſten aber Hunde auf ſie hetzen. Auch ſoll niemand als die Fleiſcher in die Stände des Ochſengrießes gehen. Widrigenfalls ſollen die Uebertreter von der Wache in Beſchlag genommen und nach Beſchaffenheit der Umſtände beſtraft, die Hunde aber, wenn ſie brauchbar ſind, den Fleiſchern, wo nicht, dem Abdecker gegeben werden. — Alles, was mir bey dieſer Verordnung auffiel, iſt, daß dieſer Mißbrauch nicht früher abgeſchafft worden war, in einer Stadt, wo ſich die Polizey ſo wachſam für jeden Zweig der öffentlichen Ruhe und Sicherheit zeigt.

Concerte.

Wien hat kein regelmäßiges, ſtehendes Concert, das entweder durch Subſcription, oder durch Unternehmer Jahr aus Jahr ein aufrecht erhalten würde. Deswegen fehlt es hier nicht an Muſik, und die Liebhaber dieſer Kunſt finden reichliche und gute Befriedigung. Schon die Kirchen bieten in dieſer Rückſicht eine angenehme Unterhaltung dar, und in einigen hört man ſehr gute Muſik. Eine Menge theils einheimiſcher, theils durchreiſender Tonkünſtler geben häufig Concerte, bald auf einem Theater, bald in andern Sälen. Noch häufiger ſind die Privatconcerte, zu denen der Zutritt leicht iſt für jeden, der hier gute Bekanntſchaft hat. So hatte der Graf von Fries wöchentlich eins, einen großen Theil des Winters hindurch.

(Aus ſpätern Briefen.) Die wichtigſten Concerte dieſer Jahreszeit waren wohl die, die in dem Hauſe des Fürſten von Schwarzenberg gegeben wurden, und die die hieſige Modewelt in nicht geringe Bewegung geſetzt haben. Es iſt unbeſchreiblich, wie enthuſiaſtiſch man hier für Landesproducte iſt! Freylich wird im gegenwärtigen Falle das übrige Europa ſo ziemlich auf der nehmlichen Seite ſeyn, denn die Compoſition war von Haydn, einem der gröߌten jetzt lebenden Componiſten. Das Oratorio heißt: Die

Schöpfung der Welt. Man ſagt, es ſey urſprünglich in Engliſcher Sprache geſchrieben und für England geſetzt worden. Der erſtere Umſtand würde zum Theil einen Text entſchuldigen, der dieſer Muſik nicht werth iſt. Haydn ſcheint es mit dem Vorbehaltungsrechte der Herausgabe verkauft zu haben, und mit der nehmlichen Einſchränkung überließ er es vor einem Jahre einer Geſellſchaft in Wien, wo es ſchon damahls bey dem Fürſten von Schwarzenberg mit ungemeſſenem Beyfalle aufgeführt wurde. Der Reitz der Neuheit war noch nicht verſchwunden, und es gefiel auch dieſes Mahl unausſprechlich. Es wurde auf Koſten einer Geſellſchaft aufgeführt, wovon der Fürſt von Schwarzenberg einer iſt, der ſein Haus dazu hergab. Die Billets wurden von den Subſcribenten verſchenkt, und auch ich war ſo glücklich, eins zu bekommen. Haydn's Muſik hat mir immer viel Vergnügen gemacht, und die letzte Compoſition ganz vorzüglich. Allein ich kann doch nicht in den Enthuſiasmus der hieſigen Kenner eintreten, wovon einige behaupten, daß dieſes Stück über jede andere Compoſition gehe, und daß alles, was man in den Worten leſe, in der Muſik ausgedrückt ſey. Ich geſtehe, daß ich ſie hin und wieder ſchwach und weich fand, wo ich Stärke erwartete, und wiederum laut und ſtark, wo die Worte Wolluſt und Sanft-

heit athmen. Die blaſenden Inſtrumente ſchie-nen mir nicht ganz für das Locale berechnet zu ſeyn, oder vielmehr, der Theil der Compoſition iſt für einen größern Saal geſetzt, als der des Fürſten von Schwarzenberg iſt. Der Componiſt führte ſelbſt an. Uebrigens iſt dieſes Oratorio ſo angelegt, daß ein Setzer ſich faſt in allen Arten, oder Stylen der Muſik zeigen kann. —

Haydn hält ſich regelmäßig hier auf, und iſt als Capellmeiſter des Fürſten von Eſterhazy angeſtellt. Seine Muſik überhaupt ſcheint allge-mein und überall Vergnügen zu machen, und ſo habe ich ihn immer unter die Zahl der Compo-niſten geſetzt, die man genießen kann, ohne Ken-ner zu ſeyn: ein Umſtand, den ich an einigen der berühmteſten Muſikſetzer vermiſſe.

Muſik iſt jetzt das große Steckenpferd der Wiener, und es gibt in dieſer Faſtenzeit, wo möglich, noch mehr Concerte, als es Bälle wäh-rend des Carnevals gab. Man betrachtet die Fa-ſten als eine Zeit der Trauer, als die Saison des amusemens suspendus. Um ſich gegen die Langeweile einer ſolchen trüben Periode zu ſichern, trifft man ſo mancherley Anſtalten, und ver-ſchanzt ſich vorzüglich in einer ſolchen Menge von Concerten, daß viele Leute vor lauter Fa-ſtenſpeiſe nicht zu ſich ſelbſt kommen.

Noch muß ich einer vorzüglichen Muſik gedenken, die beym Fürſt von Schwarzenberg in der Charwoche aufgeführt wurde. Händels Meſſias war, wie ich mit Verwunderung bemerkte, für viele Wiener etwas ganz Neues; ſie hatten ſich nicht vorgeſtellt, daß es ſo ſchön ſeyn könnte. Es iſt bekannt, daß ein großer Theil der Wirkung dieſes Stückes in den Chören liegt. Ich hörte es einſt in der Weſtminſter-Abtey, wo es von 817 Tonkünſtlern aufgeführt wurde. Hier war von dieſer Zahl etwan ein Sechſtel, höchſtens ein Fünftel. Indeſſen glaubte ich, daß die Wirkung nicht ſo gar ſehr verſchieden ſeyn könnte, weil der kleine Umfang eines Saales, gehalten gegen jene große Kirche, den Unterſchied der Zahl ausgleichen würde. Ich irrete mich; die Wirkung war bey weitem nicht die nehmliche. Auch dünkte mich, daß die ganze Muſik nicht mit der Kraft und dem Feuer gegeben wurde, wie zu London. Faſt wäre ich geneigt zu glauben, daß Händels Muſik nur von einem Engliſchen Orcheſter aufgeführt werden ſollte, ſo wie nur Engländer Shakſpears dramatiſche Werke ſpielen können. Händels Muſik iſt Engliſche, iſt Nationalmuſik. Ich hatte ſchon ehemahls den Einfall, Händel den Shakeſpear der Muſik zu nennen. Der Italiäner findet in ihm eine Größe und eine Kraft, die bis-

weilen an Rauhigkeit grenzt; aber er bewundert ihn, wie er Shakeſpear bewundert, wenn er ihn verſteht.

Das Orcheſter, das man bey dem Fürſten von Schwarzenberg zuſammen gebracht hat, iſt vortrefflich, und doch vermißte ich in den Arien die Mara.

Funfzehnter Brief.

Die Ruſſiſche Armee zu Schönbrunn — Coſſaken — Calmucken — die Europäiſch gekleideten Regimenter — Krankenwagen — der große Eisgang zu Wien — Bemerkungen über Wetter und Clima — Grade der Kälte — Spätes Frühjahr in und um Wien.

Wien, den 20. März, 1799.

Schon vergangenen December wünſchten wir die Ruſſiſchen Truppen zu ſehen, die damahls in Mähren ſtanden. Zu Weihnachten ging der Kaiſer nach Brünn, und mit ihm ein ganzes Heer von Neugierigen, Wiener ſo wohl als Fremde. Wir fanden Schwierigkeiten wegen der Pferde, Wohnung u. ſ. w. und ſahen, daß wir einer Menge Unbequemlichkeiten ausgeſetzt ſeyn würden, wozu denn die große Kälte kam, die um dieſe Zeit ſiebzehn Grade unter Reaumur's Eispuncte war. Die Sache unterblieb.

Jetzt habe ich die Ruſſen auf eine leichtere und angenehmere Art geſehen. Die ganze Colonne, die zeither bey Crems und St. Pölten geſtanden hat, iſt nun für Italien beſtimmt, und geht jetzt durch Schönbrunn, eine kleine Meile von hier.

Ich machte mich frühe auf den Weg, und bekam dadurch Zeit, umher zu gehen und die Gruppen, die ſich an verſchiedenen Orten erſt im Kleinen ſammelten, wohin ſie aus ihren Nachtquartieren ſtießen, genauer zu beobachten.

Das Merkwürdigſte für den Menſchen und den Europäer ſind wohl, bey dieſen Truppen, die Coſſaken. Ihre Sprache, ihre Kleidung, ihre Waffen, ihre Evolutionen — Alles iſt von den unſrigen verſchieden, und das Ganze hat ein Anſehen, das bey dem erſten Anblicke dem Rufe zu widerſprechen ſcheint. Sie wiſſen, daß dieſe Truppen als ſchreckliche Barbaren verſchrien ſind, und die Grauſamkeiten, die ſie noch vor ein Paar Jahren verübten, erinnerten wieder an Iſmael, und beſtätigten leider den alten Ruf nur zu ſehr. Auch hängt ſeit ein Paar Monathen in den Kupferſtichläden von Wien eine Abbildung von einem Coſſaken, der, ſo wie ſein Kleid, ſein Pferd und des letztern ganzes Geſchirre ein hohes Gepräge von Barbarey trägt.

Ich muß aber vor allen Dingen erinnern, daß es der Coſſaken mehrere Arten gibt. Die,

welche ich geſtern ſahe, ſind vom Fluſſe Don, wie mir ein Ruſſiſcher Officier ſagte, Tartarn von Urſprung, und, ihrer Religion nach, von der Griechiſchen Kirche. Indeſſen müſſen ſie mit den Coſſaken, die weſtlicher wohnen, die nehmliche Abkunft haben, denn ich war bey einer langen Unterredung gegenwärtig, die eine Pohlniſche Dame mit einem derſelben hielt, und in welcher beyde Theile einander vollkommen verſtanden.

Sie laſſen ihren ganzen Bart wachſen, während daß ſie ihr Hinterhaar, das ſie ohne Verzierung und ohne Puder tragen, ziemlich kurz abſchneiden. Ueber der Stirne hängt den mehreſten ihr ungekämmtes Haar tief herab. Schon dieſes gibt einen ſehr wilden und für Europäer ungewohnten Blick. Ihre Beinkleider ſind weit, und gehen beynahe bis auf die Knöchel herab. Den Säbel, der krumm und breit iſt, tragen ſie umgekehrt, d. h. ſo, daß die Spitze vorwärts und die Biegung rückwärts kommt; alſo gerade das Gegentheil von unſern Huſaren. In ihrem Gürtel ſteckt auf jeder Seite eine lange Piſtole, und in der Hand tragen ſie einen ungefähr neun Schuh langen Spieß. Manche führen auch eine Flinte, die ihnen quer über den Rücken hängt, und eine Peitſche. Viele haben auch noch Bogen und Pfeile; von dieſen aber waren keine hier. Ihre Weſte iſt zugeknöpft, und geht in die Beinkleider. Auf dem Kopfe

tragen ſie eine Mütze, ungefähr wie die ſo genannten Pudelmützen; einige derſelben waren von außen mit Pelz überzogen. Da ſie ſich ihre Kleidung ſelbſt anſchaffen, ſo herrſcht darinne viele Verſchiedenheit. Zwar ſind ſie ſo ziemlich alle blau; doch bemerkte ich auch einige in grünen Jacken und andere in rothen. — Auch ihre Waffen müſſen ſie ſich ſelbſt ſchaffen. Die Patrontaſche trugen einige in ledernen Riemen, andere an einem Gurt, und noch andere in Gürteln von jenen Rändern, die die Tuchmacher an das Ende ihrer Tücher wirken, und die man gewöhnlich Schroten nennt.

Ihre Pferde, die, wie es ſcheint, nie geputzt, nie geſchoren werden, ſind klein und ſehen höchſt elend aus, ſo daß niemand ſich träumen laſſen würde, daß dieſe jene Tartariſchen, oder Ukräniſchen Thiere ſind, die wegen Dauer, Schnelligkeit, Gelehrigkeit nnd Feuer einen ſo alten als bekannten Ruf haben. Viele ſind nur an zwey Füßen beſchlagen, einige gar nicht. Ihr Geſchirre iſt elend und von allen Farben, weil es, ſo ſcheint es wenigſtens, nie geputzt wird. Auch führen ſie keinen Stangenzaum, ſondern bloß eine Trenſe. Demungeachtet regieren ſie dieſe Pferde mit außerordentlicher Leichtigkeit und Beſtimmtheit, und haben bey Brünn Evolutionen damit gemacht, über die man erſtaunte.

Die Officiers ſind im Aeußern wenig von den Gemeinen unterſchieden, und das iſt ſelbſt der Fall mit ihrem General, Dennishof, der ein naher Verwandter von dem iſt, welcher Koſchiusco gefangen nahm.

Beym Angriffe machen ſie ein heulendes Geſchrey, ungefähr wie die Wilden in Nordamerika. Man gebraucht ſie als leichte Truppen zu mancherley Dienſten, als zum erſten Angriffe, Piquets umzuwerfen ꝛc. und dann vorzüglich nach der Schlacht, da ſie denn wegen ihres Mordens und Plünderns berühmt ſind. — Sie haben eine eigene Geſchicklichkeit, aus einander zu fliegen, ſich in allen Richtungen zu zerſtreuen, und doch im Augenblicke in ein regelmäßiges Korps ſich wieder zu ſammeln. Man rühmt und ſchätzt ſie außerordentlich wegen ihrer natürlichen Fähigkeiten, ihres Scharfſinnes, ihrer Anhänglichkeit und ihres Gehorſames gegen ihre Häupter. — Ich ging geſtern früh über eine Stunde lang unter ihnen herum, und blieb beſonders vor den Gruppen ſtehen, welche mit Europäiſch gekleideten Perſonen allerley Stände (dieß waren größtentheils Pohlen, die ſich zu Wien aufhalten) im Geſpräche waren. Einige der letztern überſetzten mir nachher den Inhalt. Jemand nannte in dieſen Unterredungen den Nahmen Suwarow! Der Coſſake wiederhohlte ihn drey Mahl mit vieler

Wärme und berührte mit drey Fingern ſeine Stirne und die rechte und linke Bruſt, ungefähr wie ein Katholik mit Weihwaſſer thut. Was er dazu ſagte, war, wie ich nachher hörte: „Bey Suwarow leben, bey Suwarow ſchwören wir; er iſt der Freund Gottes und des heiligen Nicolas, und wir hoffen, daß er uns commandiren wird.“ — (Ich dachte hierbey an Warſchau und Iſmael. An beyden Orten commandirte dieſer General.) Er wird jetzt zu Wien erwartet, um wirklich das Commando zu übernehmen. Die Wahl iſt glücklich, weil kein Ruſſiſcher, jetzt lebender General das Vertrauen der ganzen Armee in dem Grade beſitzt, wie er. In dieſen Geſprächen fand ich nichts, das unſern Begriffen von einem Barbaren entſpricht. Die allermehreſten hatten einen männlichen Anſtand, der eben ſo weit von Inſolenz, als von Schüchternheit, oder knechtiſcher Demuth entfernt iſt. Ihre Rede war gefaßt und ſchnell, lebhaft, freundlich, und ihr Geſicht voller Geiſt. Sie ſchienen mir weit über den gemeinen Deutſchen, oder überhaupt Europäiſchen Soldaten erhaben. Auch höre ich, daß ſie ſich in ihrem Lande keinesweges als eine niedrige Menſchenclaſſe betrachten, ſondern entweder kleine Landbeſitzer, oder unabhängige Nomaden ſind. — Ihre Körper ſind mehr ſtark und unterſetzt, als lang, und tragen offenbare Zeichen von Kraft und Geſundheit. Ihre Ge-

ſichtsfarbe iſt die aller Völker, die beſtändig in freyer Luft leben und jeder Art von Witterung ausgeſetzt ſind, ein braunes Gelb. Ich habe Ihnen ſchon zu anderer Zeit geſchrieben, daß ein elender Iriſcher Landmann faſt die nehmliche Geſichtsfarbe hat, wie der elende Neapolitaner am Fluſſe Selo, ſo verſchieden auch das Clima iſt, in welchem dieſe beyden leben. Etwas von der nehmlichen Farbe bemerkte ich faſt an allen Ruſſiſchen Soldaten, die ich geſtern ſahe. Manche waren beynahe ſo braun, wie Oſtindier.

Es ſchien den Coſſaken zu gefallen, daß ſo viele Menſchen kamen, ſie zu beſehen. Sie zeigten ſich zu allem ſehr willig, ließen ſich betaſten, und immer mit vieler Freundlichkeit und guter Laune.

Pferde haben ſie mehr, als ſie brauchen. Sie binden ſie zuſammen und geben vier, fünf bis ſechs einem einzigen zu führen, und dieſe ſind dann außer den Reihen.

Da ich wußte, daß auch Calmucken unter dieſer Armee ſind, ſo wünſchte ich ſehr, einige zu ſehen; allein ich erfuhr, daß ſie kein eigenes Chor ausmachten, ſondern unter den Coſſaken zerſtreut wären. Auch ſind ihrer nicht viele mehr übrig, denn ſie waren vom Anfange in geringer Zahl, und ſeit ihrem Ausmarſche ſollen ſchon an die 600 geſtorben ſeyn, weil dieſes Clima, wie man ſagt, ihnen nicht zuſchlägt. — (Ich ſollte

doch denken, daß der letzte Winter auch für einen Siberiſchen Calmucken kalt genug geweſen wäre.)

Die übrigen Ruſſiſchen Regimenter, die ich hier ſahe, waren Europäiſch gekleidet, einige mit dreyeckigten Hüten, mehrere mit Mützen, ungefähr wie kleine zugeſpitzte Grenadiermützen, dergleichen man noch unter einigen Truppen in Norddeutſchland findet.

Der Kaiſer empfing ſie vor ſeinem Pallaſte von Schönbrunn zu Pferde, begleitet vom Herzoge Albert von Sachſen-Teſchen, von den vornehmſten Officiers der Deutſchen und Ungarſchen Garde, einigen Generalen ꝛc. So wie ſie vor dem Kaiſer defilirten, hatte jedes Ruſſiſche Chor, außer ſeinem Anführer, einen Oeſtreichiſchen General zu ſeinem Begleiter, oder Wegweiſer. Die Ruſſiſchen Officiers hatten ein ſehr gutes Anſehen; aber die Montur der Gemeinen war ſo abgetragen und verſchoſſen, daß mich dünkte, die Coſſaken wären weit beſſer gekleidet.

Die Art, ihr Gepäcke fort zu bringen, iſt beſſer, als ich es noch bey irgend einer Armee geſehen habe. Gepäcke, Munition und kurz Alles, was ein Regiment braucht, befindet ſich in wohlgebauten, ſehr zweckmäßigen Wagen, die ganz bedeckt ſind und von ihren eigenen Pferden und Stückknechten geführt werden.

Auch verdienen ihre Krankenwagen bemerkt zu werden, welche, ſo viel ich weiß, ſonſt

keine Europäiſche Armee kennt, als die Engliſche. (Ein Kaiſerlicher General hat mir ſeitdem geſagt, daß die Franzoſen jetzt Krankenwagen hätten, die noch beſſer wären, als die Engliſchen.) Es ſind große, ganz bedeckte Wagen, die in vier Federn hängen, oder wenigſtens in einer Art von Federn, die von Holz und eiſernen Platten zuſammen geſetzt ſind.

Oeſtreichiſche Officiers haben mich verſichert, daß der Kaiſer einen anſehnlichen Theil ſeiner Truppen einbüße, beſonders nach den Schlachten, bloß weil es bey ſeiner Armee an ſolchen Krankenwagen fehlt. Sie werden auf Bauerwagen und Karren aller Art fort gebracht, wodurch die Verwundeten und Kranken nicht nur ſchrecklich leiden, ſondern auch eine große Zahl derer ums Leben kommt, die bey beſſerer Pflege gerettet werden könnten.

Die Fahnen der Ruſſiſchen Regimenter, die Europäiſch gekleidet waren, hatten den Ruſſiſchen Adler; in denen der Coſſaken war ein Heiliger, auch zwey.

(Aus einem andern Briefe vom 29. März.) Vor einigen Tagen iſt der Feldmarſchall Suwarow hier angekommen, und es iſt nun entſchieden, daß er nicht nur die Ruſſen, ſondern die geſammte Kaiſerliche Armee in Italien commandiren wird. Da waren nun die Wiener in nicht geringer Bewegung, um den Wunder-

mann zu ſehen. Er ſieht aus, wie andere Leute, etwas gedruckt von Alter, Wetter und Ermüdung aller Art. Dabey iſt er aber noch voller Kraft und thatig. Einige meynten, ſie hätten in ſeinem Geſichte doch etwas von dem geſehen, was den Eroberer von Iſmael und Praga andeutete. Hier erſcheint er wie andere Menſchen; aber ſehen möchte ich ihn, wie er bisweilen unter ſeinen Coſaken und Calmucken lebt, mit ihnen ißt und trinkt, in der Weſte auf der Erde ſitzt, oder, wenn er ein Hemd ſich wärmen laßt, ihnen ſagt, es ſey, um ſeine Läuſe zu verbrennen. (Siehe Vie de Catherine II.) Ein Engländer von meiner Bekanntſchaft ward einſt officiell an ihn geſchickt, und kam eben kurz nach einer Action an. Man ſagte ihm, der General ſchliefe. — „Das macht nichts, ſagte ein anderer; man führe den Fremden vor.“ — Und nun fand ihn der Englander, liegend hinter einer Hecke, in bloßer Weſte und in der Nahe einer ganzen Menge von Erſchlagenen.)

Der große Eisgang zu Wien.

Ich habe immer gern die ungewöhnlichen Erſcheinungen der Natur geſehen! Dieſer Winter hat uns einige große und erhabene dargebothen. Als im Monathe Februar das Eis zuerſt aufbrach, eilte jedermann nach der großen Donau,

um die ungeheuern Eisblöcke zu ſehen, die den ganzen Strom bedeckten.

Sie wiſſen, oder wiſſen nicht, daß die Stadt Wien, ſammt ihren Vorſtädten, die Leopoldſtadt ausgenommen, am ſüdlichen Ufer eines kleinen Armes der Donau liegt, über welchen hinaus, auf der Nordſeite, die Leopoldſtadt, der Augarten und der Prater auf einer Inſel ſtehen, die durch die kleine und große Donau gebildet wird. Alſo erſt am andern Ende der Leopoldſtadt kommt man an den Hauptſtrom, über welchen die ſo genannte Taborbrücke führt, die von dem nahen Viertel, welches Tabor heißt, den Nahmen hat.

Dieſe Brücke geht nicht in einem Striche über die ganze Donau, ſondern hat Abſätze, die durch kleine Inſeln entſtehen. Sie iſt von Holz, und ruht auf hölzernen Böcken, oder, wenn Sie wollen, Jochen. Nur den erſten und nächſten Theil dieſer Brücke kann man von dem dießſeitigen Ufer überſehen, an welchem immer eine große Menge Menſchen ſtand, die, ſo wie ich, dem Schauſpiele zuſahen. Der Fluß iſt hier ſehr breit, und war anfangs ganz mit ungeheuern Eisſchollen bedeckt, die gewaltſam herab ſtrömten, bald gegen ſich ſelbſt, bald gegen das Ufer donnernd ſich ſtießen, und endlich mit Macht die Brücke anfielen. Im Verlaufe von ein Paar Tagen war der größere Theil dieſer Brücke verſchwunden. Die Eisſchollen, die wie kleine Hü-

gel ſich thürmten, die Gewalt, mit der ſie dahin ſtürmten, der Widerſtand und das Krachen der Brücke, und die Wellen, die dazwiſchen emporſtrömten, machten ein fürchterlich ſchönes Schauſpiel, das ſich im Untergange der Brücke endigte.

Zwey Tage ſpäter ging ich wieder, und fand, zu meinem Erſtaunen, den größten Theil der Brücke ſchon wieder hergeſtellt; die ungeheuern Eisblöcke waren verſchwunden, und nur hin und wieder ſahe man noch kleine Schollen, die ruhig den Fluß herab ſchwammen.

Unterdeſſen mochte auch in Graubünden, in Tyrol, Salzburg und andern Ländern, deren Flüſſe in die Donau laufen, das Eis aufgegangen ſeyn; es kam mit verdoppelter Macht, und in kurzer Zeit verſchwanden nicht nur die Ausbeſſerungen, ſondern der ganze auf dieſer Seite ſichtbare Theil der Taborbrücke. Das Ganze ward ſo rein weggeführt, daß die Donau gar bald da mit der größten Ruhe floß, wo vorher Böcke oder Pfeiler geſtanden hatten.

Auf ein Mahl fiel wieder Froſt ein und alle Flüſſe waren noch mit Eisſchollen bedeckt! Dieſe wurden nun an einem Orte in ihrem Laufe aufgehalten, an einem andern thürmten ſie ſich wie Hügel auf einander, an einem dritten zerbrachen ſie, und endlich bekamen ſie ſammt und ſonders, durch den fortdauernden Froſt eine feſte Conſiſtenz. Die Flüſſe ſahen aus wie eine ungeheure

Steingrube, in der die ausgeſprengten Felſen unordentlich umher liegen, oder wie der Boden dicht an einem ſtark bearbeiteten Bergwerke.

In dieſer ganzen Zeit war das Eis auf der kleinen Donau, d. h. auf dem Arm, der Wien und die Leopoldſtadt trennt, ganz unbeweglich geblieben. In der zweyten Hälfte des Februars fing der allgemeine Thau an. Allmählich kamen alle Flüſſe wieder in Bewegung und endlich ſtürmten Eis und Waſſer ſo gewaltſam von Oberöſtreich herab, daß ein großer Theil davon auch auf die kleine Donau drückte, die aber noch immer unbeweglich blieb, weil ihre geringe Breite, ihre drey Brücken und eine Menge eingefrorner Fahrzeuge ihr eine größere Feſtigkeit gaben. — Die Roſſau, eine Vorſtadt, gerieth dadurch ganz unter Waſſer, und man fuhr in ihren Gaſſen mit Booten umher. Abends fürchtete man für die Hauptbrücke, die aus Wien in die Leopoldſtadt führt, und ſie wurde die ganze Nacht mit Fackeln bewacht. Den folgenden Tag waren die Mauern und Wälle der Stadt und die Ufer des Fluſſes ſo mit Menſchen bedeckt, die um des Schauſpiels willen zuliefen, daß das einen höchſt intereſſanten Anblick gab.

Nachmittags endlich brach das Eis, und die Hauptbrücke ward gerettet. Eine andere, die etwas tiefer hinab über die kleine Donau geht, ward geſprengt. Allein ſeit einem Jahre hat

Wien noch eine Brücke, die etwas tiefer liegt, als die letzt genannte, und welche der Ruſſiſche Geſandte, der ein Gartenhaus am Prater beſitzt, zu ſeiner Bequemlichkeit gebaut hat und verſchloſſen hält. An dieſer fand das Eis einen neuen Widerſtand, der noch durch eine Menge Fahrzeuge vermehrt ward, die an der Brücke anlagen. In wenigen Stunden war die ganze Leopoldſtadt unter Waſſer, und das Volk ſchrie laut gegen die Brücke des Geſandten, die ſchon deswegen nicht populär iſt, weil ihr Eigenthümer ſie geſperrt hält und niemanden darüber gehen läßt, als etwan ſeine Freunde und nächſten Bekannten.

Schon ließ der Kaiſer unterſuchen, ob man die Fahrzeuge verbrennen (denn niemand wollte ſich an ſie wagen) oder die Brücke mit Kanonen niederſchießen, oder gar beydes thun ſollte. Kurz darauf ging er ſelbſt, und nun fand ſich ein Mann, der mit ein Paar andern unternahm, Fahrzeuge zu löſen und dadurch dem Eiſe Luft zu machen. In einer Stunde waren alle Fahrzeuge an das Land gebracht, und der Fluß bekam eine beträchtliche Oeffnung. Indeſſen war noch immer, auch den folgenden Tag, viel Waſſer in der Leopoldſtadt, und ſelbſt in Wien ſtand es in einigen Theilen, die an der Donau liegen, über zwey Schuhe hoch.

Der Schade, den dieſer Eisgang hier verurſacht hat, iſt ſehr groß. Die mehreſten Gärten an beyden Seiten des Fluſſes ſind mit Sand und Steinen bedeckt, durchlöchert und auf mancherley Art verwüſtet. (Das Eis thürmte ſich in mehreren dieſer Gärten und in einigen Theilen des Praters ſo auf, daß ich noch gegen das Ende des Monathes April anſehnliche Blöcke davon geſehen habe. Noch lagen um dieſe Zeit die verwüſteten Grundſtücke in ihrem Schutte, und viele waren noch nicht ein Mahl wieder umzäunt.)

Noch weit unglücklicher ſind eine Menge Gemeinden weiter in Oeſtreich hinauf, wo der Greuel der Verwüſtung in manchen Strichen über alle Beſchreibung ſeyn ſoll. Man hat Collecten für ſie eröffnet, zu denen man hier allgemein beygetragen hat und die, wenn ſie geſchloſſen ſind, eine ſehr große Summe machen werden.

Der Verluſt, den Deutſchland dieſen Winter bloß durch Brücken leidet, muß ſchon mehrere Millionen betragen. Immer fehlte bald dieſe, bald jene Poſt, weil die Brücken abgeriſſen und des Eiſes noch ſo viel war, daß man ſich mit keinem Boote in das Waſſer wagen konnte. Beſonders blieb die Frankfurter oft und lange aus.

Einige Bemerkungen über Wetter und Clima.

Wenn man bedenkt, daß die Breite von Wien ſchon unter die wärmern, oder ſüdlichern von Europa gehört, ſo muß man beydes über die ſtrenge und anhaltende Kälte erſtaunen, die wir dieſen Winter gehabt haben. Ueberhaupt ſcheint ſie dieſes Mahl in den ſüdlichern Ländern größer geweſen zu ſeyn, als in den nördlichen. Man ſagt, zu Neapel ſey ſie ein Mahl ſechs Grade unter Reaumürs Eispuncte geweſen. — In Böhmen und Mähren war ſchon in der Mitte des Octobers harter Froſt, und das nicht etwan in der Nähe der hohen Berge, ſondern zwiſchen Prag und Wien. In der letztern Stadt hatten wir zwar nachher noch manche ſchöne, und mit unter auch milde Tage; indeſſen fand ich doch alle nahe und niedrige Berge frühzeitig mit Schnee bedeckt. Vom 10ten December an bis zum großen Eingange im Februar war die Kälte ſtrenge und faſt ununterbrochen.

Den höchſten Grad erreichte ſie in den Nächten vom 24ſten bis zum 25ſten, und vom 25ſten zum 26ſten December. Nach den Beobachtungen, die auf der hieſigen Sternwarte gemacht werden, war ſie die erſte Nacht $17\frac{2}{3}$ und die zweyte $18\frac{1}{3}$ Grad. In der großen Welt wird man hier ſich lange einer Mahlzeit erinnern, die der Graf von Czernin in der Nacht vor dem er-

ſten Weihnachtsfeyertage gab. Die Geſellſchaft beſtand vielleicht aus 150 Perſonen, und, ſo lange man beyſammen blieb, ward man in den wohlgeheitzten Zimmern und bey der Menge von Menſchen, die Kälte nicht gewahr. Aber ſo wie ich etwan eine Stunde nach Mitternacht auf die Flur hinab kam und eine Weile auf den ſteinernen Platten geſtanden war, fühlte ich eine Kälte, von der ich nie einen Begriff gehabt hatte. Da die Geſellſchaft ſo zahlreich war, mußten viele ſehr lange warten, ehe ihre Wagen vorfahren konnte; manche kehrten ſogleich zurück, andere warteten, bis ſie es nicht länger aushalten konnten; Herr * * und ich blieben, da man unſern Wagen als ganz nahe ankündigte, fühlten aber gar bald eine Erſtarrung, von der wir uns nur erſt zu Hauſe und langſam erhohlten.

Die Kälte, die auf der Sternwarte zu $18\frac{1}{3}$ Grad angegeben ward, ſoll zu Belvedere zwiſchen 22 und 23 geweſen ſeyn. — Sie erinnern ſich, was ich Ihnen über die niedrige Lage der Sternwarte und über den Unterſchied der Kälte, die ſich da und auf den höhern Theilen der Vorſtädte, beſonders in der Gegend von Belvedere, zeigt. Eine ſo bevölkerte Stadt wie Wien, und deren Häuſer bis in das ſiebente und achte Stockwerk bewohnt ſind, muß natürlich eine Maſſe von Wärme hervorbringen, die auf den Dunſtkreis, ſelbſt über die höchſten Häuſer hinaus,

einen merklichen Einfluß hat. Da nun die Stern=warte in dieſem Dunſtkreiſe liegt und überdieß wenig Höhe hat, ſo gibt ſie niemahls die Grade der Kälte um Wien herum an.

Auch war die Kälte, innerhalb zwölf bis ſechzehn Stunden ſehr in ſich ſelbſt verſchieden. An den beyden genannten Tagen z. E. war ſie nie viel über 13, ob ſie ſchon in den Nächten, oder gegen Morgen über 17 und 18 ſtieg. Die ſtärkſte Kälte von 18⅓ Grad auf der Sternwarte war den 26. Decbr. früh um acht Uhr: und das iſt die größte, die man in der letzten Hälfte dieſes Jahrhunderts zu Wien gehabt hat. Sie war größer als die von 1786 und 1788. Dieſe beyden Jahre werden ausdrücklich angeführt, und nicht der Winter von 1795, der hier weniger kalt war, ob man ſchon damahls in einigen Ge=genden von Norddeutſchland 22 Grade zählte.

Ich ſprach kürzlich mit einem Schweden, der über dieſen Gegenſtand ſehr unterrichtet war. Von dieſem erfuhr ich, daß 22 Grade unter dem Reaumurſchen Gefrierpuncte eine ſehr gewöhnli=che Kälte zu Stockholm iſt, daß ſie häufig auf 26, bisweilen auf 28 ſteigt, und daß ſie einſt 30 in dieſer Stadt war, während daß er ſie, am nehmlichen Tage, 33 zu Upſala fand. Der letz=tere Ort liegt in einer Ebene, indeſſen Stockholm durch Berge gedeckt iſt.

Der ewige Wind, der in dieſer Stadt herrſcht, macht die Kälte weit drückender, als ſie es an andern Orten iſt. In Norddeutſchland habe ich bey einer Kälte von mehr als 20 Graden, doch nie unterlaſſen, meinen täglichen Spaziergang zu machen; hier hingegen iſt es mir zwey Mahl begegnet, daß ich meinen vorgenommenen Gang aufgeben mußte, weil die Luft, verbunden mit der Kälte, ſo ſchneidend war, daß ich es ſchlechterdings nicht aushalten konnte, ſo ſehr und ſo ſtandhaft ich auch dagegen arbeitete.

Seit den angeführten Tagen iſt die Kälte mehrentheils weniger als 10 Grade geweſen; gewöhnlich wechſelte ſie am Tage zwiſchen 3 und 9 ſo daß man 6 zum Mittelgrade annehmen konnte. Nur ein Paar Mahl ſtieg ſie wieder beträchtlich über 10. Den 21. Januar war ſie $12\frac{3}{4}$, und den 19ten $13\frac{1}{3}$ Grad. — Ich datiere alle Mahl von der Sternwarte. — Den 22. Januar ſoll ſie ſechzehn geweſen ſeyn.

Bey dieſen verſchiedenen Graden von Kälte iſt öfters viel Schnee gefallen; allein ein großer Theil davon wird ſogleich zuſammen gehäuft und aus der Stadt gefahren. Der übrige wird durch die vielen Wagen und Pferde gar bald in eine Art von Sand verwandelt. Indeſſen ſieht man doch einige Schlitten, und eine Zeit lang hatten faſt alle Lehnkutſcher (Fiacres) ihre Kutſchen.

kaſten auf Kufen geſetzt, ſo daß nur die Remiſen und die herrſchaftlichen Wagen auf Rädern liefen.

Wenn es nicht außerordentlich kalt iſt, ſo wird der neu gefallene Schnee in wenig Stunden ſo zuſammen gearbeitet, daß er die Feſtigkeit und bald nachher die Glätte des Eiſes bekommt. Auf dieſe Art waren, eine Zeit lang, alle Wege und Gaſſen von Wien mit Eiſe bedeckt, und wie es ſich von ſelbſt verſteht, mit einem ſehr unebenen holperigen Eiſe. Dieſer Umſtand machte das Gehen höchſt beſchwerlich und, in der Nähe von Wagen, gefährlich. Ohne Unterlaß ſehe ich jemand fallen, und es iſt bekannt, wie leicht bey der Kälte die Knochen brechen. Freylich arbeiteten die Gaſſenkehrer ohne Unterlaß, brachen das Eis mit Hacken und eiſernen Schaufeln auf, häuften es zuſammen und führten es aus der Stadt; aber ſie konnten doch nicht überall und ſchnell genug abhelfen, und man hörte öfters von Zufällen.

Ich habe oft die Bemerkung gemacht, daß die mehreſten Deutſchen eine gewiſſe Abneigung gegen die freye, friſche Luft haben, die man bey ſüdlichern Völkern und auch in England nicht findet. Man ſehe nur zu, wie ſelten man im Winter in Deutſchland ein Fenſter geöffnet findet! Auch hier in Wien machte ich die nehmliche Bemerkung. Wir wohnen auf einem großen Platze,

den ich aus unſern Fenſtern faſt ganz überſehen kann. Glauben Sie wohl, daß ich bisweilen, während der großen Kälte, in acht Tagen nicht ein Fenſter geöffnet geſehen habe? Um etwas Holz zu erſparen und einigen kleinen Unannehmlichkeiten zu entgehen, lebt man in einer eingeſchloſſenen, von Menſchen ausgeathmeten Luft, der ſchlimmſten, welche exiſtirt! Auch ſind in manchen Häuſern die Folgen ſehr bemerkbar! Aber man räuchert lieber, als daß man in ſtrenger Kälte die Luft einließe. Ich werde verlacht, daß ich täglich in jedem Zimmer wenigſtens auf einige Zeit die Fenſter öffnen laſſe. Aber ich bin feſt überzeugt, daß eine Menge Krankheiten, denen die Menſchen im Winter ſo gar viel mehr unterworfen ſind, als im Sommer, hauptſächlich aus der Quelle der faulen Luft herrühren

(Aus ſpätern Briefen.) Zu Anfange des Monathes April fing es unvermuthet an zu ſchneyen, und dauerte zwey Tage lang ununterbrochen fort. In den Nächten fror es. Auch die folgenden Tage ſchneyte es abwechſelnd fort. — In der Stadt kann ſich freylich der Schnee in dieſer Jahreszeit nicht lange halten und feſt werden; aber es iſt doch eine ſolche Maſſe gefallen, daß alle Gaſſen von einem weichen, halb zertretenen, halb mit Kothe vermiſchten Schnee voll ſind. Das Land umher iſt wieder ganz weiß, und in mehreren Gegenden liegt der Schnee an

die zwey Fuß hoch. Die Straßen ſind wieder auf mehrere Wochen verdorben, und der Fremde, der ſich ſchon zur Abreiſe anſchickte, ſieht noch ein Mahl ſeinen Lauf gehemmt.

(Vom 19. April.) Nie vielleicht habe ich das Frühjahr mit ſo vieler Ungeduld erwartet, und nie, dünkt mich, iſt das Grüne langſamer und ſpäter zum Vorſchein gekommen. Es iſt nun über vierzehn Tage, daß wir ſchönes und warmes Wetter gehabt haben, und doch iſt noch kein Baum grün. Zwar haben die wilden Caſtanien ſeit acht Tagen Knoſpen gezeigt, auch täglich etwas zugenommen, und doch kann ich unter tauſend Bäumen noch keinen einzigen entdecken, deſſen Blätter entwickelt wären. Die Lombardiſchen Pappeln fangen nur eben erſt an, eine ſchwache, grüne Tinte zu zeigen, und die Weide allein, als immer die erſte, iſt grün bis auf einen gewiſſen Grad.

Aber der Frühling zu Wien iſt nie ſehr zeitig. Ueberhaupt irret man ſich, wenn man glaubt, daß dieſe Jahreszeit bloß darum früher an einem Orte eintrete, weil er um etliche Grade ſüdlicher liegt, als ein anderer. Die Sache hängt von vielen andern Umſtänden ab, die oft weit ſtärker wirken, als ein Unterſchied von 4, 5, ja 6 Graden der Breite. Ich kenne Gegenden in Süddeutſchland und in der Schweiz, wo der Frühling regelmäßig ſpäter eintritt, als an meh-

reren Orten in Sachſen. Zu Wien beſonders ſcheint dieſe Jahreszeit nach einem harten Winter immer ſpät zu kommen. Einer meiner hieſigen Bekannten ſagte mir, daß er im Jahre 1795 Leipzig verließ, als ſchon alles umher grün war, und daß er erſt drey Wochen nachher zu Wien anlangte, wo er die Natur noch nicht ſo weit vorwärts fand, als er ſie zu Leipzig verlaſſen hatte. — Dieſe Stadt liegt jenen hohen Gebirgen nahe, welche die Grenze zwiſchen Oeſtreich und Steyermark bilden, und den größten Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt ſind. Der ſüdliche Wind, der ſonſt ſo ſehr erwärmt, iſt alſo im Frühjahre noch immer mit Schneetheilchen geſchwängert, wenigſtens behält er lange eine gewiſſe kalte Feuchtigkeit, der die Natur ihren Buſen nicht öffnet. Auch die nahen Berge um Wien, ob ſie ſchon nicht hoch ſind, und der ewige Wind, der hier wehet, mögen dazu beytragen, den Frühling zurück zu halten.

Sechzehnter Brief.

Wien ein ganz vorzüglicher Ort für Fremde — was ein Fremder, der hier angenehm leben will, braucht — Speiſehäuſer — Tables d'Hôte — nothwendiger Aufwand, den die Geſellſchaft mit ſich bringt — Beſtimmung einer Summe — die Geſellſchaft in ihren verſchiedenen Ständen, Claſſen und Abſtufungen — wer ſind die Wiener? — Kleidung — Spiel — Verzierung des Innern der Häuſer — Tafel — Juweliers in großen Häuſern — Unterſcheidungslinie — kein greller Abſtich — erſter und zweyter Adel — Herren von — über Kartenſpiel überhaupt — beſondere Abendgeſellſchaften bey dem Grafen von Fries — über Empfang, den Fremde finden.

Wien, zu Anfange des Aprils 1799.

Wien gehört für den Fremden unſtreitig unter die erſten und angenehmſten Hauptſtädte von Europa! Es gibt wenig billige und vernünftige Wünſche, die er hier nicht wird befriedigen können,

woferne ſich nur in ihm ſelbſt nicht etwas findet, das ihn daran verhindert. Ich fange mit dem Fürſten und den Menſchen vom höchſten Range an, und gehe bis in die gebildeten Mittelclaſſen herab, und alle können ſich zu Wien ein Daſeyn ſchaffen, das ſie angenehmer finden werden, als es in den mehreſten Städten von Europa iſt und ſeyn kann.

Nur eine einzige Einſchränkung findet vielleicht bey dieſem allgemeinen Satze ſtatt, aber dieſe iſt in allen großen Hauptſtädten die nehmliche: „Man muß, um angenehm hier zu leben, in nicht gar zu eingeſchränkten Vermögensumſtänden ſeyn!" — Nicht, daß die nehmlichen Dinge in Wien theurer wären, als in vielen Mittelſtädten; — keinesweges! Aber man braucht hier ſo mancherley Dinge, deren man in jenen nicht bedarf.

Eine immer reine, gute und modiſche, ob ſchon übrigens einfache Kleidung; eine anſtändige Wohnung in einem guten Theile der Stadt; ein Bedienter und ein eigener Wagen ſind Dinge, die der Fremde, der alle Vortheile von Wien genießen will, nicht wohl entbehren kann.

Was den äußern Aufzug betrifft, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß derjenige, der in vermiſchten Geſellſchaften, d. h. mit Menſchen, die ſich nach der Mode kleiden, leben will, ungefähr wie die übrigen gekleidet ſeyn muß, und

daß in ſeinem Aeußern ſich nichts finde, das ihn lächerlich mache, oder ihn auszeichne, wodurch er gar bald die Würde verlieren müßte, die jeder gebildete Menſch in Geſellſchaft zu behaupten im Stande iſt. Er muß ſich alſo auf die Art kleiden, wie es alle beſſern Stände in den größern Städten von Europa jetzt ſind. — Will er in den erſten Geſellſchaften eingeführt ſeyn, und erlaubt es ihm ſein Stand, oder ſeine Lage, ſo muß er, außer den angeführten Kleidern noch eine ſo genannte Hofkleidung haben, die denn im Sommer aus ſeidenen Zeugen, im Frühjahre und Herbſte aus Tuche, und im Winter gewöhnlich aus Sammet, Ratine, Atlas, oder auch wohl (durch Duldung) aus Tuche beſteht. Durch den Wechſel der Jahreszeiten wird denn ſchon ſein Kleiderbeſtand ſehr vermehrt; er braucht auch in der nehmlichen Jahreszeit Abwechſelung, und muß noch überdieß ein gewöhnliches ſo wohl als ein ganz ausgemachtes ſchwarzes Hofkleid haben, weil man nicht leicht zwey Monathe in einer Hauptſtadt zubringt, ohne daß eine oder die andere Hoftrauer einfiele, welche denn in allen gebildeten Geſellſchaften mit gemacht wird. — Hat der Reiſende eine Uniform, ſo kann er ſich viele Mühe und beträchtlichen Aufwand erſparen, weil er mit dieſer überall erſcheinen kann. Indeſſen würde es doch auffallen, wenn ein Frem-

der in einer Stadt, wie Wien, nie in einem andern Kleide erſchiene. Es würde ein Anſehen von Dürftigkeit haben, das man ſorgfältig vermeiden muß.

Ein Bedienter iſt dem Fremden, der in den Geſellſchaften großer Städte leben will, unumgänglich nothwendig, auch dann noch, wenn er ihn zu Hauſe ganz und gar nicht brauchte.

Eben ſo nöthig iſt ein eigener Wagen, oder eine ſo genannte Remiſe, weil es ſehr viele Häuſer gibt, in die es unanſtändig ſeyn würde, mit einem Fiacre zu fahren. (Noch fehlt es unſerer Sprache an zwey Wörtern, die den Unterſchied zwiſchen dieſen beyden Arten von Gefährten deutlich beſtimmen. Lehn- oder Miethwagen ſagt nichts, denn beyde ſind entlehnt, oder gemiethet; aber groß iſt der Unterſchied zwiſchen Remiſe und Fiacre.) So gut und ſo ſchön auch die letztern zu Wien mehrentheils ſind, ſo fallen ſie doch ſogleich durch die daran ſtehende Zahl in die Augen, welche ſie brandmarkt. Wer den Unterſchied zwiſchen dieſen beyden Arten von Wagen nicht wüßte, würde durch das Betragen der Thorhüther (Portiers) und Lackeys in den Häuſern, die er beſucht, gar bald davon belehrt werden. Der Fiacre zeigt eine Dürftigkeit an, die die Herren von der Livree mit verhältnißmäßiger Inſolenz zu würdigen wiſſen. Auch darf zu Wien,

wie ſonſt zu Paris, kein Fiacre in ein Haus, oder in einen Hof fahren, ſondern muß ſeine Ladung alle Mahl in der Gaſſe abſetzen.

So nöthig indeſſen eine Remiſe iſt, ſo wenig braucht man ſie für den ganzen Tag zu miethen, wenn man ſonſt nicht will. Es gibt Miethkutſcher, oder Hauseigenthümer, mit denen man einen Vertrag machen und eine Remiſe täglich für den Abend für zwey, oder für den Nachmittag, d. h. von drey Uhr, oder von der Stunde der Mahlzeit an, für drey Gulden haben kann. In dieſem Falle iſt der Kutſcher wöchentlich mit zwey Gulden, oder einem Kronenthaler zufrieden. — Daß man Vormittags zu Fuße geht, fällt hier niemanden auf, und viele Einheimiſche thun es, die beſtändig ihre eigene Kutſche und Pferde haben.

Wer viel in vermiſchter Geſellſchaft lebt, muß ſpielen; ſonſt würde er bisweilen in den Fall kommen, große Langeweile zu haben. Hier iſt aber bloß von Ombre, Caſino, Whiſt und andern Geſellſchaftsſpielen die Rede; zu Hazardſpielen iſt niemand genöthiget, und man findet leicht Mittel, ihnen mit Anſtand auszuweichen. Geſellſchaftsſpiele aber ſind für den, der ſie verſteht, kein Aufwand, und, wenn jemand nicht beſonders unglücklich ſpielt, wird er die mehreſten Mahle finden, daß er am Ende von ein Paar Jahren weder viel verloren, noch viel ge-

wonnen hat. Ich trage alſo das Spiel nicht als einen beſondern Artikel des Aufwandes, wenigſtens als keinen beträchtlichen auf.

Aber auf andere Ausgaben, die die Geſellſchaft nach ſich zieht, muß man allerdings rechnen. Eine gelegentliche Subſcription, oder Collecte, ein Allmoſen, das man Ehren halber gibt, ein Billet, das man einem Frauenzimmer für irgend einen Virtuoſen abnimmt, ein Platz im Schauſpiele, oder an irgend einem öffentlichen Ort, wohin man an dem Tage eben nicht zu gehen dachte, eine Landfahrt, oder irgend eine Partie, die in einer Geſellſchaft gelegentlich verabredet wird, — dieſe und andere Artikel der Art ſind Ausgaben, denen ſich der Fremde, der in Geſellſchaft lebt, ſo wenig entziehen kann, als der Einheimiſche.

Was die Tafel betrifft, ſo kann man ſich die Mahlzeit entweder auf das Zimmer hohlen laſſen, oder in ein öffentliches Speiſehaus gehen. Ein einzelner Mann, der ſich lange hier aufhält und angenehm iſt, macht ſo viele Bekanntſchaften, daß er häufig in Familien ſpeiſ't, deren es viele gibt, wo ein ſolcher Gaſt willkommen iſt, ſo daß er der öffentlichen Häuſer nur wenig bedarf. — Die, welche bey Wolfs, oder, wie man es auch nennt, im Pohlniſchen Hauſe wohnen, finden da eine Mahlzeit von verſchiedenen Preiſen, die ſie ſelbſt beſtimmen. Dieſes Haus iſt gröſtentheils von Engländern beſetzt, und alle

Preiſe ziemlich hoch. — Manche Fremde bleiben denn doch in einem, oder dem andern Wirthshauſe und finden da ihre Mahlzeit, ſo ſehr es auch ſonſt gewöhnlich iſt, Privatwohnungen zu beziehen.

Auffallend iſt es, daß es für Leute von einem gewiſſen Stande nur zwey öffentliche Speiſehäuſer zu Wien gibt! Jahn hält zu dieſem Zwecke einen ſchönen Saal, der die ganze Länge eines anſehnlichen Hauſes einnimmt. Meublen, Verzierungen, Tafelgeſchirre ſind ſchön und bis auf einen gewiſſen Grad zierlich. Außer dem großen Saale gibt es noch andere Zimmer, die man für irgend einen Tag beſtellen und wo eine geſchloſſene Geſellſchaft abgeſondert ſpeiſen kann. — Zur Bedienung werden eine Menge Leute gehalten, die, ſo wie die ſechs Muſikanten, die auf einem für ſie errichteten Orcheſter während der Mahlzeit ſpielen, die Livree ihres Herrn tragen.

Villars hat nur ein Zimmer, worinne gewöhnlich geſpeiſ't wird, höchſtens noch ein zweytes, das ſehr ſchlecht iſt. Die Geſellſchaft iſt alſo hier nicht ſo zahlreich; auch fehlt es an einer hinlänglichen Zahl von Aufwärtern. Gleichwohl ziehen viele dieſes Haus vor. Man iſt hier ruhiger, und die Küche iſt im Ganzen beſſer.

Vielleicht gibt es andere Häuſer, wo man eben ſo gut ſpeiſ't und beſſer; aber dieſe beyden haben den Ruf unter Leuten von einem gewiſſen Range! In der That habe ich in dieſen beyden Häuſern Fürſten, Prälaten, Generale ꝛc. geſehen. Ein jeder bekommt eine Tafel für ſich allein, und eine Mahlzeit, die bloß für ihn zugeſchnitten iſt. Wollen mehrere zuſammen ſpeiſen, ſo ſteht es ihnen frey, und man gibt ihnen einen verhältnißmäßig größern Tiſch. — Der Preis iſt, wie man will, ein Gulden, oder ein Thaler, ohne Wein. Für einen Gulden haben Sie Suppe, Rindfleiſch, ein zweytes Gericht mit Gemüſe, dann ein Ragout, oder Fiſch, und endlich Braten, Sallat, oder gekochte Früchte, Gebackenes und zwey Schüſſeln Nachtiſch. Die Portionen ſind ſo, daß einer eine eigene Eßluſt haben muß, um ſie alle aufzehren zu können, wenigſtens habe ich noch kein Beyſpiel davon geſehen. — Speiſ't man für einen Thaler, ſo bekommt man, außer dem genannten, noch ein Gemüſe, kleine Paſteten, oder Pudding, oder ſo etwas, und dann ſtatt einer der übrigen Schüſſeln eine, die feiner, oder theurer iſt, während daß die Guldeneſſer etwas gewöhnlicheres bekommen. — In beyden Häuſern wird auf Porcellan geſpeiſ't.

Der ſo genannten *Tables d'Hôte* gibt es zu Wien in Menge und von verſchiedenen Prei-

ſen. Der Unterſchied iſt, daß die ganze Geſellſchaft an einer Tafel ſitzt und aus den nehmlichen Schüſſeln bedient wird. Leute von Stande, oder von Tone vermeiden ſie. Uebrigens ſollen einige ſehr gut beſchaffen ſeyn, und ſind wohlfeiler, als die vorherbeſchriebenen. Man ſagt mir, daß man für vier und dreyßig Kreuzer ungefähr alles das bekommt, was man dort für einen Gulden hat.

Herr Pezzl macht in ſeinen Skizzen über Wien eine Berechnung des jährlichen Aufwandes, welcher erfordert werde, um hier anſtändig zu leben, und bringt die Summe von 464 Gulden heraus. So verſchieden auch die Zeiten, in denen er ſchrieb, in Rückſicht auf Preiſe, von den gegenwärtigen geweſen ſeyn mögen, ſo begreifen Sie doch leicht, was für eine Art von Daſeyn man für eine ſolche Summe zu Wien haben könne. Nun gibt er noch etwas für Schauſpiele zu, und für das, was er geheime Vergnügungen nennt, und ſchließt mit den Worten: „Mit 500, oder 550 Gulden lebt ihr ſo ziemlich bequem!" Die geheimen Vergnügungen möchten, bey dem Jahrgehalte, wohl nicht von der beſten Art ſeyn, denn es iſt bekannt, daß dieſe, unter allen Arten von Vergnügungen die theuerſten ſind.

Aber ich will Ihnen nun eine Berechnung machen, die der Wahrheit naher kommt, und die

ich mit verſchiedenen Wienern, die den Ort ſehr genau kennen, aufs Reine gebracht habe. Eigentlich iſt meine Berechnung mit jener auf keine Weiſe zu vergleichen, denn hier iſt von einer ganz verſchiedenen Exiſtenz die Rede; nehmlich von der, die ich vom Anfange dieſes Briefes an beſchrieben habe, und die alſo genau beſtimmt iſt. Aber dieſe Berechnung beweiſt, ſo gut wie jene, daß Wien, unter den großen Hauptſtädten von Europa vielleicht noch immer die wohlfeilſte iſt. Wir haben gefunden, daß eine ordentliche, geſetzte, aber unverheirathete Mannsperſon mit wenig mehr als 3000 Gulden jährlich durchaus ſo leben kann, wie ich es in dieſem Briefe umſtändlich beſchrieben habe. Ich weiß keinen Ort, wo man ſich für dieſe Summe einen ſo mannigfaltigen und gleich großen Genuß verſchaffen könnte, etwan Rom ausgenommen, deſſen Freuden und Genüſſe aber ſo einzig in ihrer Art ſind, daß dieſe Stadt ganz außerhalb jeder Linie der Vergleichung liegt. — Für geheime Vergnügungen iſt bey dieſer Summe nichts gerechnet; denn dieſe eröffnen ein ſo weites Feld, und ſind für verſchiedene Menſchen ſo verſchieden, daß hierinne ein jeder wohl ſeinen eigenen Maßſtab haben muß.

Ein Umſtand iſt freylich bey dieſer Rechnung mit in Anſchlag gebracht, nehmlich, daß ein Mann dieſer Art, von dem man voraus ſetzt,

daß er Weltbildung und Kenntniſſe habe, regelmäßig auf eine gewiſſe Zahl von Mahlzeiten rechnen kann, die ihm jährlich weiter nichts koſten, als ein Dutzend Ducaten für die Bedienten. Und mit dieſen Mahlzeiten iſt es hier wie zu Paris und London: Man dankt niemanden dafür, niemand erwartet etwas dafür, niemand findet ſich dadurch herabgeſetzt, weil es der guten Häuſer ſo gar viele gibt, die einen Mann in dieſer Lage ſuchen, und durch ſeine Geſellſchaft ſich wirklich für bezahlt halten.

Der Mann von dieſer Beſchreibung und in dieſer Lage wird einen Theil ſeines Vormittags auf dem Zimmer mit Leſen zubringen. Er erhohlt ſich dann durch den Anblick einer heitern und freyen Scene außerhalb ſeines Hauſes, athmet friſche Luft auf den Wällen der Stadt, oder macht gelegentlich einen größern Spaziergang in den Prater, den Augarten, oder weiter in die freye, ſchöne Natur, die Wien umgibt. Die ſchöne Ausſicht und die trockenen Kiesgänge von Belvedere ſtehen ihm immer offen, ſo wie die Gemähldeſammlung, die einen ewigen Schatz von Unterhaltung anbiethet. Zur Abwechſelung durchwandert er einige Gärten, oder macht eine Fahrt auf ein nahe gelegenes Dorf. Bald werden ihn die Fahrzeuge auf der Donau, bald ein geſchäftiges Heer von Menſchen auf den Ausladungsplätzen anziehen. Hier verweilt er bey einem

neuen Baue, dort bey den Anlagen, die man in einem der Gärten macht, die jedermann offen ſtehen. Iſt er Liebhaber der Litteratur und Kunſt, ſo wird ihn bald ein neues Product in den Buchläden, bald ein Werk der verſchiedenen Künſtler unterhalten, das er unter ihren Händen hervor gehen ſieht. Hier wird eine neu angekommene Kunſtſammlung aufgeſtellt, dort hat man kürzlich einige Gemählde erhalten. Dieſer ladet ihn ein, die ſchönen Ausgaben zu ſehen, die er eben aus London und Paris bekommen hat, jener kündiget ihm eine Vermehrung ſeiner Kupferſtiche an. Zur Abwechſelung geht er gelegentlich auf die Kaiſerliche Bibliothek, lieſ't eine Stunde in irgend einem Werke, das er ſonſt nirgends findet, oder läßt ſich eine Seltenheit geben, die er lange nicht geſehen hat. Nebenher hat er irgend einen Freund zu beſuchen, mit dieſem, oder jenem Frauenzimmer eine halbe Stunde zu verplaudern. — Schon naht die Stunde der Mahlzeit heran; er eilt ſich zu kleiden, und noch wird er in den Gaſſen aufgehalten, wo dieſe oder jene neue Erfindung, irgend ein vorzüglich gut gearbeitetes Stück, oder eine geſchmackvolle Tändeley an den Fenſtern der Kaufmannsläden ihn anzieht.

In ſeinem Speiſehauſe findet er eine wohl zubereitete Mahlzeit und eine Geſellſchaft, von der einige durch langen Umgang ſeine nähern Bekannten geworden ſind. Er hört die Neuigkeiten

des Tages, und daneben liegen, zur Abwechſelung, einige Zeitungen. — Oder er iſt in eine Familie verſprochen, wo ihn eine reicher beſetzte Tafel und das freundliche Geſicht der Eigenthümer zu Genuß und Freude einladen.

Allmählich kommt der Abend heran! Aber er hat noch einige Beſuche in Familien zu machen, wovon der weibliche Theil immer um dieſe Stunde zu Hauſe iſt. — Nun hat er die Wahl, ob er im Schauſpiele das neue Stück ſehen, eine neue Oper hören, oder in eins der Concerte gehen will, die in ſo vielen Häuſern häufig gegeben werden, und wohin der Zutritt ſo leicht iſt. — Oder ſoll er den ganzen Abend bey einer Thee- und Spielpartie zubringen, oder vorher auf eine Stunde in jene Aſſembleen gehen, wo man bey Zeiten ſich verſammelt und wo man nicht zu bleiben gehalten iſt? — Gelegentlich geht er in ein Haus, wo wenig oder gar nicht geſpielt wird, und findet eine angenehme Unterhaltung, die eben darum geiſtreich iſt, weil ſie ohne Anſprüche geführt wird, und weil man ſie verläßt, ſo bald man ſich ermüdet fühlt. —

Welche Mannigfaltigkeit von Menſchen in den größern Zirkeln! Hier findet er die Großen der Oeſtreichiſchen Provinzen unter den auswärtigen Geſandten und einheimiſchen Staatsmännern, Erzbiſchöfe und Biſchöfe unter den Generalen, Fürſtenkinder, Prälaten, Abbe's, Damen

und Fremde aus zehn verſchiedenen Ländern von Europa! — Aber eine gewiſſe Grandezza, die aus den höchſten Ständen der Oeſtreichiſchen Monarchie noch immer nicht ganz verbannt iſt, ermüdet. Er geht in eine Geſellſchaft vom zweyten Range, und trifft auch da einen großen Theil der erſten wieder, gemiſcht mit andern Claſſen, aber immer zuſammen geſetzt aus Menſchen von Welt, Erziehung und Bildung! Und überall findet er die nehmliche Hoſpitalität, den nehmlichen guten Willen, alles mit dem Fremden zu theilen, was Wien Eigenthümliches und Vorzügliches hat. Unterredung, Spiel, Muſik, Tanz und die Genüſſe der Tafel werden unter mannigfaltigen Formen dargebothen, und ein jeder nimmt am meiſten von dem, was ihm am beſten behagt.

Dieß bringt mich nun näher auf Menſchen und Geſellſchaft, ihre verſchiedenen Claſſen und Abſtufungen, auf Leben, Sitten, Gewohnheiten und Eigenthümlichkeiten dieſer Stadt.

Ich fühle, daß ich keine Kleinigkeit unternehme, wenn ich Ihnen von dem allen nur einiger Maßen einen Begriff geben will, um ſo mehr, da das, was ich darüber zu ſagen habe, ſehr verſchieden von dem ſeyn wird, was Sie am häufigſten darüber geleſen haben. Ich kenne kaum

eine Stadt, die von Schriftſtellern ſo ſehr ge≠ mißhandelt worden wäre, wie dieſe, und man hat immer ein Vorurtheil gegen ſich, wenn man behauptet, eine Sache ganz anders zu ſehen, als ſo viele andere. Ich habe ſo Manches über dieſe Stadt geleſen, das recht eigens darauf angelegt zu ſeyn ſcheint, ſie und ihre Einwohner herab zu ſetzen. Ueberall beſchreibt man Laſter, rügt Thorheiten und ſchreyet über Ausgelaſſenheiten aller Art. Ich räume gern ein, daß Wien von dem allen ſeinen reichen Antheil hat, denn darum iſt es eine der großen Europäiſchen Hauptſtädte. In dieſen findet ſich alles, jede Tugend, jedes La≠ ſter, jede Thorheit, jede Abgeſchmacktheit. Viel≠ leicht kann die lebhafteſte Einbildungskraft ſich nichts ſo tolles, lächerliches, unwiſſendes, plum≠ pes, ſonderbares und mit unter verruchtes den≠ ken, als man finden würde, wenn man hinläng≠ liche Zeit, Luſt und Gelegenheit hätte, es auf≠ zu ſuchen.

Ich will alſo glauben, daß alles das, was Schriftſteller je von Wien geſagt haben, exiſtirt hat und noch exiſtirt; aber damit iſt der Wiener Menſch nicht beſchrieben, nicht charakteriſirt. — Ueberhaupt iſt das von jeder großen Stadt eine ſchwere Unternehmung, und vielleicht von keiner ſo ſchwer, als von Wien. Denken Sie ſich bey der Mannigfaltigkeit von Völkern, die dem Oeſt≠ reichiſchen Zepter unterworfen ſind, und wovon

Sie hier Individuen ſehen, die unendliche Schattirung der Stände; wie das Alles in einander fließt, und wie Sie vom höchſten bis zum geringſten nirgends die ſcharfe Linie ſehen können, die den Unterſchied zieht und ſichtbar ſchneidet.

Man theilt gewöhnlich die Menſchen in hohe, mittlere und niedere Stände. Dieſe Eintheilung iſt freylich leicht gemacht; aber man halte ſich nur lange in einer großen Stadt auf, und man wird täglich mehr und mehr finden, wie die Schattirungen der drey Stände unter einander in das Unendliche gehen. Welcher Unterſchied zwiſchen einem Fürſten von Lichtenſtein, Schwarzenberg, Dietrichſtein, Eſterhazy, Lobkowitz ꝛc. und einem jüngern Bruder eines jüngern Sohnes, der aus einem hohen, aber weniger reichen Hauſe iſt, und der noch auf die Präbende, auf die Stelle unter der Regierung oder auf das Regiment wartet, das ihn in eine beſſere Lage ſetzen ſoll! Gleichwohl gehört er, durch Geburt und Familienverhältniſſe in den erſten Rang der Geſellſchaft, ſo gut wie jene. — Bemerkungen dieſer Art können Sie durch alle Stände durchmachen.

Auch ſieht man häufig in allen großen Städten Leute, die durch ihre Geburt und ihr Vermögen zu einer Claſſe gehören ſollten, die aber durch Lebensart und Gewohnheit ſich in einer andern und niedern finden, ſo wie es auf der

andern Seite Männer gibt, deren Geburt, Rang und Vermögen ihnen ihren Platz in einer niederern anweiſen, deren Ton und Lebensart aber ſie in eine höhere erhoben hat.

Wenn man ſich lange an einem Orte aufhält, ſo gelangt man freylich endlich dahin, alles das zu entwickeln und am Ende klar darinne zu ſehen; aber dann tritt gleich eine andere, ebenfalls ſehr ſchwere Frage ein, die auf alle große Städte paßt: „Wer ſind denn die, welche man als die wahrhaft Einheimiſchen zu betrachten hat, die man eigentlich Londoner, Pariſer, Wiener ꝛc. nennen kann?“ Dieſe Frage iſt überall ſchwer zu entſcheiden, aber wohl in keiner Hauptſtadt von Europa ſchwerer, als hier. — Werfen Sie nur einen Blick auf die Oeſtreichiſche Monarchie, und ſehen Sie, aus welchen ungleichartigen Völkern ſie zuſammen geſetzt iſt!

Wer iſt der Wiener? — Wir wollen mit den höchſten Ständen anfangen: Sind es die Fürſten von Auersberg, Belgioſo, Coloredo, Czartorisky, Eſterhazy, Lobkowitz, Palfi? — Dieſe ſind aus den Niederlanden, aus Mailand, aus Gradisca, aus Pohlen, Ungarn, Böhmen und Siebenbürgen. Wie äußerſt verſchieden von einander ſind alle dieſe Völker! Gleichwohl werden die genannten Fürſten alle gelegentlich als Wiener betrachtet. Aber ſie bringen doch oft einen Theil des Jahres auch auf ihren Gütern, d. h. in den

angeführten Ländern zu. Aus dieſen müſſen ſie doch etwas Eigenthümliches haben, etwas, wodurch man den Niederländer von dem Pohlen, den Mailänder von dem Ungar unterſcheidet. Freylich gleichen die nehmlichen Menſchenclaſſen einander überall. Aber etwas Beſonderes, Eigenthümliches bleibt doch dieſem oder jenem, bey näherer Unterſuchung, und in dieſer Rückſicht hören ſie auf, Wiener zu ſeyn.

Andere haben wirklich gar nichts Eigenthümliches, ſondern ſind, wie die Menſchen vom erſten Range und erſtem Tone ungefähr überall ſind, und überall ſich gleichen. In dieſem Falle aber ſind ſie auch keine Wiener; denn der Wiener ſoll eigentlich etwas haben, wodurch er ſich von den Bewohnern anderer Städte unterſcheidet.

Oder ſind die großen und reichen Banquiers Wiener, deren einige aus verſchiedenen Theilen der Monarchie, und oft aus ganz fremden Ländern herſtammen?

Oder ſind es die Officiers der Armee, oder die Männer, die in den verſchiedenen Kammern der Regierung ſitzen? Iſt es Herr von Müller, der in der hieſigen Staatskanzley angeſtellt, aber urſprünglich aus der Schweiz gebürtig iſt? — Iſt es der Hofrath Eckelat, der zwar in der Ungarſchen Kanzley ſitzt, aber aus einer Stadt am Rheine herſtammt und einen großen Theil ſeines

Lebens in der Wallachey zugebracht hat? — Oder iſt es Dr. Frank, ein berühmter Arzt, der lange Profeſſor zu Pavia war? Oder Herr von Reiſchewitz, der auch in der Kanzley ſitzt, aber Dalmatien zum Vaterlande hat? — Oder ſind es die Kaufleute, Gelehrten und Künſtler A. B. C. D. und ſo durch das ganze Alphabet hindurch, die nicht nur aus allen Provinzen der Monarchie, ſondern auch aus der Schweiz, vom Rheine, aus Franken, Schwaben, Baiern ꝛc. kamen und ſich hier niederließen? — Bedenken Sie die Menge von Männern, die an funfzig verſchiedenen Orten die Rechte ſtudierten, dann hieher kamen, um in dem großen nnd reichen Wien ihr Glück zu machen, und die nun unter allerley Nahmen und Titeln, hohen, mittlern und niedern in den verſchiedenen Kammern der Regierung angeſtellt ſind, oder andere Geſchäfte treiben! — Eben ſo iſt es mit den Geiſtlichen, Aerzten, Lehrmeiſtern, Kaufmannsdienern und Handwerkern.

Wie oft begegnet es nicht dem Fremden, daß er in dieſem oder jenem Hauſe etwas ſieht, das er als Wieneriſch in ſeine Tabletten verzeichnet, und das im Grunde nichts anderes iſt, als eine Reichsſtädtiſche, Ungariſche, Pohlniſche, Bayeriſche oder Italiäniſche Gewohnheit, die der Mann, der aus einem dieſer Länder ſtammt, nicht aufgeben will, oder die der Sohn beybe-

halten hat, weil er ſie an ſeinem ausländiſchen Vater ſahe.

Gewöhnlich nennt man Wiener diejenigen, die entweder in dieſer Stadt geboren ſind, oder ſie zu ihrem beſtändigen Aufenthalte gewählt haben, oder ſeit geraumer Zeit da häuslich niedergelaſſen ſind. Aber bemerken Sie, wie bunt die Wiener, auch nach dieſem Begriffe genommen, ausſehen, und wie ſie alles eher ſind, als Wiener. Wer weiß nicht, daß wir alle, in unſerer früheſten Jugend, von unſerm Vaterlande ein gewiſſes Gepräge bekommen, das wir ſelten ganz wieder verlieren!

Endlich iſt es nicht ein Mahl leicht, den Wiener, auch ſo, wie ich ihn angenommen habe, in Geſellſchaften zu unterſcheiden. — Wer ſind die Menſchen, die der Reiſende, oder Fremde gewöhnlich ſieht? Iſt er nicht von einem gewiſſen Range, oder in beſondern Lagen, ſo ſieht er ſich aus den hohen Claſſen ausgeſchloſſen, und ſieht bloß eine gewiſſe Zahl von Familien, an die er empfohlen iſt, und bey denen er die kennen lernt, die mit dieſen Familien am meiſten Verbindung haben. — Wie einſeitig, wie eingeſchränkt wird in dieſem Falle ſeine Kenntniß der Wiener Welt ſeyn!

Oder der Reiſende hat durch ſeine Geburt, oder durch ſeine Lage Anſprüche auf irgend einen

Geſandten, oder Bekannte, durch die ihm die erſten und zweyten Geſellſchaften geöffnet werden. Ein ſolcher kann auch mit Gelehrten, Künſtlern und Kaufleuten Bekanntſchaft machen. Er hat alſo ein weiteres Feld vor ſich, als jene. Aber laſſen Sie uns die Geſellſchaften, in die er nun kommt, zergliedern. Sein Geſandter ſchickt mit ſeinem und des Fremden Nahmen dreyßig, vierzig, oder unfzig Karten herum, und führt ihn in die öffentlichen Abende ein, die der Fürſt Coloredo, und die Grafen von Colowrat, Laſchanksky, Trautmannsdorf ꝛc. halten. Die Fürſten A. B. C., die Grafen D. E. F. und die auswärtigen Geſandten G. H. J. laden ihn zu einem Balle, zu einem Concerte, zu irgend einer großen Mahlzeit ein, und er macht dafür zu beſtimmten Zeiten ſeine Aufwartung, an Tagen, wo ſich ebenfalls wieder große Geſellſchaft in dieſen Häuſern findet. — Einem Fremden in dieſer Lage wird es gewöhnlich nicht ſchwer, auch in die Häuſer Arnſteiner, Eichelburg, Button, Henikſtein und andere eingeführt zu werden. In dieſen und den obigen zuſammen findet er den hohen Adel von Wien, und den ſo genannten zweyten; in dieſen Häuſern trifft er ungefähr alle Fremde, die durch ihren Rang, oder ihre Lage Anſpruch auf dieſe Geſellſchaften machen können. Wenn aber dieſer Fremde ein Beobachter iſt, ſo wird er gar bald finden, daß alle

dieſe Geſellſchaften — nicht eigentlich Wiener Geſellſchaften ſind. Er kann die Wiener Fürſten und Großen da ſehen, aber ſie ziehen ihn darum nicht in ihren engern Ausſchuß, laden ihn nicht in die kleinern Geſellſchaften, die ſie mit ihren Bekannten und nächſten Verwandten halten. — In den Häuſern des zweyten Adels iſt es hierinne etwas anders, und in dieſen kann er, wenigſtens in einigen, einheimiſch werden. Aber ſelbſt in dieſen ſieht er, an den öffentlichen Abenden, eine Geſellſchaft, die aus Fremden oder Reiſenden aller Länder und aus Individuen aller Oeſtreichiſchen Staaten mehr als aus Perſonen beſtehet, die zu Wien recht eigentlich zu Hauſe ſind.

Unter dieſen verſchiedenen Häuſern iſt beſonders eins, wo man, im Verlaufe eines Winters, mehr Geſellſchaft ſehen kann, als vielleicht in irgend einem andern dieſer Stadt. Es iſt das Haus, das ich am meiſten beſucht habe, und ich würde es nennen, wenn ich mir nicht vorgenommen hätte, alle Nahmen zu vermeiden, ſo bald ich umſtändlich in etwas eintrete. Sollten dieſe Briefe den liebenswürdigen Damen dieſes Hauſes in die Hände fallen, ſo werden ſie in der Beſchreibung ſich erkennen, und meinen Dank für die vielen angenehmen Stunden, die ich bey ihnen zugebracht habe, deſto williger empfangen, weil ich ihn mit Diſcretion bringe. — In die-

ſem Hauſe empfängt man täglich, faſt möchte ich ſagen, zu allen Stunden. Es iſt, in geſelliger Rückſicht, das größte in Wien, wenn dasjenige Haus das größte genannt werden kann, das zu allen Zeiten offen iſt, zu allen Zeiten empfängt. Man findet da jeden Rang, jeden Stand, — faſt hätte ich hinzu geſetzt — jede Religion; aber dieſe macht in Wien nirgends einen Unterſchied und kommt, im geſellſchaftlichen Leben, auf keine Weiſe in Betrachtung. Hier ſehe ich Fürſten und Prinzen, Oeſtreichiſche ſo wohl als aus andern regierenden Häuſern Deutſchlands, Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Prälaten, auswärtige Geſandte, Gelehrte, Officiers, Kaufleute, Künſtler, Adelige, Bürgerliche, Menſchen aller Nationen und aller Claſſen. Sie werden alle mit der Höflichkeit und Aufmerkſamkeit empfangen, die dem Tone der guten Geſellſchaft eigen iſt, und nie habe ich geſehen, daß man für irgend jemanden einen Unterſchied machte, der für die übrigen auffallend geweſen wäre, oder auf die entfernteſte Art hätte beleidigen können. Man ſpricht, man ſpielt, man ſpeiſ't, man bleibt, man geht. Für jeden Geſchmack iſt hier geſorgt, und jeder findet eine Unterhaltung, wenn er anders einer fähig iſt. Wer ein geiſtreiches Geſpräche ſucht, wird es hier mehrentheils finden, ohne daß ängſtlich darnach gejagt wird, oder daß jemand es unter-

nähme, die übrige Geſellſchaft durch ſeinen Witz, oder ſeine Kenntniſſe zu unterhalten.

Aber auch dieſes Haus iſt nur zur Hälfte ein Wiener Haus: und ſo wie ich mich allmählich nach den Menſchen, die ich da traf, erkundigte, fand ich, daß die eigentlichen, d. h. die gebornen Wiener nur den kleinſten Theil ausmachten. — Und was läßt ſich nun über den Ton, die Sitten, Gebräuche, Eigenthümlichkeiten und die ganze Lebensart einer ſo bunt gemiſchten Menſchenzahl ſagen? Es ſind Menſchen, die mehr oder weniger zu der ſo genannten guten Geſellſchaft gehören; und das Eigenthümliche, das man an dem einen, oder dem andern bemerkt, iſt mehrentheils Ausnahme, iſt ſo wenig Wiener Sitte, daß das, was der Fremde beſonders bemerkt und auszeichnet, dem Einheimiſchen oft eben ſo ſehr auffällt. Es iſt alſo unmöglich, ein allgemeines Bild von Wien und ſeinen Einwohnern zu entwerfen; die Schattirungen gehen von Claſſe zu Claſſe, von Art zu Art ins Unendliche, und Alles greift ſo in einander ein, daß Sie nirgends ſagen können: Hier iſt der Ort, wo ſich die Linie ziehen läßt.

Da Sie aber dennoch einige allgemeine ſowohl als beſondere Bemerkungen über die Geſellſchaft dieſer Stadt verlangen, ſo will ich ſie Ihnen geben, ſo gut ich kann, d. h. ich will

Ihnen beſchreiben, was ich im Verlaufe von ſechs Monathen hier geſehen habe. — Ueber das Schwankende des Ausdruckes Wiener, ſind wir nun einverſtanden; da ich aber doch dieſes Wort oft werde brauchen müſſen, ſo verſteht es ſich denn, daß ich durch Wiener beſonders diejenigen meyne, die entweder hier geboren, oder ſich niedergelaſſen, oder auf irgend eine Art, mehr oder weniger, einheimiſch geworden ſind.

Am leichteſten läßt ſich noch vom Aeußerlichen reden, von Kleidung, gewiſſen Gebräuchen und einem allgemeinen äußern Betragen, weil diejenigen, die zuletzt kommen, ſich immer nach denen richten, die vor ihnen da waren: und ſo wird man in vielen Dingen eine gewiſſe Gleichförmigkeit unter alten und neuen Wienern, und ſelbſt unter einer großen Zahl von Fremden finden. Dieß iſt ſehr natürlich; denn wer mit den Einwohnern eines Ortes leben will, wird ſehr bald einſehen, daß er die Gebräuche annehmen muß, die er bey der großen Mehrheit findet. Der Engländer alſo, der hier Mittagsmahlzeiten gibt, ſetzt ſich zwiſchen drey und vier Uhr zu Tiſche, und nicht um ſieben oder acht, weil er gar bald bemerken wird, daß die erſtere Stunde die gewöhnliche unter Leuten von einem gewiſſen Stande iſt, und weil er zu der andern keine

Gäſte bekommen würde. Jeder legt alſo ſehr vieles, das ihm eigenthümlich iſt, ab, und formt ſeine Gewohnheiten nach der großen Zahl. Daraus entſteht eine gewiſſe Gleichförmigkeit, und dieſe iſt es denn, die man die beſondere Gewohnheit des Ortes nennen kann.

Von den ſüdlichen Küſten Italiens an, bis in das nördliche Stockholm ſind jetzt alle Modeleute, mit unbedeutenden Abwechſelungen, auf einerley Art gekleidet, denn die einen, wie die andern hohlen ſich, oft ohne es zu wollen, oder es zu wiſſen, ihren Schnitt aus London, ſo wie er ehemahls ausſchließlich aus Paris kam. —

Schon ſeit vielen Jahren ſind alle Treſſen aus der Modewelt verbannt! Man hat ſie den Bedienten überlaſſen: und hierüber finden Sie abermahls eine auffallende Uebereinſtimmung von einem Ende von Europa zum andern.

In allen geſitteten Ländern dieſes Welttheils wird, in vermiſchter Geſellſchaft, Abends geſpielt! Der ganze Unterſchied von einem Orte zum andern, beſteht in dem mehr oder weniger. Man ſpielt alſo auch zu Wien; aber ich bemerke hier oft eine beträchtliche Zahl junger Leute beyderley Geſchlechts, die nicht ſpielen, ſo wie ich wiederum andere Städte kenne, wo jedermann ſich mit den Karten beſchäftiget. Dieß wäre alſo eine beſondere Sitte von Wien, und

ich würde ſagen, daß man im Ganzen hier weniger ſpielt, als an vielen andern Orten *).

Durchgehe ich hier viele ſolcher Artikel, in welchen große Hauptſtädte ſich gleichen, ſo finde ich, daß Wien in manchen ſich noch immer von der vortheilhaftern und beſſern Seite zeigt! — Man kleidet ſich hier mit ſehr vielem Geſchmacke; das Innere der Häuſer iſt eben ſo bequem, als

*) Das allgemeinſte Spiel, in allen Geſellſchaften, iſt jetzt Whiſt. Man ſpielt hoch und niedrig, ungefähr wie in allen großen Städten; im Ganzen aber höher, als an den mehreſten Orten von Deutſchland. Sie ſehen im nehmlichen Zimmer, daß die Fiſche mit einem Ducaten und — mit einem Gulden bezahlt wird. Die Fiſche zu zwey Gulden und der Robber zu zehn Fiſchen iſt unter Männern ein ſehr gemeines Spiel und Ducatenwhiſt iſt nicht ungewöhnlich. Manche lieben hohes Spiel und ſuchen ſich ihre Geſellſchaft aus, und dieſe ſpielen oft zu einem ſehr hohen Preiſe. Hin und wieder ſpielt man den Robber auch zu funfzehn Fiſchen. Die Fiſche zu zwey Gulden gehört ſchon unter die Mittelpartien. Wer nur zu einem Gulden ſpielen will, wird mehrentheils unter Perſonen kommen, die das Spiel nicht verſtehen, und die ſich zu einem Robber niederſetzen, ungefähr wie man gelegentlich an einem vingt-un, an Commerce und andern geſellſchaftlichen Spielen Antheil nimmt, die weder Kunſt, noch Aufmerkſamkeit erfordern.

es vortrefflich meublirt und verziert iſt; in ſehr wenigen Städten von Europa ſpeiſ't man ſo gut, als hier. — Noch immer herrſchet zu Wien mehr Hoſpitalität, als in irgend einer Hauptſtadt, vielleicht nur Petersburg ausgenommen, das ich nicht kenne. — Kutſchen, Pferde, Geſchirre, Kleidung der Bedienten ꝛc. ſind, nach London, die ſchönſten, die ich irgendwo geſehen habe. — In den Geſellſchaften herrſcht Heiterkeit, Frohſinn und eine gewiſſe hervorſtechende Gutmüthigkeit. — Das weibliche Geſchlecht iſt ſchön, geſprächig, mittheilend und hat im Umgange eine liebenswürdige Offenheit. — Die Großen ſind höflich und kalt, wie überall! Vergleiche ich ſie mit den Großen mehrerer anderer Hauptſtädte von Europa, ſo haben die hieſigen, ſtatt der Leichtigkeit, die man immer in der erſten Geſellſchaft findet, vielleicht noch eine gewiſſe Grandezza und eine Art von Ernſt, die noch aus den vorigen, längſt vergangenen Zeiten ſich erhalten haben mögen, und die Joſeph II. ſo leicht er auch ſelbſt in ſeinem Umgange war, doch nie ganz aus Wien verbannen konnte. Mich dünkt, daß dieſer Ton und dieſe Art ſelbſt auf die auswärtigen Miniſter wirkt, und ich muß mich ſehr irren, oder ich finde nicht in ihrem Aeußern jene Leichtigkeit und Lebhaftigkeit, die ich in andern Hofſtädten an dem diplomatiſchen Körper bemerkt habe. — Daher und aus einigen andern Urſa-

chen mag es auch wohl kommen, daß man in den großen Geſellſchaften vom erſten Range ſo wenig junge Leute ſieht. Der jüngere Theil der Reiſenden fühlt dieſes gar bald, und beſucht darum dieſe Zirkel nur ſelten. Hierzu kommt noch, daß manchem von der jüngern Welt die volle Kleidung läſtig iſt, die in allen Aſſembleen des erſten Adels, bey den auswärtigen Geſandten und bey allen Mahlzeiten erfordert wird, zu denen man förmlich und eine geraume Zeit vorher, durch eine gedruckte, oder geſtochene Karte einladet. — Läßt jemand bloß mündlich bitten, ſo gehet man im Frack.

In allen Aſſembleen der Großen werden Erfriſchungen und Eis in reichem Maße herum gegeben, wodurch dieſe Wiener Geſellſchaften einen auffallenden Abſtich mit einer Römiſchen Converſatione machen. In einigen Häuſern dieſer letztern Stadt gab man ſchlechterdings gar nichts, und in den mehreſten andern waren die Erfriſchungen kärglich. — Da viele, die die öffentlichen Abende der Großen zu Wien beſuchen, nur auf kurze Zeit kommen, ſo iſt die Zahl derer, welche ſpielen, die kleinſte. — Daß in dieſen Aſſembleen der Herr und die Frau vom Hauſe ſich nur wenig um die Fremden bekümmern können, verſteht ſich von ſelbſt. Man begnügt ſich, ihnen in großer Zahl den Zutritt zu geſtatten, und ein jeder muß zuſehen, das zu ſuchen, was

ſeinem Geſchmacke, ſeiner Lage und ſeinen Bedürfniſſen am angemeſſenſten iſt. In dieſer Rückſicht gleicht eine Wiener Converſazione vollkommen einer Römiſchen. Zu Wien werden die Fremden in dieſen Häuſern noch gelegentlich zu einer großen Mahlzeit eingeladen, wobey, einige wenige ausgenommen, ein jeder ſich ſetzt, wie er kann, oder wie es ſich trifft, oder auch, wie er es mit dem einem oder dem andern vorläufig abgemacht hat.

Während des Carnevals geben auch einige große Häuſer, die keine regelmäßigen öffentlichen Abende halten, Bälle, wobey man Leute von jedem Alter findet; und dazu werden gewöhnlich auch die Fremden eingeladen, deren Nahmen ihr Geſandter mit dem ſeinigen bey ihrer Ankunft in das Haus ſchickte.

Daß nur wenig Fremde in den innern und engern Zirkel der Wiener Großen kommen, habe ich ſchon erinnert: und das iſt der Fall in ungefähr allen großen Hauptſtädten von Europa. Es iſt etwas, das aus der Natur der Sache entſteht, ſo daß überall die nehmlichen Urſachen die nehmlichen Wirkungen hervor bringen. Auch helfen hierinne keine beſondern Empfehlungsbriefe! Ich habe Fremde von hohem Range gekannt, die an eine Menge Häuſer ſolche Briefe hatten, und die doch keine andern Geſellſchaften ſahen, als ihre übrigen Landsleute, die keine andern Em=

pfehlungen hatten, als durch ihren Geſandten. Freylich kommt dabey ſehr viel auf den Fuß und die nähere Verbindung an, worinne der Fremde mit ſeinem Geſandten ſteht.

In dieſen Geſellſchaften der erſten Claſſe findet ſich denn der hohe Wiener Adel, der aber, vom regierenden Fürſten, vom Erzbiſchofe und vom Feldmarſchalle an wieder ſehr unter ſich im Range verſchieden iſt. Hier erſcheinen ferner alle auswärtige Geſandten und die Fremden, die von einem Geſandten eingeführt worden ſind. Gelegentlich findet ſich auch ein Theil der Kaiſerlichen Familie da ein. — Unter allen dieſen Perſonen herrſcht, wenigſtens dem äußern Anſcheine nach, eine gewiſſe Gleichheit, jene anſcheinende Gleichheit, auf die der Mann von Erziehung und gutem Tone in allen großen Städten einen Anſpruch macht, und die ihm allgemein zugeſtanden wird. Man findet alſo, im äußern Betragen dieſer Menſchen unter einander, weniger ſichtbaren Unterſchied, weniger von jenen Auszeichnungen, welche die kleinern Städte charakteriſiren, und wodurch ihre Geſellſchaften oft ſo lächerlich werden.

In einigen Häuſern vom erſten Range herrſcht eine Gewohnheit, die ich mich an keinem andern Orte geſehen zu haben erinnere! In einem der Geſellſchaftszimmer, gewöhnlich im erſten, durch das man kommt, oder im großen

Saale, hält ein Juwelier eine offene Niederlage. Man räumt ihm einige Tiſche ein, wo er alle Arten von koſtbaren Uhren, Doſen, Halsgeſchmeide, Ringen, Ohrringen, Etuis, Zahnſtocherbüchſen und ſelbſt einige kleine Haushaltungsartikel auskramt. Hier ſieht man Arbeiten von der größten Koſtbarkeit und dem feinſten Geſchmacke. Wer etwas zu haben wünſcht, kann es auf der Stelle hier kaufen, denn eben deswegen legt der Mann aus. Aber alle dieſe Artikel ſind ſehr theuer.

Ich gehe auf die zweyte Claſſe der großen Wiener Geſellſchaften über, die man bisweilen mit dem widerlichen Nahmen des Leoniſchen Adels benennt. Es ſind Familien, die entweder ſelbſt, oder deren Aeltern geadelt worden ſind, Particulars von großem Vermögen, reiche Kaufleute, Banquiers, Männer in mancherley Stellen unter der Regierung, Edelleute, die ſich mit der erſten Claſſe nicht meſſen können, mancherley Perſonen, die ihre Geſchäfte aufgegeben haben u. ſ. w. An dieſe ſchließt ſich eine gewiſſe Zahl von andern an, die man in England mit dem allgemeinen Nahmen Gentlemen nennt, einige Aerzte und Gelehrte von Bildung und Nahmen, gewiſſe Abbe's und andere dergleichen Claſſen.

Sie begreifen leicht, daß auch dieſe Geſellſchaften, ſo wie die der erſten Claſſe, von ver-

ſchiedenem Range und Gehalte ſind. In einigen derſelben finden Sie einen großen Theil der erſten Claſſe wieder. Dieß iſt beſonders der Fall mit den Männern, welche ſich hier, wie überall, mehr als die Frauenzimmer miſchen. Mithin ſehen Sie denn in einigen Häuſern auch vom zweyten Range Prinzen, hohe Prälaten auswärtige Geſandte, Generale von der erſten Claſſe ꝛc. Aber neben dieſen finden ſich, in den nehmlichen Zimmern, auch Leute von einem ſehr verſchiedenen Stande.

Die Unterſcheidungslinie der verſchiedenen Menſchenclaſſen iſt alſo hier bey weitem nicht ſo ſcharf gezogen, als in den mehreſten andern Hauptſtädten von Europa, wenn ich London, Paris und allenfalls Berlin ausnehme. — Was man auch darüber ſagen mag, und was auch mehrere Schriftſteller behauptet haben, ſo muß ich ihnen doch über dieſen, wie über manchen andern Punct widerſprechen.

Schon in jeder großen Stadt iſt die Unterſcheidungslinie zwiſchen den verſchiedenen Claſſen der Geſellſchaft weniger bemerkbar, als in den mittlern, oder kleinern: und Wien gehört in dieſer Rückſicht unter die ganz großen. Es hat darinne viele Aehnlichkeit mit England, wo der große Wohlſtand, der über das ganze Land verbreitet iſt, macht, daß immer ein Stand in den andern eingreift, und daß Sie nirgends eine auf-

fallende Lücke ſehen. Ein jeder iſt gewohnt, mit Menſchen umzugehen, die geringer ſind, als er; und da ihm das ſehr häufig begegnet, ſo findet er nicht den Abſtand, der ſich an kleinern Orten zeigt, und den man oft zwiſchen Adel und Bürger in einer kleinen Hof- oder Stiftsſtadt macht.

Fangen Sie zu Wien mit den höchſten Ständen an! — In den geſammten Oeſtreichiſchen Staaten gibt es eine Mittelclaſſe, die den Abſtand ausfüllt, der ſich bey uns zwiſchen einem regierenden Fürſten und einem bloßen Edelmanne befindet. Die Fürſten von Liechtenſtein, Schwarzenberg, Dietrichſtein, Kaunitz und wie ſie alle heißen, ſind zu Wien, wenn Sie wollen, Edelleute; aber ſie ſind zugleich auch regierende, unabhängige Fürſten anders wo. An dieſe ſchließt ſich eine andere Fürſtenclaſſe an, zwiſchen welcher und der vorher gehenden zu Wien kein Unterſchied ſichtbar werden kann: es ſind diejenigen, welche zwar Reichsfürſten ſind, aber über keine freyen Fürſtenthümer zu regieren haben. Dieſe wären alſo recht eigentlich Edelleute der Oeſtreichiſchen Monarchie, gerade wie die Herzoge in England, oder der hohe Adel in Spanien und in dem ehemahligen Frankreich. Allein der Monarch von Oeſtreich iſt auch zugleich Deutſcher Kaiſer, und ſo ſind dieſe Fürſten nicht mehr bloße Oeſtreichiſche Edelleute, ſondern auch Reichsfürſten.

An dieſe ſchließen ſich unmittelbar andere Große der Oeſtreichiſchen Monarchie an, die zwar nicht den fürſtlichen Titel haben, aber an Reichthum, Macht, Einfluß und Alter ihrer Familien manchen Fürſtenhäuſern überlegen und andern gleich ſind. Wo iſt der Unterſchied zwiſchen einem Grafen Clam, Czernin, Harrach, Schönborn, Trautmannsdorf ꝛc. und den Fürſten A. B. C. D.? Dieſe Grafen ſind gewohnt, mit den Fürſten der erſten und zweyten Claſſe auf einen Fuß von Gleichheit zu leben, ſich gegenſeitig zu verheirathen, und hin und wieder einen Hofſtaat zu halten, wie jene.

Hierzu kommt noch, daß in den mehreren Fürſtenhäuſern nur das Haupt der Familie, nur ein einziger den Titel hat, und daß die übrigen bloß Grafen ſind. Daher kommen die Grafen von Coloredo, Dietrichſtein, Fürſtenberg ꝛc. Mancher dieſer Grafen iſt den Häuptern der Gräflichen Familien, die nicht aus Fürſtlichem Blute ſtammen, an Reichthum, Macht und Wichtigkeit keinesweges gleich.

Endlich trägt die Zahl der Geiſtlichen aus allen dieſen Familien ſehr viel zur Anknüpfung und Verbindung der großen Kette bey. Manche ſind jüngere Söhne von jüngern Brüdern, haben gelegentlich ſehr wenig Vermögen, und gehören doch oft, durch ihre Geburt, unter die erſten des Landes. Man ehrt ſie als ſolche, und häufig

erhalten ſie, durch Biſthümer und Erzbiſthümer, den Rang über die Häupter ihrer Familien.

Alle dieſe gehören in den hohen Adel, und in ſo ferne wäre die Scheidungslinie genau gezogen. — Aber es gibt zu Wien eine Menge Familien, die ein Vermögen beſitzen und Häuſer machen, die manchen der erſten Claſſe überlegen ſind. In Erziehung, Lebensart und Bildung für die Welt ſind ſie jenen oft gleich, oder übertreffen ſie auch wohl bisweilen. Sie ſind ungefähr alle in den Adelſtand erhoben worden, manche früher, manche ſpäter; von einigen ward es ſchon der Vater, von andern der Großvater. Alſo das mehr oder weniger, das nähere, oder fernere macht hier den ganzen Unterſchied. Hier heirathet ein Graf, deſſen Vater noch ein Bürgerlicher war, eine Fürſtinn, dort wählt ſich ein Mann von altem Adel ſeine Gemahlinn aus einer Familie, die ihn erſt ganz kürzlich erhalten hat.

Ich darf vom vernünftigen Leſer ohne weiteres erwarten, daß er mich nicht ſo weit mißverſtehen wird, als wollte ich mit dem allen ſagen, es ſey und bleibe nicht noch immer ein großer Unterſchied in der Würdigung aller dieſer Claſſen und ihrer Schattirungen! Auch ſind verſchiedene Individuen vom nehmlichen Range in ihrem Charakter wiederum ſehr verſchieden, indem der eine oft und gern in Geſellſchaften geht, in welchen

ſich ein anderer, wenn er ſie beſuchte, herabzu⸗ ſetzen glauben würde. Die Weiber ſind hierinne ſtrenger als die Männer! Ich kenne eine Grä⸗ finn, die ihren Platz und beſtimmten Rang am Hofe hatte, und die man doch ungern in dem engern Ausſchuſſe des hohen Adels zuließ. Aber, was ich behaupte, iſt dieß: Der Abſtich unter Ständen ſehr verſchiedener Art iſt zu Wien kei⸗ nesweges grell, die Miſchung der Claſſen iſt ſehr groß und jeder gebildete Mann von Erziehung und Lebensart hat Gelegenheit, mit Individuen von jedem Range zu leben, ohne daß er dadurch gedrückt würde. Der Unterſchied, welcher bleibt und bleiben muß, iſt im Grunde nicht größer, als der, welchen in manchen Handelsſtädten die Kaufmannsfrauen A. B. C. D. zwiſchen ſich und den Kaufmannsfrauen E. F. G. H. ma⸗ chen. — Zu Rom, ebenfalls einer großen Haupt⸗ ſtadt, iſt der Abſtich zwiſchen den verſchiedenen Ständen ungleich greller, und der Bürgerliche, wenn er nicht ein Ausländer iſt, findet ſich auf eine demüthigende Art zurück geſetzt. Ja ſelbſt im Haag fand ich eine ziemlich ſcharfe Unter⸗ ſcheidungslinie gezogen, die man dort um ſo we⸗ niger hätte erwarten ſollen, weil der Abſtand zwiſchen dem Fürſten, den man bloß als den er⸗ ſten Mann in einer Republik betrachtete, und denen, die ihn zunächſt umgaben, gar viel klei⸗

ner war, als ich ihn an irgend einem Hofe ge⸗ſunden habe.

Iſt aber die Unterſcheidungslinie zwiſchen dem hohen und zweyten Adel nicht grell und be⸗leidigend, ſo iſt ſie es noch weniger zwiſchen dieſem und den Ständen, die ſich zunächſt an den zweyten anſchließen.

Vor allen Dingen müſſen Sie wiſſen, daß ſich hier die mehreſten adeln laſſen, die ein ge⸗wiſſes Vermögen beſitzen, oder noch erwerben. Daher kommen die vielen Edlen von — die im⸗mer wieder von den Herren von — zu unter⸗ſcheiden ſind, denn viele dieſer letztern ſind ganz und gar nicht von Adel. Hier herrſcht nehmlich die Gewohnheit, einen jeden, ohne Ausnahme, Herr von — zu nennen, der mit Anſtand in Geſellſchaft erſcheint und das iſt, was die Eng⸗länder einen Gentleman nennen. Die Franzo⸗ſen ſagten ſonſt von ſo einem: „c'est un homme mettable," d. h. ein Mann, den man in gu⸗ter Geſellſchaft empfangen kann. Die Frau ei⸗nes ſolchen Mannes heißt zu Wien gnädige Frau und ſeine Tochter, gnädiges Fräulein. Dieſe Gewohnheit iſt ſo allgemein, und die Sache ſo wohl verſtanden, daß es keinem Menſchen ein⸗fällt, dieſen oder jenen darum für einen Edel⸗mann zu halten, weil man ihn Herr von — nennt.

Einige Ausländer haben ſich ſehr darüber luſtig gemacht, und andere haben den Wienern Eitelkeit, lächerlichen Stolz und — was weiß ich, deswegen vorgeworfen. Ich ſehe von dem allen nichts in der Sache, wohl aber ſo viel, daß man dadurch dem Manne von Erziehung und Lebensart einen Platz in der Geſellſchaft anweiſt, auf welchem er zwiſchen dem Edelmanne und dem rohen, ungebildeten Bürger zwiſchen inne ſteht. — Man bedenke, wie ſcharf ſonſt die Linie zwiſchen Adel und Nichtadel gezogen, und welcher ungeheure Abſtand zwiſchen dem Edelmanne und dem Bürgerlichen war. Gleichwohl entſtanden, ſo wie allgemeine Aufklärung zunahm, eine Menge Mittelclaſſen, die durch ihre verſchiedenen Schattirungen den Uebergang vom Adel auf den ganz gemeinen Bürger machten. Die, welche an dem obern Ende dieſer Mittelclaſſen ſtehen, ſind häufig eben ſo gut und oft beſſer erzogen, als der höchſte Adel. Manche ſind eben ſo reich und reicher; ſie leben, handeln, kleiden und betragen ſich wie der Adel, und kommen mit dieſem häufig in geſellſchaftliche Verbindung. Zu Wien werden nun viele aus dieſer Claſſe geadelt; aber es gibt ihrer noch genug, die es nicht ſind, und zum Theil nicht werden wollen, und zwiſchen welchen und den Geadelten gleichwohl kein Unterſchied ſichtbar iſt. Für alle dieſe nun hat der Gebrauch das Herr

von — eingeführt. Es iſt wenigſtens ein ſehr unſchuldiger Gebrauch, und der noch das Gute hat, daß er die kleinſtädtiſche Titelſucht vermindert. Zu Wien hören Sie äußerſt wenig von den 150 verſchiedenen Titeln, die entweder das Amt oder irgend ein Hof einem Individuum gibt, und die in manchen Deutſchen Städten faſt ein eigenes Studium erfordern. Hier iſt der Profeſſor, der Doctor, der angeſehene Künſtler, der wohlhabende Kaufmann, der Mann, der von ſeinem Vermögen lebt ꝛc. der Herr von — ob ſchon jedermann weiß, daß er nicht von Adel iſt.

Uebrigens iſt dieſe Gewohnheit in den größern Städten der Oeſtreichiſchen Lande gemein. Ich habe ſie häufig zu Prag und andern Orten bemerkt. In der letztern Stadt wollte ich ein Mahl einen Profeſſor beſuchen, den ich dem Lohnbedienten nannte. Dieſer kam wieder zurück und ſagte, der Herr von — wäre nicht zu Hauſe, wohl aber die gnädige Frau. — Ein Fremder wollte ſich von ſeinem Lohnbedienten nicht Herr von — nennen laſſen, und verboth es ihm zu wiederhohlten Mahlen, ohne eine Aenderung zu bewirken. Man ſagte ihm endlich, daß der Lohnbediente vielleicht eher ſeine Stelle aufgeben, als ſich entſchließen würde, einen Herrn ſchlecht weg zu bedienen. — Ein anderer wollte weder Ihro Gnaden, noch gnädiger Herr genannt ſeyn. Sein

Lohnbedienter hieß ihn darauf Herr von —. Auch dieſes verboth er, und nun redete ihn dieſer alle Mahl durch Monſieur an: ſo gar verächtlich iſt hier das bloße Herr, welches man jedem Lackey und jedem Thorhüther gibt.

Uebrigens geht dieſe Gewohnheit zu Wien ſo weit, daß ſie freylich oft ſehr lächerlich wird. Es iſt eine bekannte Sache, daß ſelbſt Frauen von reichen Handwerkern von ihren Untergebenen gelegentlich Gnädige Frau genannt werden, und es ſich gefallen laſſen. Im Carneval bemerkte ich einſt auf einem öffentlichen Orte einen Menſchen, dem der Perückenmachergeſelle ſo deutlich auf ſeine ganze Figur geprägt war, daß man ihn nicht verkennen konnte. Er führte zwey Mädchen, die ſeiner werth waren, und die er, ſo lange ich ihn beobachtete, nie anders als „meine lieben Fräulein“ nannte. — Manche Kammerjungfern laſſen ſich, wie ich höre, regelmäßig Fräulein nennen, während daß das Stubenmädchen Mamſel heißt. — Dieß ſind Auswüchſe, die ſich von der fortſchreitenden Verfeinerung der Geſellſchaft nicht trennen laſſen. Die Deutſchen Edelleute hießen einſt Wohlgeborne, und noch früher Hochedelgeborne, und der König von England war Your Grace; ein Titel, den jetzt die Herzoge dieſes Landes haben. —

Einige Familien des zweyten Adels zu Wien leben auf einen Fuß, der manchen des erſten we-

nig nachgibt und andere übertrifft. Mehrere derſelben haben, ſo wie jene, öffentliche Tage, an denen ein jeder, der ein Mahl eingeführt iſt, uneingeladen erſcheinen kann. Ja es iſt eine Höflichkeit und ein Zeichen von Achtung, nicht mehrere dieſer öffentlichen Abende vergehen zu laſſen, ohne ſich wenigſtens zu zeigen. Auch ſie geben gelegentlich Mittagsmahlzeiten, wozu denn auch die Fremden geladen werden, die entweder bey ihnen eingeführt, oder beſonders empfohlen worden ſind. — Dieſe Häuſer haben ihre großen Annehmlichkeiten, haben ſie ſchon dadurch, daß der Reiſende immer eine ſichere Zuflucht für ſo viele Abende einer jeden Woche hat, wenn er auch ſonſt nicht eingeladen wäre. Hier hat er Gelegenheit, mancherley Bekanntſchaften unter den Eingebornen zu machen; auch trifft er da die merkwürdigſten und intereſſanteſten Fremden, die ſich zur nehmlichen Zeit in Wien mit ihm aufhalten. Der Fremden gibt es da immer eine beträchtliche Zahl, theils weil dieſe Geſellſchaften wirklich ſehr lebhaft und unterhaltend ſind, theils, weil man da nicht in voller Kleidung zu erſcheinen braucht, theils auch, weil ſo viele hier empfangen werden, die in den Häuſern des erſten Adels gar nicht eingeführt ſind.

Wenn Sie die große Zahl der Familien vom erſten und zweyten Range bedenken, in welche dem Fremden der Zutritt nicht ſchwer wird,

ihre verſchiedenen Abſtufungen, und die Mannigfaltigkeit von Menſchen, die man da trifft, ſo werden Sie begreifen, daß Reiſende aller Art ihre Rechnung zu Wien finden, und daß jeder ſich in den Häuſern am meiſten anſiedelt, die ſich am beſten für ſeinen Rang, ſeinen Ton, ſeine Gewohnheiten und ſeinen Geſchmack ſchicken.

In allen dieſen zahlreichen Geſellſchaften muß man nicht erwarten, daß der Hauptinhalt der Unterredung Litteratur oder Gelehrſamkeit ſey, und noch weniger, daß man über irgend einen Gegenſtand in tiefe und weitläuftige Unterſuchungen eintrete. Ich muß lachen, wenn ich bisweilen die Klage leſe, oder höre, daß man in den Geſellſchaften von Wien ſo wenig litterariſche, oder geiſtreiche Unterhaltung finde. Darf ich fragen, an welchem Orte die Herren ſie je gefunden haben, wo ſie in zahlreichen und gemiſchten Zirkeln waren, die mehrentheils aus Leuten von Welt, Ton und Mode beſtehen? Ich kenne dieſe Art von Verſammlungen in einem beträchtlichen Theile von Europa, und überall habe ich gefunden, daß die Hauptgegenſtände der Unterhaltung ungefähr die nehmlichen waren, — Mahlzeiten, Karten, Thee, Erfriſchungen und Geſpräche, die ſich auf dieſe Dinge mehr oder weniger beziehen; — dann die Neuigkeiten des Tages, Verhandlung der neueſten Schauſpiele, etwas Privatanecdote, hin und wieder ein Bischen

Aergerchronik, bisweilen auch Pferde, Hunde, Jagd, und allenfalls Politik. Alle dieſe Geſellſchaften ſind gerade darauf angelegt, daß jedermann Theil nehmen, jedes Individuum ſein Scherflein dazu beytragen kann. Hier iſt für alle geſorgt, deren Forderungen nicht über das Gewöhnliche und Alltägliche hinaus gehen, wiewohl der Mann von Geiſte und Kenntniſſen unter der Menge doch immer auch etwas findet, das ihn nähren und befriedigen kann, wenn er es nur zu ſuchen und heraus zu ziehen weiß. —

Der größere Theil der Menſchen iſt weder ſehr geiſtreich, noch mit vielen Kenntniſſen verſehen. Wer alſo bloß Unterhaltung von der Seite ſucht, und ſie zu ſuchen berechtiget iſt, muß nicht in die vermiſchten Geſellſchaften der Modewelt gehen. (Ich gebrauche wohlbedächtig die Worte: „wer dazu berechtiget iſt," denn ich kenne ſo manchen, der ohne Unterlaß über Mangel an geiſtreicher Unterhaltung klagt, und doch ſo gar wenig ſelbſt dazu beyzutragen im Stande iſt, ſo bald man ihn aus ſeiner Profeſſion, oder aus ſeinem Lieblingsfache heraus hebt.) — Und dann vergeſſe man ja nicht, daß es Gelehrte, Geſchäftsleute und Staatsmänner in Menge gibt, die gerade eben darum Abends in Geſellſchaft gehen, um mit Litteratur und Gelehrſamkeit nichts zu thun zu haben. „Ich habe, ſagen ſie, meinen Tag unter unterhaltender Arbeit zugebracht;

ich komme nun, um mich zu erhohlen, um von alltäglichen Dingen des Lebens zu reden, um etwas Neues zu hören, um das und jenes zu erfahren, was in der Stadt unter meinen Mitbürgern vorgeht.“ — Ich habe geiſtreiche und wohl unterrichtete Männer dieſer Art gekannt, die mit einem jungen Mädchen eine Viertelſtunde ſcherzten und dann mit einer Frau von ihrem Putze, dem letzten Balle und ihren Luſtpartien ſchwatzten.

Auch erinnere ich mich ſo mancher mißlungenen Verſuche, die man in den Geſellſchaften verſchiedener Städte gemacht hat, das Kartenſpiel zu verbannen. Es iſt genug, daß man wiſſe, daß jeder mit ſeiner Perſon bezahlen ſoll, daß man zuſammen kommt, um geiſtreich zu ſeyn, daß man ſich Erwartungen von dieſem oder jenem macht, und daß es uns obliege, die Unterredung nie erſchlaffen zu laſſen, — um ſolche Geſellſchaften in kurzem geendiget zu ſehen. Die Männer, die zu ſolchen Abenden vorzüglich geſucht werden, ſind ſelten ſo ganz frey von Anſprüchen, daß ſie vollkommen natürlich und unbefangen ſeyn ſollten; ſie ſind geſpannt und man ſieht ihnen das Streben an, immer etwas Geiſtreiches, etwas Anziehendes zu ſagen. Und dann gibt es gewiſſe Coripheen, Thoren, die den Beruf zu haben glauben, mit ihrem Witze, mit ihren Kenntniſſen eine ganze Geſellſchaft zu unterhalten.

Sie faſſen den Helm der Unterredung und trei- ben das Schiff, mit ſelbſt gemachtem Winde, ſo umher, daß der ruhige, vernünftige Mann mit Ekel dabey ſitzt und zuhört. Finden ſich ſolcher mehrere, ſo beſteht die Geſellſchaft aus Rednern und es fehlt an Zuhörern. Mehr als einer paßt dann auf das Wort und denkt, wenn der Red- ner ſein Schnupftuch heraus zieht: (was man einſt von Raynal ſagte) S'il se mouche, il est perdu. — Auch kramt gelegentlich einer die Ge- lehrſamkeit ſeiner Profeſſion aus, bis er mit ei- nem andern auf einen ſtreitigen Punct kommt, den ſie nun beyde ſo lange verfolgen, bis die übrige Geſellſchaft vor Langerweile gähnt. Kurz, die Kunſt, eine geiſtreiche Unterhaltung einen ganzen Abend hindurch fortzuſetzen, gehört unter diejenigen, die mir in allen Ländern und aller Orten am ſeltenſten vorgekommen iſt. Zu Paris fand man ſonſt noch am meiſten davon: aber ſelbſt da habe ich ſo manche fade Süſſigkeit, ſo manchen aus dem Diſtillirkolben getriebenen Witz, ſo manches erkitzelte Lachen gehört.

In vermiſchten und großen Geſellſchaften halte ich alſo das Spiel für ſchlechterdings nö- thig, und betrachte die Karten ſchon darum als eine Wohlthat, weil ſie manchen Schwätzer zur Ruhe bringen und zum erträglichen Menſchen machen. Wenn ich noch eine Apologie für das Spiel bedürfte, ſo würde ich ſie in der Ueber-

einſtimmung eines ganzen civiliſirten Welttheiles finden! Auf der ganzen langen Strecke von Buda in Ungarn bis an den See Killarney im Weſten von Irland, und vom ſüdlichen Neapel bis zum nördlichen Stockholm habe ich überall das nehmliche Bedürfniß, habe ich Karten gefunden.

Wer alſo ganze Abende hindurch eine geiſtreiche Unterhaltung ſucht, der gehe nicht in die vermiſchten Geſellſchaften der Europäiſchen Modewelt, nicht in die ſo genannte gute Geſellſchaft, irgend eines Ortes; aber das kann ich ihm aus langer Erfahrung ſagen, daß er nirgends viele Geſellſchaften finden wird, wo man ganze Abende ohne Spiel und geiſtreich zubringt. Gelehrte Geſellſchaften findet man weit eher; aber eine Verſammlung von Gelehrten und gelehrte Geſpräche ſind darum noch keine geiſtreiche Unterhaltung; ja es gibt ſehr geiſtreiche Männer, die öfters eine vermiſchte Geſellſchaft einer bloß gelehrten vorziehen. Viele Männer lieben auch weibliche Geſellſchaften: und die hübſcheſten und liebenswürdigſten ſind nicht immer unter den gelehrten, ſo wie diejenigen nicht die geiſtreichſten ſind, die am meiſten Anſpruch auf Litteratur und gelehrte Unterhaltung machen.

Indeſſen glaube ich, daß diejenigen, die bloß unterrichtende Geſellſchaften ſuchen, ſie in Deutſchland am beſten zu Berlin finden. Schwerlich wohl gibt es in unſerm Deutſchen Vaterlande

eine Stadt, wo ſo viele Gelehrte zugleich Weltmänner und unterhaltende Geſellſchafter ſind, und wo ſo viele Weltmänner ausgebreitete Kenntniſſe haben.

Aber auch zu Wien, ob ſchon in einem geringern Maße, fehlt es keineswegs an Geſellſchaften dieſer Art, und ſelbſt in den vermiſchten findet ſich manche angenehme Unterhaltung. In dem Hauſe, das ich hier am meiſten beſuche, ſieht man, in den frühern Stunden des Abends, höchſt ſelten Karten, und auch in der Folge nur wenige Tiſche. Gleich wohl unterhält man ſich da ſehr gut; aber man wird nicht auf einen ganzen Abend dazu eingeladen; man geht oder bleibt, und diejenigen, die im Geſpräche nicht länger Unterhaltung finden, bitten um einen Spieltiſch. — In einem andern Hauſe verſammelt ſich an einem Tage in der Woche eine angenehme Geſellſchaft: Frauenzimmer, Männer der erſten Claſſe, Miniſter, und wiederum Perſonen von einem ſehr verſchiedenen Range. Man unterhält ſich auf mancherley Art, man theilt ſich in verſchiedene Parteyen, man ſtößt zu einer und trennt ſich wieder davon, um zur andern zu gehen, und man entfernt ſich, wenn man es für gut findet.

Der Graf von Fries hält alle Woche für Mannsperſonen einen Abend, wo nicht geſpielt wird. Sein Zweck war eigentlich, Gelehrte und

Künſtler zu vereinigen; aber ich finde da immer auch Perſonen anderer Stände, Fremde, Männer vom hohen Adel und unter dieſen auch wiederum Bürgerliche, die weder Künſtler noch Gelehrte ſind. Dieſe Abende ſind überaus intereſſant. Sie finden da drey Zimmer geöffnet, wovon eins mit einem Billard verſehen iſt. In dem andern liegen, auf verſchiedenen Tiſchen, als wie von ungefähr, einige neue Bücher von Werth, einige koſtbare Werke mit Kupferſtichen, irgend eine Prachtausgabe, die zu London, Paris oder Parma erſt vor kurzem erſchienen und zu Wien noch nicht gemein iſt. In einem dritten Zimmer ſteht ein kleines Münzcabinet und auf den Tiſchen liegen einige Zeichnungen und mancherley Kupferſtiche. Hier ſpielen einige Billard, dort ſitzen zwey Perſonen vertraulich in einem Winkel und unterreden ſich von Dingen, die ſie zunächſt angehen. An dieſem Tiſche beſehen etliche Perſonen Stuarts Griechenland, die Ruinen von Palmyra, oder Raphaels Logen; an jenem wird über einige alte Münzen geſprochen, die man vor ſich liegen hat. Mahler, Bildhauer, Zeichner unterſuchen einige Kupferſtiche, oder ein anderes Kunſtwerk, urtheilen, unterreden ſich darüber, und ein Paar Liebhaber treten dazu, fallen mit ein, oder ſind bloße Zuhörer. Hier bewundert einer den ſchönen Virgil, der

eben aus Paris gekommen iſt, dort wird die fantaſtiſche, geſchmackloſe Pracht-Ausgabe von Youngs Werken, die man kürzlich in England veranſtaltet hat, getadelt. Kurz, da iſt ſo vieles, das Anlaß zu Unterhaltung und mancherley Geſprächen gibt. Auch wird es hier nie an Mannigfaltigkeit und Abwechſelung fehlen: dafür ſind die beträchtlichen Sammlungen und die ſchöne und anſehnliche Bibliothek des Grafen Bürge. Immer findet ſich etwas anderes vor. Bald ſind es Adams Ruinen von Spalatro, bald die verſchiedenen Voyages pittoresques, bald die Schätze von Rom und Italien. Menſchen verſchiedener Länder reden von dem, was hier oder dort zu ſehen iſt, und das Alte wird mit dem Neuen gemiſcht; man vergleicht, ſtößt an einander, man reibt ſich. Niemand fühlt einen beſondern Beruf, andere zu unterhalten, und jedermann wird unterhalten, weil keiner es ängſtlich ſucht. Iſt einer des Redens, oder des Hörens müde, ſo ſetzt er ſich einſam in einen Winkel, und beſieht etwas, das ihm entweder neu iſt, oder das er wieder zu ſehen wünſcht. Unvermerkt kommt die Stunde der Mahlzeit heran. Da ſteht eine Tafel mit zehn bis zwölf Geſtecken, und an den Wänden mehrere kleinere Tiſche, jeder zu drey, vier, bis fünf Perſonen. Man ſetzt ſich, wie man kommt, oder wie man es vorher mit dem einen,

oder dem andern verabredet hat. Hin und wieder geben ſich drey bis vier Perſonen das Wort, und machen an einer kleinen Tafel eine eigene geſchloſſene Geſellſchaft, die ein gemeinſchaftliches Intereſſe, gemeinſchaftlicher Geſchmack vereiniget. Hier ſehen Sie einen Großen von Wien, dort den künftigen Regenten von Maynz, und nahe dabey einen Künſtler, deſſen Sitten und Ton mit jenen keinen widrigen Abſtich machen. Manche kommen zeitig, andere erſt ſpät; dieſer geht vor der Mahlzeit hinweg, jener bleibt. — Von Frauenzimmern iſt niemand da, als des Grafen Mutter. — — Dieß ſind wahrhaft angenehme und unterhaltende Geſellſchaften, wo ein jeder alle die Freyheit genießt, die guter Ton und Lebensart erlauben. Aber freylich ſind die Gelehrten und Künſtler, denen es an dieſen fehlt, ausgeſchloſſen: Und dieſe Ausgeſchloſſenen ſind es gewöhnlich, die die bittern Beſchreibungen ihrer Wohnorte liefern, und ſo viel von den Laſtern, den Ausſchweifungen und den Thorheiten derſelben zu erzählen wiſſen. Die bitterſten Schriftſteller über große Städte ſind mehrentheils Einheimiſche. Es ſind größtentheils Unzufriedene, und folglich ſind ſie ungerecht, und man betrügt ſich ſehr, wenn man eine Auctorität zu erhalten glaubt, indem man aus ihren Werken citirt.

Aus allem, was ich Ihnen von Wiener Geſellſchaften und ihrer Einrichtung geſagt habe, werden Sie ſehen, daß ſich hier noch immer ein hoher Grad von Hoſpitalität gegen Fremde und Ausländer findet. Zwar ſoll das nicht mehr ſeyn, wie vor zwanzig und mehreren Jahren; allein das, was ich dieſen Winter und vor vier Jahren geſehen habe, iſt noch immer genug für mich, um dieſen Zug als charakteriſtiſch von dieſer Stadt zu betrachten. Alle Vorrechte der Einheimiſchen zu genießen, muß und darf der Fremde nicht erwarten. Am Ende iſt es ihm doch zu Wien noch immer ſehr leicht, Eingang in eine Menge Häuſer zu finden, an die er nicht ein Mahl beſonders empfohlen iſt, und wo es hinreicht, um eines bleibenden Zuganges gewiß zu ſeyn, daß er von irgend einem Bekannten dieſer Familien eingeführt wird.

Es iſt alſo auffallend, wenn man Reiſende gelegentlich klagen hört, daß der Wiener ſo wenig zuvorkommend iſt! Sie würden zu London, und Paris, zu Rom und Neapel die nehmliche Klage führen! Je größer eine Stadt iſt, deſto zahlreicher ſind die Fremden, und deſto weniger kann der Einwohner, im Beſondern, für ſie thun. Dieß iſt hauptſächlich der Fall in ſolchen Häuſern, in denen man öffentliche Abende hält, wo auf der einen Seite jeder auswärtige Ge-

ſandte, und auf der andern alle Bekannte des Hauſes die Erlaubniß haben, die ihrigen einzuführen. Es gibt Häuſer in dieſer Stadt, in denen gewiß zwey Drittel aller Fremden, die überhaupt vorſtellbar (mettable) ſind, eingeführt werden, und wo alſo, im Verlaufe eines Jahres, viele Hunderte auftreten.

Hoſpitalität und zuvorkommender Empfang ſtehen überall in einem umgekehrten Verhältniſſe gegen die Bevölkerung und die Mannigfaltigkeit der Beluſtigungen einer Stadt. Die gaſtfreyeſten Völker ſind diejenigen, die am wenigſten beſucht werden. In Irland ſind die Wirthshäuſer ſchlecht, und der Reiſende wird mit Leichtigkeit in Privathäuſern empfangen. Wer die Schottiſchen Hochlande bereiſen will, verſieht ſich mit Briefen, die ihm von Ort zu Ort ein Unterkommen in den beſten Familien zuſichern.

Wer erwartet, daß die Einwohner eines Ortes viel für ihn thun ſollen, muß kleine Städte bereiſen, wo man ſelten einen Fremden ſieht, wo man dann Luſtpartien für ihn macht, ihn auf die umliegenden Orte begleitet, und die merkwürdigſten Perſonen der Stadt für ihn zuſammen bittet. Mit dem allen geſchiehet es ſelten, daß Fremde ſich lange an einem ſolchen Orte aufhalten.

Uebrigens bin ich längſt gewohnt, Klagen über alle Städte zu hören, über die ich je mit

einer gewiſſen Zahl von Reiſenden geſprochen habe. Um angenehm unterhalten zu werden, muß der Fremde die Grundlage dazu in ſich ſelbſt mit bringen, und ein jeder empfängt in dem Maße, in welchem er zu geben im Stande iſt. Geſellſchaft iſt ein Tauſch! Der treibt den beſten Handel, welcher die größten Fonds beſitzt.

Siebzehnter Brief.

Ueber das weibliche Geſchlecht zu Wien ins beſondere — ihre Schönheit — Kleidung — Sittlichkeit — ſcurriliſche Schriften über Wien und Ausfälle aller Art — über die Aergerchronik — Umgang der beyden Geſchlechter — über große Städte überhaupt — ſind wir beſſer, oder ſchlimmer, als unſere Vorfahren? — übertriebene Angaben und mancherley Geſchichten, die über Wien erzählt worden ſind — Vieles wird als Sitte eines Ortes angegeben, was bloß ſeltene Ausnahme iſt.

Wien, den 8. April, 1799.

Mein letzter Brief handelte von Wiener Geſellſchaften, von ihren Einrichtungen und ihrer Art. Ueber das Schwankende und Unbeſtimmte des Ausdruckes: „Wiener“ habe ich mich vom Anfange her umſtändlich erklärt. Nehmen Sie das, was ich Ihnen darüber gegeben habe, als einen Verſuch; ein jeder beſchreibe, was er geſehen

hat. Ich weiß wohl, daß die Bewohner einer großen Stadt noch aus vielen andern Claſſen beſtehen, als die, über welche ich geſchrieben habe; allein mir hat es an Gelegenheiten gefehlt, ſie näher kennen zu lernen; ja ich habe gewiß auch einen großen Theil derjenigen Claſſen nicht geſehen, in denen ich am meiſten gelebt habe.

Was ich etwan von den Menſchenclaſſen abgenommen habe, die ich weniger Gelegenheit zu beobachten hatte, ſo dünkt mich, daß Treuherzigkeit, Gutmüthigkeit und frohe Laune, und dabey eine gewiſſe Eingeſchränktheit und Plumpheit unter ihre Charakterzüge gehören. Der Hang zu Vergnügen, Genuß und Wohlleben ſcheint in den mittlern und niedern Ständen größer zu ſeyn, als an irgend einem Orte. Anhänglichkeit an ihr Fürſtenhaus und willige Unterwürfigkeit unter die Maßregeln der Regierung, ſind in dieſen Claſſen ebenfalls charakteriſtiſch.

Unter dem zweyten Adel und überhaupt unter den beſſern Mittelſtänden dünken mich die Frauenzimmer mehr für Welt und angenehmen Umgang gebildet zu ſeyn, als die Mannsperſonen der nehmlichen Claſſe. Sie haben mehr Leichtigkeit und Gewandheit, und ihr äußeres Benehmen iſt zierlicher. Auch haben ſie in Geſellſchaft mehr von dem, was man Unterredung nennt, als ihre Männer und Brüder. Sie ſind lebhaft, angenehm, ungezwungen und unterhal-

tend. Außer der Franzöſiſchen Sprache, die ſo ziemlich alle Frauenzimmer von Erziehung reden, verſtehen auch mehrere die Engliſche. Wirklich ſprechen einige die letztere recht hübſch. Auch unter den Männern iſt dieſe Sprache geſchätzt, und in einigen Familien von Range findet man anſehnliche Bibliotheken davon. Daß Engliſche Bücher hier ſehr geſucht werden, beweiſt ſchon die anſehnliche und ſchöne Niederlage des Buchhändlers Degen. —

Muſik wird auch von beyden Geſchlechtern ſehr getrieben. Es gibt Clavierſpielerinnen und Sängerinnen, die man, wenn ſie von der Profeſſion wären, in den Rang der Virtuoſen ſetzen würde. Zwey derſelben ſpielten und ſangen bisweilen in einem Hauſe, das ich oft beſuchte. Immer legte man dann die Karten nieder und näherte ſich dem Zimmer, in welchem die Muſik war.

Daß das weibliche Geſchlecht zu Wien unter das ſchönere in Europa gehöre, kann man, glaube ich, mit Recht behaupten. Die Züge ſind vielleicht weniger bedeutend; aber eine ſchöne und friſche Geſichtsfarbe, ein wohl verſehener Buſen und eine Fülle von geſundem und feſtem Fleiſche, findet man bey den mehreſten. Einige, ſelbſt unter den jüngern, haben den Fehler der Hamburgerinnen, ob ſchon in einem geringern Maße: ſie ſind zu ſtark.

Die Wienerinnen haben ſich, ſo wie das weibliche Geſchlecht in faſt ganz Europa, ſchon ſeit vielen Jahren in ihrer Kleidung der Natur genähert. Sie folgen der Mode, ſo wie überall, wiſſen aber doch zugleich ſo viel Schattirungen und Mannigfaltigkeit in ihren Putz zu bringen, daß eine zahlreiche Verſammlung dieſer Schönen, wirklich ein reitzender Anblick iſt. Sie kleiden ſich mit vielem Geſchmacke, und ihre Aufſätze und Kopfputz beſonders verbergen die Kunſt unter Eleganz und einer ſcheinbaren Simplicität.

Von ihren Ausſchweifungen und ihren Schwachheiten ſage ich Ihnen nichts! Ich haſſe die Aergerchronik, und die mehreſten Data, die dahin gehören, erhält man durch Hörenſagen, und das mehrentheils aus den trübſten Quellen. Ich habe meine eigenen Grundſätze über dieſen Punct, und glaube gute Gründe zu haben, wenn ich die größere Hälfte von allen den Geſchichten und geheimen Anekdoten, die man über jede einigermaßen beträchtliche Stadt hört und lieſ't, geradezu für falſch halte. — In Geſellſchaft habe ich das Betragen der Wienerinnen durchaus anſtändig gefunden, und ich kann noch hinzu ſetzen, daß, wenn ein Frauenzimmer ſich auf einen gewiſſen Grad vergißt und zu unbeſorgt iſt, wenigſtens das Aeußere zu retten, ſie weder durch ihren Rang, noch Welt-, noch Modeſitte geſchützt iſt. Sie ſinkt in Verachtung und findet

ſich von einer großen Zahl von Häuſern rein aus-
geſchloſſen. Ich denke in dieſem Augenblicke an
eine hieſige Dame von ſehr hohem Range, die
in dieſem Falle iſt. Man erzählt, daß ſelbſt der
duldſame Joſeph ein ſolches Frauenzimmer einſt
von hier wegſchickte. „Madam," ſind die Worte,
die man ihm in den Mund legt, „Sie ſind eine
„ſehr ſchöne und ſehr liebenswürdige Dame, aber
„Ihre Aufführung geht zu weit; ich bitte Sie,
„Wien zu verlaſſen."

Wollen Sie aber durchaus über die Aerger-
chronik von Wien etwas wiſſen, ſo kann ich mit
der Anzeige einer ganzen Reihe von Schriften
darüber dienen. In dieſem Puncte ſind ſie un-
erſchöpflich, die Einheimiſchen und die Fremden.
Ich habe einen großen Theil des vergangenen
Winters damit zugebracht, daß ich Schriften al-
ler Art über dieſe Stadt geleſen habe, und ich
glaube, daß mir wenig von dem entgangen iſt,
was ſeit ungefähr dreyßig Jahren über dieſen Ge-
genſtand erſchienen iſt. Es iſt zum Erſtaunen,
wie wenig Gutes, Wahres, oder Wiſſenswerthes
in der größern Hälfte derſelben ſich findet! Die
mehreſten fallen in die erſten Jahre der Joſephi-
ſchen Regierung, hauptſächlich von 1781 bis
1785, in welcher Zeit eine Menge dieſer ſchrei-
benden Wiener wie eine Heerde Schulknaben mir
vorkommen, die lange eingeſperrt ſind und auf
ein Mahl losgelaſſen werden. Sie wiſſen nicht,

was ſie mit ſich ſelbſt anfangen ſollen, ſchlagen aus in allen Richtungen und werfen Koth auf die Vorübergehenden rechts und links. Damahls wurden alle Stände, alle Menſchenclaſſen zu Wien angegriffen. Einer ſchrieb über die Stubenmädchen, ein anderer über die Wirthſchafterinnen bey ledigen Herren; ein Dritter über die Witwer und Witwen, die ſo geſchwind ihren erſten Gegenſtand vergeſſen; einer über die Halbfräulein, Kammerjungfern, Stadtſtutzer u. dgl. ein anderer über die Fräulein in Wien, und wieder einer unterſuchte: „Wie lieben die Mädchen „in Wien?“ — In dieſe Zeit gehören auch „Friedels Briefe von Wien nach Berlin“ und hauptſächlich die berüchtigten „Briefe von Berlin.“ — Alle dieſe Schriften ſind entweder gerade hin ſchlecht, oder enthalten bittere und hämiſche Angriffe von mancherley Art. Die letztern Werke erzeugten die „zehn Briefe aus Oeſtreich“ — die „Beylage zu den Briefen aus Berlin ꝛc.“ und andere.

Das beſte und brauchbarſte, was ich von Einheimiſchen aus der frühern Zeit über Wien geleſen habe, iſt: „Pezzls Skizze von Wien. Erſtes Heft, 1787.“ Es ſind dieſer Hefte fünf, die über 800 Seiten einnehmen. Dieſes Werk iſt eigentlich kein Führer, oder Nomenclator von Dingen, die hier zu ſehen ſind, und doch findet man die hauptſächlichſten Merkwürdigkeiten kurz

und mit Geſchmack angezeigt. Der Verfaſſer beſitzt Darſtellung in einem hohen Grade, hat einen geſunden und zugleich heitern Blick, und räſonnirt vernünftiger über die mehreſten Gegenſtände einer großen Stadt, als ſehr viele andere, die darüber geſchrieben haben. So bald er aber auf die Lieblingslaſter großer Städte kommt, auf den Umgang der beyden Geſchlechter und auf die in dieſer Rückſicht verdorbenen Sitten der Großen, ſo bemerkt man gar bald, daß er nicht mehr aus eigener Kenntniß und Beobachtung ſchreibt, ſondern in den allgemeinen Ton der Aergerchronik eintritt. Seine Sprache hat dann auch nicht mehr jenes Gepräge der Wahrheit, welches nur das Selbſtgefühlte, Selbſtgeſehene und Selbſterfahrne gibt.

Wenn Sie aber einen Ausbund von Aergerchronik und von Ausfällen aller Art zu ſehen wünſchen, ſo müſſen Sie „die Schwachheiten der Wiener aus dem Manuſcripte eines Reiſenden, herausgegeben von Arnold, 1784" leſen. Dieſer ſtrenge Sittenrichter umfaßt ſehr viel und tadelt Alles — Freſſereyen, Andachten, Cenſur, Herren und Frauen von, gnädige Fräulein, Modekrankheiten, Galanterie, öffentliche Weibsperſonen, (14,000 an der Zahl; darunter 10,000 für jedermann,) Schoßhündchen, Hoftrauer, Spielſucht, Wagen, Aufwand, Theater, Redoute, Mütter, Töchter, Ehe-

ſtand, Hausfreunde, Ahnenſtolz ꝛc. — Durch alles das werden Sie Wien nicht im geringſten näher kennen lernen; ja Sie haben faſt alles ſchon geleſen, denn im Grunde finden Sie das nehmliche in Mercier's Gemählde von Paris. Der Verfaſſer hat Manches faſt wörtlich abgeſchrieben und bloß Wien angepaßt. Es ſind Gemeinſätze, die ſich eben ſo gut auf das alte Rom und Babylon und Jeruſalem anwenden laſſen, und die Sie ſchon in Moſes und den Propheten finden. Es iſt ſehr leicht, Bücher dieſer Art zu ſchreiben, denn wir haben der Modelle ſchon ſo viele über die Hauptſtädte faſt aller Länder, und ſelbſt über die anſehnlicheren Mittelſtädte.

Das kürzeſte und beſte Werkchen dieſer Art hat uns ſchon Juvenal geliefert; beſonders können Sie ſeine ſechſte Satyre als ein Muſter für alle Schriftſteller über dieſen Artikel betrachten. Ich habe ſchon ſeit vielen Jahren meine eigenen Gedanken über Bücher dieſer Art. Juvenal will ich in Ehren laſſen; zu ſeiner Zeit mochten freylich die Sitten zu Rom verderbt genug ſeyn: und da ich ihn für einen ehrlichen Mann halte, will ich glauben, daß ſein Gemählde von Rom ſo ziemlich wahr iſt, nachdem ich nehmlich etwas für ſeine ſchwarze Galle, ſeine Hypochondrie und den dichteriſchen Schwung abgerechnet habe; aber die allermehreſten ſeiner Nachfolger habe ich in einem argen Verdachte; ich meyne nehmlich, daß

ſie ihre Gemählde verdorbener Sitten nicht ſo wohl aus der wirklichen Welt, nicht aus dem, was ſie geſehen und erfahren haben, abnehmen, als vom Hörenſagen, aus Büchern gallſüchtiger Moraliſten, von einigen jungen Leuten, die nicht alles genoſſen haben, deſſen ſie ſich rühmen; und dann wieder von alten Leuten, deren viele in allen Ländern über das Sittenverderbniß ihrer Zeit ſchreyen, und immer nur das Vergangene loben; von gewiſſen Predigern, die nie den Zugang zu dem Theater der Laſter hatten, über die ſie eifern, und endlich aus der Aergerchronik der Stadt, über die ſie ſchreiben. Jeder Ort aber, er ſey ſo unbedeutend als er wolle, hat ſeine Aergerchronik, die durch Tradition ſich fortpflanzt, und von einer alten Jungfer auf die andere, von dieſer Bethſchweſter auf jene, und von einer ſpröden Matrone zur andern fortgeſetzt und vervielfältiget wird.

Ich habe mich lange in London aufgehalten und in mehreren großen Hauptſtädten längere oder kürzere Zeit gelebt; ich habe viel Gelegenheit gehabt, die Menſchenclaſſe zu kennen, die wegen verderbter Sitten am meiſten verſchrien iſt, und habe immer meine Augen offen gehabt, um zu ſehen; aber nie und nirgends habe ich das Modell zu den Beſchreibungen finden können, die mir gelegentlich von allen dieſen Städten in die

Hände fielen. Gleichwohl weiß ich, daß viele ſolcher Schriftſteller weit weniger Gelegenheit hatten, zu ſehen, als ich.

Ueberall, in großen und kleinen Städten, ſo wohl als auf dem Lande, habe ich die Menſchen gemiſcht gefunden, überall Weſen, die theils durch die Lehren ihrer Religion, theils durch Grundſätze von Ehre und Anſtand, durch weltlichen Vortheil, oder Verhältniſſe, durch Scham und mancherley andere Gründe einen Zwang gegen ihre Zügelloſigkeit entweder fanden, oder ſich ſelbſt machten. Und überall, dünkt mich, iſt die Zahl derer, die ohne Scham und ohne Scheu durchbrechen, verhältnißmäßig nur klein. Ueberall, wo ich geweſen bin, und Gelegenheit gehabt habe, die Menſchen näher zu ſehen, habe ich eine Menge ehrlicher und wackerer Männer gefunden, Weiber, die ihren Gatten treu waren, milde und menſchliche Herrſchaften ihres Geſindes, gute Aeltern und folgſame Kinder. Alles das habe ich unter der mehreren Zahl ſelbſt der Menſchen vom erſten Range angetroffen, und dieſe ſollen doch gewöhnlich die verderbteſten ſeyn, wie wohl ich feſt glaube, daß die geſammte Maſſe ihrer Laſter keinesweges größer, als die von andern Leuten iſt, ob ſchon zum Theil von einer andern Natur. Aeußerſt ſelten finden Sie unter den Großen die niedrigen, ehrloſen und

verächtlichen Laſter des Pöbels, ſo wie dieſem wiederum die Mittel benommen ſind, laſterhaft auf die Art der Großen und Reichen zu ſeyn.

Was diejenigen Ausſchweifungen betrifft, womit ſich die Aergerchronik eines jeden Ortes am meiſten und liebſten beſchäftiget, ſo hat Pope vielleicht nicht ganz unrecht, wenn er ſagt: that every woman is a rake at heart. Die allermehreſten ſind Coketten im Herzen, mehr oder weniger; und faſt möchte ich hinzuſetzen, daß es die Männer auch ſind. Faſt alle in der gebildeten Geſellſchaft lebende Weiber wünſchen zu gefallen und freuen ſich der Eindrücke, die ſie machen. Junge Männer ſind gewöhnlich eben ſo wenig darüber gleichgültig. Der Mann wünſcht dem Weibe zu gefallen, und das Weib hat gern ein Gefolge. Daß daraus immer die Verletzung der jungfräulichen Scham, oder der ehelichen Treue entſtehe, iſt falſch, denn das Ding iſt ſo mancherley Schwierigkeiten und Gefahren unterworfen. Alle Liebeley iſt auch nicht Leidenſchaft, und ich kenne Weiber, die ſich für unglücklich halten würden, wenn ſie nicht immer von Anbethern umgeben wären, von denen ſie doch oft nicht einen einzigen lieben.

Was aber eine gewiſſe Begünſtigung betrifft — je nun, laſſen Sie einen jeden und eine jede, die ſich ſelbſt ein wenig ſtudiert haben, die

Hand auf die Bruſt legen, und den Fall ſetzen, daß zwey Perſonen Neigung für einander haben, daß Zeit und Umſtände ſie begünſtigen, und ganz vorzüglich — daß ſie gegen alle Gefährde geſichert ſind — ich fürchte, hier handeln die Menſchen in den großen Städten wie in den kleinen, und die Dörfler wie die Städter. — Zur Ehre der Tugend merke ich dabey an, daß jeder allgemeine Satz ſeine Ausnahmen hat, die ſich von ſelbſt verſtehen. — Der unehelichen Kinder gibt es, in gewiſſen Strichen von Europa, beynahe ſo viele auf den Dörfern, als in den Städten; und der Umſtand, daß Wien verhältnißmäßig weniger uneheliche Kinder hat, als manche kleinere Stadt, dient einigen gerade zu einem Beweiſe, daß das Sittenverderbniß hier größer iſt, als an vielen andern Orten.

Große Städte ſind in der moraliſchen Welt, was ein warmes Clima der Pflanzenwelt iſt: Alles wird von einer warmen Sonne beſſer ausgekocht, ſtärker und kommt zu einer größern Reife! Mithin finden Sie da die größten Tugenden und die größten Laſter, und die einen müſſen die andern aufwiegen. Mittelmäßigkeit iſt das Product kleiner Länder und kleiner Städte; die großen Hauptſtädte erzeugen Extreme, die guten ſo wie die böſen. Auch findet ſich da weniger Heucheley und ängſtliches Verſtecken; man kennt

den Menſchen und ſeine Schwächen, und iſt nachſichtig. Freylich ſtaunt der Kleinſtädter, wenn er gewiſſe Dinge hört, über die man hier ziemlich gleichgültig wegeilt, die aber ſeinen ganzen kleinen Wohnort in Bewegung ſetzen würden. Aber er überlegt nicht, daß der Saamen zu dem allen auch in den Einwohnern ſeiner Vaterſtadt liegt, nur daß es ihr an der Sonne fehlt, die ihn zur Reife bringt. — Endlich überdenken dieſe Männer nicht, daß eine große Hauptſtadt die Bevölkerung mehrerer kleinen Fürſtenthümer in ſich ſchließt.

Und was iſt der endliche Zweck dieſer Moraliſten mit allem ihren Geſchrey über Sittenverderbniß und Laſter, wovon ein großer Theil erdichtet und ein anderer übertrieben iſt? Wollen Sie beweiſen, daß zu London und Paris mehr Laſter iſt, als zu Wien; zu Wien mehr als zu Hamburg, und zu Hamburg mehr als zu Leipzig? — Das haben wir alle ſchon längſt gewußt. — Oder wollen Sie uns ſagen, daß die großen Hauptſtädte voller Laſter und voller Tugenden ſind, wie ſie es zu allen Zeiten waren? — Auch dieſes weiß ein jeder, der nur einigermaßen ſich in der Geſchichte nach etwas mehr umgeſehen hat, als nach Schlachten und Staatsumwälzungen. — Oder wollen ſie uns etwan beweiſen, daß wir ſammt und ſonders Groß-

und Kleinſtädter nicht beſſer ſind, als die, welche das Theater des Mittelalters füllten, oder Jahrtauſende vor uns lebten? — Das, dächte ich, ſollte wohl niemanden einfallen! — Von Männern, die ſich Beyſchläferinnen zu hunderten hielten, hören wir doch jetzt nicht. Freylich nimmt noch immer mancher Mann einem andern ſeine Frau weg; aber auch den Mann obendrein zu ſchlachten, — das fällt ihm nicht ein. Bey uns wird kein Kopf mehr abgeſchlagen, weil ein Mädchen hübſch getanzt hat. Unſere Wollüſtlinge gehen freylich noch bisweilen auf die Gaſſe, um eine Dirne aufzuleſen, ſo gut wie Vater Rubens, der die ſeinige auf der Straße ſuchte; aber daß Brüder ihre Schweſtern gewaltſam anfallen, und daß die Töchter ihre Väter trunken machen, um — — das trägt ſich doch bey uns nicht zu, ſo wenig als man von Brudermord hört. — Oder wo ſind jetzt die Leute, die zu ihrem Mitbürger ſagen: „Gib uns deine Gäſte heraus, auf daß wir ſie erkennen?" — So etwas mag allenfalls noch unter den wilden Horden der Araber Mode ſeyn, die den Franzoſen dieſe Ehre anthaten. „Il falloit, ſagt einer ihrer Generale, ou périr, ou passer par là." Und doch könnte man noch ſagen, daß dieſe Araber lange nicht ſo ſchlimm ſind, als ihre Vorfahren, denn am Ende waren es ihre Gefangenen

und Feinde, an denen ſie das thaten, nicht ihre Gäſte.

Manche Abgeſchmacktheiten, die man über Wien in die Welt gebracht hat, würden nie zum Vorſchein gekommen ſeyn, wenn der Schriftſteller nur einen Augenblick nachgedacht, berechnet und verglichen hätte. So ſagt der Verfaſſer der Schwachheiten der Wiener, es gäbe hier 14,000 Freudenmädchen, worunter 10,000 ganz öffentlich und für jedermann gemein wären. Laſſen Sie uns ein Mahl dieſe Zahlen näher betrachten, und das hätte doch wohl der Verfaſſer thun ſollen, ehe er ſie niederſchrieb. Zahlen, ſagt ein ſehr kluger Engliſcher Schriftſteller, are Stubborn things, ſind Dinge, gegen die ſich nichts ſagen läßt. — Nach der Bevölkerungsliſte von 1784, in welchem Jahre dieſes Buch erſchienen iſt, hatte Wien 216,883 Einwohner. Um allen Einwendungen, wegen der nicht angegebenen Garniſon, vorzubeugen, will ich ſie gleich um mehr als 20,000 Seelen erhöhen und zu 238,000 annehmen. In dieſem Falle wäre jedes ſiebzehnte menſchliche Weſen eine Hure. Von den übrigen ſechzehn rechne ich, daß fünfe in dem Alter der Kindheit, oder frühern Jugend, beyderley Geſchlechts, und ſechs Perſonen weiblichen Geſchlechts ſind. Alſo blieben noch fünf Männer. Von dieſen nehme ich zwey weg (und das

iſt doch wahrhaftig nicht zu viel?) welche in dieſem Artikel keine Geſchäfte thun, weil ſie — entweder verheirathet und ihren Weibern treu ſind, oder weil ihr Alter gewiſſe Genüſſe nicht mehr zuläßt, oder weil ſie, aus Grundſätzen von Religion, von Sittlichkeit oder von Furcht, ſich ſolche verſagen. Alſo käme auf jede drey Männer zu Wien eine öffentliche Weibsperſon. Sollten aber, durch die Bank, je drey Männer eine ſolche erhalten, ſo fürchte ich ſehr, daß ein großer Theil der armen Geſchöpfe würde verhungern müſſen. — Aber hiermit iſt meine Rechnung noch nicht zu Ende! Es iſt eine bekannte Sache, daß in allen anſehnlichen Städten ein großer Theil der Dienſtmädchen aller Art gewiſſe Privatgeſchäfte auf eigene Rechnung treibt, und das nicht ſelten mit mehr als einer Mannsperſon. Setzen Sie hinzu — manches ehrliche Mädchen, die, weil ſie ein Mahl genaſcht hat, ſo viel Freude an dem Dinge findet, daß ſie es gelegentlich in aller Stille und Ehrbarkeit wiederhohlt; und endlich — was ſich auch an den geſittetſten Orten von ſelbſt verſteht, — eine gewiſſe Zahl verheiratheter Weiber, die einem guten Freunde gelegentlich einen Gefallen thun. Dieſe drey Claſſen von Weibsperſonen müſſen nun aber doch auch von den drey Männern verſehen werden, auf die, nach meiner vorigen Rechnung, ſchon

ohnedieß ein öffentliches Geſchöpf kommt. — Poſſen! Wir kennen ja alle die Beſchränktheit der menſchlichen Natur! — Ich könnte noch hinzu ſetzen, daß, wenn es wahr iſt, daß eine große Zahl von Männern ihren Weibern untreu ſind, ſo kann man ſich darauf verlaſſen, daß es auch eine beträchtliche Zahl von Weibern gibt, die ihre Männer auf die nehmliche Art behandeln: und da fände ſich denn ein neuer Abzug für die 14,000 Freudenmädchen von Profeſſion. — Wirklich iſt es ſehr ſchwer, ihre Zahl zu beſtimmen; indeſſen haben mir Männer, die ſich mit dem Gegenſtande beſchäftiget haben, geſagt, daß ſich ihre Zahl auf 4000, vielleicht auch etwas darüber, belaufen könne.

Wenn nur die Reiſenden, die die wunderbarſten Dinge über einen Ort auskramen, ſo gut wären, alle Mahl hinzu zu ſetzen, unter was für Menſchenclaſſen ſie das oder jenes geſehn haben! So eifert der verſtorbene Profeſſor Sander über ſo mancherley, das ihm zu Wien vorkam, und, um zu beweiſen, wie ganz ſchamlos die Aufführung der Wiener Frauenzimmer iſt, erzählt er von einer, die ſich von dem neben ihr ſitzenden Chapeau ſo habe kitzeln laſſen, daß ſie unter den Tiſch fiel. — Von ſo etwas kann ich mir nur zwey Fälle denken: Entweder befand ſich der Carlsruher Profeſſor unter ſehr niedrigen

Ständen und unter Leuten von wenig Lebensart: und in dieſer Claſſe könnte ſich ſo etwas auch wohl zu Carlsruhe zutragen; oder er war in einer kleinen Geſellſchaft von nahen Verwandten und traulichen Bekannten, die ſich in ihrer Ausgelaſſenheit um ſeinetwillen keinen Zwang anthaten, und vielleicht nur deſto ausgelaſſener waren, um den Profeſſor zu plagen, und die ernſte, ſittenrichterliche Stirne des jungen Mannes (er war kaum acht und zwanzig Jahr, als er ſtarb) zu entrunzeln. — Ueberhaupt zeigt dieſer Mann in ſeiner Reiſebeſchreibung ein ſeltſames Gemiſche von Eingeſchränktheit und Kenntniſſen, von Abgeſchmacktheit und geſundem Verſtande, von Aufgeklärtheit und Bigotterie. Und dann die Naivetät, mit der er alles zur Sprache bringt. Er iſt ſehr böſe auf die Wiener Katholiken, findet aber, daß die vornehmen Wiener Proteſtanten auch nicht viel taugen, daß ſie keine Handbibeln, ſondern nur immer große Hausbibeln haben, und daß ſie weder vor, noch nach der Mahlzeit bethen. Ueber alles, was er in großen Städten ſieht, ereifert er ſich denn ſehr, und dann fällt ihm wieder, mit einem Seufzer, ein — „in Jeruſalem, zu Salomons Zeiten, wars eben ſo." — Ja wohl, mein ehrlicher Profeſſor, und zu Rom und Babylon, Korinth und Ninive und an zwanzig andern Orten wars

eben ſo, und ſo wird es ſeyn bis an der Welt Ende.

Erinnern Sie ſich der Wiener Tiſchgeſpräche, die Riesbeck in den Reiſen eines Franzoſen mit ſo vielem Witz zu erzählen weiß? Wie da immer ein Mönch zu Tiſche geladen wird, der andern zum Stichblatte dient, und auf den ſie, zum Beſten der ganzen Geſellſchaft, ihren Witz abfeuern! — Das iſt alles recht gut und unterhaltend, nur hätte er hinzu ſetzen ſollen, ob das bey einem Schneider, oder Schuhmacher, bey einem Friſeur oder einer reichen Fratſchelfrau ſich zutrug. — Aber an ſolchen Dingen iſt der gute Riesbeck wohl unſchuldig! Kein Menſch erinnert ſich, ihn je hier gekannt zu haben, und ſehr viele behaupten, daß er nie zu Wien geweſen iſt; ja man will das aus mehreren Stellen ſeines Werkes durch innerliche Evidenz beweiſen, indem man Verſtöße in ſeinem Buche findet, die niemand wohl machen kann, der ſich nur ein Paar Tage mit offenen Augen an einem Orte umgeſehen hat. — Ich weiß wohl, daß man aus mehreren Stellen ſeines Werkes, durch den nehmlichen Grund der innern Evidenz beweiſen könnte, daß er hier geweſen ſeyn müſſe, weil niemand über gewiſſe Dinge ſo ſchreiben kann, wenn er ſie nicht ſelbſt geſehen hat. Allein dieſe und andere Materialien ſollen ihm von hieſigen Schriftſtellern geliefert worden ſeyn. Ich

weiß allerdings, daß das hin und wieder geſchehen iſt, und daß ein Theil der Beſchreibungen, die in der Ferne von Wien erſchienen ſind, von hieſigen Einwohnern kam. Auch mir hat man Beyträge angebothen; allein da ich nichts ſchreiben wollte, als was ich ſelbſt geſehen, oder geſammelt hatte, habe ich ſie abgelehnt.

Was endlich die Aergerchronik von Wien, ſo wie von verſchiedenen andern großen Städten ſehr angeſchwellt hat, iſt folgender Umſtand: Reiſende ſo wohl als Einheimiſche zeichnen, wenn ſie über einen Ort ſchreiben, eine gewiſſe Zahl von Dingen auf, von denen ſie überall reden hören, und die freylich ſich zugetragen haben; über die aber der Einwohner der Stadt ſich eben ſo ſehr wundert, als der Fremde. In der Ferne erſcheinen dieſe einzelnen Fälle, welche nichts als Ausnahmen von der Regel ſind, an der Tagesordnung, um die ſtehenden Sitten des Ortes zu ſeyn. Für ſolche Auswüchſe ſind denn die großen Städte das rechte Theater, ſo wie die wärmſten Himmelsſtriche die wildeſten Thiere hervor bringen. Aber ſolche Fälle beweiſen nichts für den Charakter der Einwohner im Ganzen, nichts für die Mehrheit und das tägliche Leben.

Wären zu Wien die Schwelgerey, die Wolluſt, die Ausgelaſſenheit und die Laſter aller Art ſo allgemein im Gange, als viele uns möchten glauben machen, woher käme denn die große

Menge von ſchönen und geſunden Mädchen und Frauen, die ich überall an öffentlichen Orten ſo wohl als in Privathäuſern ſehe? Wien, wie ich ſchon geſagt habe, gehört wirklich unter die Städte von Europa, wo Schönheit ganz vorzüglich zu Hauſe iſt. Und dieſe Schönen ſind nicht jene diminutiven, ſchwächlichen und delicaten Geſchöpfe, wodurch viele Hauptſtädte ſich auszeichnen, ſondern es ſind gute, ſtarke Körper, friſch, blühend und von einem feſten Fleiſche. — Noch weit mehr könnte ich Ihnen von den Schönheiten ſagen, die ſich unter den öffentlichen Mädchen finden; allein ich berühre ſie hier mit Fleiß nicht, weil man mit Recht mir einwenden könnte, daß vielleicht nur die Hälfte davon Wienerinnen ſind, und daß die übrigen aus den verſchiedenen Provinzen der Monarchie und ſelbſt aus Schwaben, Bayern und Salzburg kommen.

Achtzehnter Brief.

Wien iſt eine reiche Stadt und muß als ſolche beurtheilt werden — der Luxus am gehörigen Orte hat auch ſeinen Nutzen — Unterſchied deſſelben zu Wien und in England — die Familie eines großen Hauſes — die Thürhüther — die Hausmeiſter — hat der Luxus in Wien abgenommen? — der Wechſelcurs — Ducaten und ihr Werth — Sechs- und Zwölfkreuzer — Luxus der Tafel — Freſſerey — Vergleichung mit einigen andern Orten — jährliche Conſumtion — der Wiener iſt kein Trinker — Anmerkung über den allgemeinen Charakter ganzer Völker.

Wien, den 14. April 1799.

Wer dieſe Stadt beurtheilen und aus einem richtigen Geſichtspuncte betrachten will, muß nie vergeſſen, daß es ein ſehr reicher Ort iſt. Eine Menge falſcher Anſichten und ſchiefer Urtheile kommen einzig und allein daher, daß man dieſen Umſtand nicht immer in den Augen gehabt hat.

Der Luxus zu Wien iſt groß, ſehr groß, auch wenn man ihn mit dem von verſchiedenen andern Europäiſchen Hauptſtädten vergleicht. Freylich kommt er dem Londoner nicht bey, aber er überſteigt den Luxus von Rom und Neapel, und bey weitem den von Berlin, Kopenhagen, Stockholm ꝛc. Mit 50,000 Gulden jährlicher Einkünſte iſt man hier keinesweges reich. Die Zahl der Familien, die 100,000 Gulden und drüber verzehren, iſt ſehr groß. Es gibt mehrere, die über 200,000 Gulden jährlich beſitzen, und ſo ſteigt es, freylich in mindern Zahlen, bis Sie endlich an die Fürſten von Schwarzenberg, Eſterhazy und Aloiſius von Lichtenſtein kommen; die jährlichen Einkünfte des letztern werden von manchen auf 900,000 Gulden, und von andern noch höher geſchätzt. — Von 100,000 Gulden abwärts finden Sie eine lange Stufenreihe, in welcher endlich die wohlhabenden Mittelſtände eingreifen, durch die Sie allmählich herab bis auf den wohlhabenden Handwerker kommen. Alles geht durch regelmäßige Abſtufungen und nirgends iſt eine grelle Lücke. Selbſt in den niedrigſten Ständen finden ſich nur wenig Menſchen in ganz elenden Umſtänden. Ja es iſt ein eigener und charakteriſtiſcher Zug dieſer Stadt, daß man bey allem dem Reichthume, dem Luxus und der Pracht, die ſich hier finden, gar nichts von jener ſchmählichen Armuth

ſieht, die in einer ſo häßlichen Geſtalt zu London und Paris, und mehr noch zu Rom, Genua und Venedig auffällt. In Wien iſt der Luxus der Großen, der Reichthum der zweyten Claſſe und die Wohlhabenheit der Mittelſtände gerade eine von den Urſachen, daß auch die ganz niedrigen ihr erträgliches Auskommen finden.

Was ſollen alſo alle die Predigten über den Luxus und die Verſchwendung der Reichen und Großen? Wenn viele Häuſer hier zwey, drey und fünf Mahl mehr haben, als die Großen zu Berlin, Kopenhagen und Stockholm, ſo iſt doch alles, was man wünſchen kann, daß ſie dieſen Reichthum in Umlauf bringen mögen. Sie thun dieſes durch die Aufrechthaltung großer und reichmeublirter Häuſer, durch eine beträchtliche Zahl von Officianten und prächtig gekleideter Bedienten, durch eine Menge Pferde, koſtſpielige Mahlzeiten und durch hundert andere Wege, welche Luxus und Erfindungsgeiſt dem Reichen überall öffnen.

„Ja, ſagen die weiſen Moraliſten: dieſes Geld könnte beſſer angewendet werden!" — (Freylich wohl!) Sie ſollten das Verdienſt aufſuchen und belohnen, arme Mädchen ausſtatten, dem jungen Genie emporhelfen, fähige Knaben erziehen, ihre Unterthanen glücklich machen, ihnen ihre Abgaben erlaſſen" — — Ja, Ja,

That God would make us but a better world
Of one entire and perfect chryſolite *)!

Die Großen zu Wien ſind wie die Großen in der ganzen Welt! Sie lieben Pracht, ſchöne, weitläuftige und reich-meublirte Häuſer, eine gute Tafel, eine glänzende und zahlreiche Livree, elegante Wagen und viele und ſchöne Pferde. — Von allen dieſen Dingen ziehen die mittlern und niedern Claſſen ihren reichen Antheil: und ſo ſind auch dieſe wohlhabender als in andern Städten, und ſo lieben auch ſie Kleiderpracht, Mahlzeiten und Beluſtigungen. In allem dem ſehe ich nichts, als den gewohnten Gang der menſchlichen Natur, und würde mich in der That wundern, wenn ich es zu Wien anders fände, als ich es ſehe. — Daß der Brandenburger und der Sachſe, der Däne und der Schwede weit weniger aufgehen läßt und mäßig lebt und ſpart, daran thut er ſehr wohl und weiſe; aber daraus folgt keinesweges, daß das auch für den Wiener eine Regel ſey.

Jedes Land hat ſeinen beſondern Luxus und ſeine eigenen Arten des Aufwandes! Der Eng-

*) Wenn uns nur Gott eine beſſere Welt machen wollte
Aus einem ganzen und vollkommenen Chryſolit!

länder lebt auf dem Lande mit der Pracht eines regierenden Fürſten und verthut ungeheure Summen in Pferden, Hunden und allem, was zur Jagd und Rennbahn gehört, während daß er zu London ein verhältnißmäßig kleines Haus hält. Die Wiener Großen machen dafür einen Aufwand in Stadtgebäuden und Officianten, den man in England wenig kennt. Mancher beſitzt zu Wien ſo wohl als zu Prag Häuſer, die zu London für etliche Herzoge zureichen würden. Einige haben einen Hofſtaat, oder, wie ſie es hier nennen, eine Familie, die das größte Londoner Haus kaum faſſen würde. Auch haben zu Wien manche Herrſchaften für ihre Leute ein beſonderes Gebäude, oder dieſe wohnen auch bisweilen in verſchiedenen Theilen der Stadt.

Man hat den Ausdruck Familie lächerlich gemacht, der hier gerade wie in Italien gebraucht wird. Freylich fällt es einem auf, wenn die Familie dieſes, oder jenes Großen ſich anmelden läßt, und in einem Laufer und allenfalls noch einem Livreebedienten beſteht, welche um ein Geſchenk bitten, weil man bey ihrer Herrſchaft zum erſten Mahle zu Mittage geſpeiſ't hat, weil es Neujahrstag iſt, oder weil der Fremde bald abzureiſen denkt. Dieß ſind die drey Hauptperioden, in welchen man dem Geſinde der großen Familien etwas gibt. Dafür aber wird im Hauſe ſelbſt

nie etwas erwartet; in den Mittelhäuſern gibt man jedes Mahl eine Kleinigkeit, gewöhnlich beym Herableuchten.

Eigentlich wird unter dem Worte Familie in großen Häuſern das ganze Perſonale der Haushaltung verſtanden, und drückt etwas aus, wovon wir in Norddeutſchland keinen Begriff haben, weil es bey uns keinen ſolchen Adel gibt. Wenn hört man bey uns von Capellmeiſtern, Hofmahlern, Stallmeiſtern, Caplänen, Bibliothekars, Gallerieinſpectoren, Secretärs, Küchenmeiſtern ꝛc. Allenfalls hat man in Norden einen Secretär, einen Bibliothekar, einen Haushofmeiſter; aber weiter geht man ſelten; bey einem Großen von Wien hingegen finden Sie immer mehrere dieſer Stellen, und bey manchen alle. Man nennt ſie hier Officiers, um ſie von dem eigentlichen Geſinde zu unterſcheiden, beſonders ſeit dem dieſes den Nahmen Familie angenommen hat.

Ein Artikel des Luxus, den man hier in allen großen Häuſern findet, ſind die Thorhüther, oder wie man ſie hier nennt, die Portiers. Es ſind faſt durchaus große und ſchöne Männer, die auf eine beſondere Art, aber immer ſehr gut, und hin und wieder ſehr reich gekleidet ſind. Sie ſind Bediente von der beſſern Art, und ſtehen ſich mehrentheils ſehr gut. Das ſtattliche Anſehen und der glanzvolle Aufzug dieſer Leute zu

Wien iſt charakteriſtiſch, denn in keiner Hauptſtadt von Europa habe ich ſie ſo gefunden. Sie führen einen großen Stab mit einem ungeheuern ſilbernen Knopfe, auch hin und wieder den Degen an einem breiten Gehenke von der Schulter herab. Einige tragen einen dreyeckichten Hut mit Federn beſetzt. Selbſt einige von den Familien, die kein ganzes Haus, ſondern nur ein Stockwerk bewohnen, halten einen ſolchen Thorhüther. Zu Paris waren ſie unter dem Nahmen von Schweizern bekannt, mehrentheils ſchwere, vierſchrötige Kerls, die eine eigene, lächerliche und nichts weniger als elegante Kleidung trugen. — Zu London hat man von dieſen Prunkbedienten keinen Begriff, ſo wenig als von einem Laufer. Selbſt in den Häuſern, wo ein Thorhüther (porter) gehalten wird, iſt es häufig ein alter, wenigſtens unanſehnlicher Mann, der weder unter die eine, noch die andere Art von Bedienten gehört. Er trägt gewöhnlich keine Livree, und hat doch nichts von der Zierlichkeit der höhern Bedienten.

Dieſe Thorhüther müſſen Sie mit den ſo genannten Hausmeiſtern nicht verwechſeln, welche ganz andere und oft ſehr grämliche Geſchöpfe ſind. Dieſen haben faſt alle Wiener Häuſer, und er entſpricht gewiſſermaßen dem Manne, den man an manchen Orten den Hausknecht, oder Hausmann nennt; nur iſt er hier ein Weſen

größerer Würde, läßt ſich auch Herr Hausmeiſter nennen. Außer mehreren Beſorgungen, die er für das Haus zu machen hat, iſt ſein eigenes Geſchäft, die Thüre allen denen zu öffnen, die Abends nach zehn Uhr entweder herein, oder heraus wollen. Dafür gehören ihm jedes Mahl drey Kreuzer; doch gibt man ihm lieber monathlich und, verhältnißmäßig, mehr. Drey Kreuzer ſind das geringſte, die er als ſein Gebühr nimmt, und wofür er häufig auf ſich warten läßt.

Dieſer Hausmeiſter iſt eins von den Geſchöpfen, gegen die die allermehreſten Wiener Schriftſteller zu Felde ziehen. Das Daſeyn dieſes Mannes, ſo wie die Einrichtung, daß die Häuſer um zehn Uhr geſchloſſen werden, hat ihre Unbequemlichkeiten, aber ſie trägt im Ganzen ſehr viel zur allgemeinen Sicherheit bey. Gewöhnlich gehen ſehr wenig Menſchen nach zehn Uhr in ein Haus, in welchem ſie nicht wohnen. Der Hausmeiſter, der alle Hausgenoſſen kennt, wird alſo natürlich auf ein fremdes Geſicht aufmerkſam, und fragt, zu wem man will? Kommt der Fremde dem Hausmeiſter verdächtig vor, ſo begleitet er ihn vielleicht bis vor die Thüre der genannten Perſon, die denn zu Hauſe ſeyn muß, ſonſt müßte der Fremde ohne weiteres wieder abgehen. Manche dieſer Hausmeiſter ſollen auch,

wie man ſagt, mit der Polizey in Verbindung ſtehen.

In den letzten Jahren ſcheint mir der Luxus in Wien eher ab= als zugenommen zu haben. Ich kann mich irren, aber mich dünkt, ich finde einen Unterſchied zwiſchen dem, was ich jetzt ſehe, und was ich bey meinem letzten Aufenth[alte] hier fand. Gleichwohl iſt es jetzt Winter; folglich iſt die Stadt weit voller als damahls, mitten im Sommer. Ich habe mehreren Wienern dieſe Bemerkung mitgetheilt, und ſie meynten, daß ſie gar wohl richtig ſeyn könnte, ob ſchon Perſonen, die immer hier ſind, gewiſſe allmähliche Veränderungen weniger gewahr werden. So viel iſt gewiß, daß mehrere große Familien in ihrer Haushalung beträchtliche Einſchränkungen gemacht haben, und weder die nehmliche Zahl von Bedienten, noch Pferden halten, wie ſonſt; andere Artikel zu geſchweigen. Man fühlt die Kriegsſteuern und die mancherley Beyträge, womit man die Regierung unterſtützt hat, ſo wie den erhöhten Preis aller Dinge. An klingender Münze fehlt es hier ſehr; unter den Großen ſind viele zu Grunde gerichtet; der Hof befolgt ein weiſes und nothwendiges Syſtem von Sparſamkeit; das Volk iſt mit großen Abgaben beſchwert, und der Handel iſt unbeträchtlich. Da die Conſumtion aller Art im Kriege weit beträchtlicher iſt, als im Frieden, ſo hat man ſchon ſeit vielen

Jahren weniger ausgeführt, als ſonſt. Dabey ſind alle Oſt- und Weſtindiſche Waaren, ſo wie überhaupt eine Menge Erzeugniſſe, die man aus der Fremde einführt, ungeheuer im Preiſe geſtiegen. Da aber inländiſche Induſtrie nicht gleiches Maß damit gehalten hat, ſo geht mit jedem Jahre eine größere Geldmaſſe aus dem Lande.

Der Wechſelcurs iſt allgemein gegen Oeſtreich und die Wiener Papiere verlieren faſt auf allen Märkten. Als ich hieher kam, ſtand das Pfund Sterling beträchtlich höher, als zehn Gulden, iſt ſeitdem immer geſtiegen, (und endlich auf zehn Gulden ſechs und funfzig Kreuzer gekommen. Ein Mahl, wenn ich nicht irre, galt es elf Gulden) *).

So wie das Papier ſinkt, ſteigt der Werth der klingenden Münze. Am meiſten wird man das am Golde gewahr. Zwar iſt dieſes in ganz Europa geſtiegen, auch gegen Silber gehalten; aber in den Oeſtreichiſchen Staaten iſt dieſer Unterſchied vorzüglich auffallend. Die Kaiſerlichen Ducaten galten urſprünglich vier Gulden ſiebzehn Kreuzer, wurden vor etwan zwanzig Jahren auf vier Gulden vier und zwanzig Kreuzer geſetzt,

*) Im Jahre 1800 verlor das Wiener Banco, auf den mehreſten deutſchen Märkten ſechzehn Procent, und endlich ſank es bis auf achtzig herab.

und ſtiegen in der Folge auf vier Gulden dreyßig Kreuzer. Dieß war ihr von der Regierung feſtgeſetzter Werth, als ich im Sommer 1794 hierher kam. Für dieſen Preis konnte man ſie bey dem Banquier haben, und in welcher Menge man wollte. Noch jetzt beſteht die Regierung auf dieſen Werth, und es iſt verbothen, den Ducaten höher auszugeben. Aber Sie wiſſen, daß ſolche Verordnungen alle Mahl fruchtlos ſind und ſeyn müſſen. Die Folge davon iſt, daß man in den Geſchäften des täglichen Lebens keine Ducaten mehr ſieht, und daß Alles durch Papier abgemacht wird. Braucht man aber durchaus welche, ſo muß man ſie nach dem Werthe bezahlen, den ſie jedes Mahl haben. Als ich vor ſechs Monathen hieher kam, ſtanden ſie vier Gulden ſechs und dreyßig Kreuzer, ſtiegen aber bald über vierzig, und ſo dauerte das fort, bis ſie endlich jetzt auf vier Gulden ſechs und funfzig Kreuzer gekommen ſind. (Seitdem ſind ſie bis über fünf Gulden geſtiegen.)

Wenn ich vor vier, fünf Monathen Papier in die Münze ſchickte, um es gegen Geld umzutauſchen, ſo erhielt ich die ganze Summe in Brabanter Kronen und Halbkronen. Seit mehr als zwey Monathen hat das aufgehört, und man bekommt keine andere Münze mehr, als Stücke von zwölf und ſechs Kreuzern. Der Gedanke alſo, die Banknoten in den Werth, der darauf

ſteht, umzuſetzen, iſt vernichtet und der allge- meine Credit dadurch geſtört. Der wahre Werth der zwölf und ſechs Kreuzerſtücke iſt mir noch nicht genau bekannt; aber man verſichert mich, daß ſie nicht funfzig Procent halten. Die Folge davon iſt ganz natürlich! Alle andere Münzſor- ten werden allmählich verſchwinden und nur durch ein verhältnißmäßiges Aufgeld zu haben ſeyn, während daß der Preis aller Dinge immer mehr ſteigen wird. (Als ich Wien am Ende des Aprils verließ und Brabanter Kronen gegen Pa- pier ſuchte, mußte ich fünf Procent Aufgeld be- zahlen, und für Speciesthaler verlangte man ſie- ben. Seitdem iſt dieſes Aufgeld um mehr als das Doppelte geſtiegen.)

Freylich ſollen die Sechs- und Zwölfkreuzer nur als Nothhelfer im gegenwärtigen Kriege be- trachtet und in der Folge wieder eingelößt wer- den. Allein ſie bleiben immer ein Uebel und, ſo lange ſie gangbar ſind, muß dieſes fortdauern. Man erinnere ſich der Folgen, die das ſchlechte Geld hatte, das Friedrich II. im ſiebenjährigen Kriege für Sachſen prägen ließ.

Der Umſtand, daß man in der Münze ba- res Geld für Banknoten hohlen laſſen kann, iſt recht gut für die Geſchäfte des täglichen Lebens, nicht aber für die großen Zwecke der Handlung. Die nehmliche Perſon kann täglich nicht mehr als ein Mahl Geld in der Münze bekommen,

und nie mehr als fünf und zwanzig Gulden. Aber es ſteht einem jeden frey, alle Individuen ſeiner Familie zu ſchicken.

Ich fahre fort in meinen Bemerkungen über den Luxus! Einer der größten Artikel des Wiener Luxus iſt unſtreitig die Tafel; er iſt um ſo wichtiger, da er ſich bis auf die niedern Volksclaſſen erſtreckt.

Ich bin wirklich etwas verlegen, wie ich dieſen Punct handhaben ſoll. Ohne zu leugnen, daß der Wiener ſehr weit in dieſem Aufwande geht, ſo bin ich doch auf der andern Seite wieder feſt überzeugt, daß man ihm auch hierinne zu viel gethan, und die Sache unmäßig übertrieben hat. Wollte ich ſo vielen andern geradezu widerſprechen, ſo würde ich ohne Zweifel ein ſehr ungünſtiges Vorurtheil gegen mich erregen. Die Freſſerey der Wiener iſt als ſo ungeheuer verſchrien, daß ein jeder, der nur einiger maßen etwas zur Milderung ſagen will, im Auslande, und beſonders in Norddeutſchland, ſo gleich ein allgemeines Lächeln erregen wird, ungefähr wie man in England einem Parlementsredner ein lautes „Hört ihn! Hört ihn!“ zuſchreyt, wenn er auf einen verrufenen Punct kommt.

Dem ungeachtet will ich mich bemühen, der Wahrheit näher zu kommen und durch Vergleichungen dieſen Artikel in ein gehöriges Licht zu ſetzen. — Zuerſt laſſen Sie mich die Frage auf-

werfen: Was heißt viel und was wenig eſſen? — Wer ißt viel, und wer wenig? — Da ſich unmöglich ein beſtimmter Maßſtab darüber annehmen läßt, und die Natur keine Normalmägen aufgeſtellt hat, nach denen man den übrigen ihr Futter zumeſſen könnte, ſo muß das Ganze wohl auf einen relativen Begriff herauskommen. Alle relative Begriffe aber ſind ſchwankend, weil ein jeder ſich ſelbſt und ſein Vaterland dabey zur Norm annimmt. Je mäßiger alſo das Land iſt, aus dem ein Fremder kommt, deſto gefräßiger wird ihm der Wiener ſcheinen; kommt er aber aus einem Orte, wo man auch ſtark ſich zu nähren gewohnt iſt, ſo wird ihm das, was er zu Wien ſieht, nur wenig auffallen.

Daß der Wiener, reich und arm, vornehm und gering, mehr ißt, als der Berliner, Dresdner, Leipziger, oder als der Pariſer, Römer und Neapolitaner, — darüber iſt nun wohl kein Zweifel; aber daraus würde ich noch nicht ſchließen, daß der Wiener ein Schlemmer iſt; ich würde bloß ſagen, daß er im Ganzen mehr zu ſich nimmt, als die Bewohner der genannten Städte. Es gibt aber der Einwohner gar vielerley Claſſen, und unter dieſen iſt ein gehöriger Unterſchied zu machen. So viel habe ich in Europa, ſo weit ich es kenne, überall bemerkt, daß, je hervorbringender und geſegneter ein Land iſt, und je wohlhabender zugleich ſeine Einwohner

ſind, deſto mehr wird auch bey der Tafel verzehrt. In reichen Häuſern wird überall mehr aufgetragen, als in armen: und niemand wird wohl leugnen, daß man ſich an einer reich beſetzten Tafel leicht verleiten läßt, mehr zu eſſen, als an einer andern, die weniger Wahl darbiethet.

Manche Völker ſind durch Natur, Clima, Mangel an Vermögen und andere Umſtände mäßiger, als andere; und ſo bin ich gewiß, daß der reiche Wiener weit mehr ißt, als der reiche Italiäner. Hingegen behaupte ich, daß in England und Irland nicht nur der Reiche, ſondern auch die wohlhabenden Mittelſtände ungefähr eben ſo viel verzehren, als die nehmlichen Menſchenclaſſen in Wien: Und das wird ſo ziemlich auch der Fall mit dem Haag, mit Amſterdam, Hamburg und den Schweizerſtädten, Baſel und Zürich ſeyn. — In den großen Engliſchen und Iriſchen Häuſern findet man gewöhnlich eine gute Zahl der beſten Schüſſeln, die der Nationalküche dieſer Länder eigen ſind, und nebenher eine ſehr beträchtliche Menge kleiner Schüſſeln, die die Franzöſiſche Küche allmählich eingeführt und nun ziemlich allgemein gemacht hat. Und auf dieſe Art ſpeiſ't man nicht nur bey dem Lord und dem reichen Baronet, Ritter oder Squire, ſondern auch bey dem wohlhabenden Domherrn, Kaufmanne, Arzt, Schullehrer, Rechtsgelehrten und

mittlern Güterbeſitzer. Ich habe in den Häuſern dieſer letztern Claſſen auf Tafeln von zwölf bis funfzehn Perſonen gelegentlich bis auf funfzig Schüſſeln und drüber gezählt, den Nachtiſch mit eingerechnet. — Zu Amſterdam, im Haag, zu Hamburg habe ich in reichen Häuſern oft mehrere Arten von See- und Flußfiſchen, eine Menge mannigfaltig zubereiteter Fleiſchgerichte, die Gemüße der Jahreszeit und ein ganzes Heer von kleinern Schüſſeln aus der ſo genannten Franzöſiſchen Küche geſehen. Ich habe zu Paris hin und wieder ſehr reich beſetzte Tafeln gefunden, und gelegentlich auch ſelbſt in Italien, wo man ſo ſelten und ſo ungern einem Fremden eine Mahlzeit gibt. Kurz, überall in Europa, wo ich in großen und reichen Häuſern geſpeiſ't habe, fand ich auch den Luxus der Tafel, und das ſo allgemein, daß es mir ſchwer werden würde, ſelbſt über das Mehr oder Weniger abſprechend zu entſcheiden.

Ich glaube wirklich nicht, daß zu Wien die Großen und Reichen mehr eſſen, als die nehmliche Menſchenclaſſe in verſchiedenen andern Städten. — In England und Irland bin ich häufig, auch wohl hin und wieder in Deutſchland, zwey bis gegen drey Stunden bey einer Mahlzeit geſeſſen; in Wien höchſtens ein und eine halbe, ſelten ſo lange, niemahls drüber. — Die nahmhafte Stunde in den großen Häuſern iſt drey.

Man ſetzt ſich aber ſelten vor halb vier Uhr zu Tiſche, manchmahl auch erſt gegen drey Viertel und gewöhnlich ſteht man vor fünf Uhr wieder auf. Daß dieſe Gewohnheit zu Wien ſo ziemlich allgemein Sitte in den größern Häuſern iſt, habe ich nicht nur in denen geſehen, wo ich ſelbſt geſpeiſ't habe, ſondern auch in andern, wohin ich gleich um fünf Uhr ging. Hier herrſcht nehmlich die Gewohnheit, wenn man gewiſſe Staatsbeſuche zu machen hat, daß man einen Tag dazu wählt, an welchem in dem Hauſe eine Mahlzeit gegeben worden iſt. In einigen Familien ſind die Tage dazu feſtgeſetzt, und jedermann weiß ſie; in andern ſucht man ſie auf irgend eine Art zu erfahren. Die beſuchende Geſellſchaft bildet alsdann mit der, die von der Tafel kommt, eine Art von Aſſemblee.

Bey dem Luxus der Tafel muß ich erinnern, daß der Wein keinesweges mit dem Eſſen Hand in Hand geht. Ich habe in einigen ſehr großen Häuſern bloß Oeſtreichiſchen und Ungarſchen und ſehr wenig ausländiſche Weine gefunden; ja ich kenne nur eins, wo man regelmäßig Franzöſiſche Weine zum gemeinen Tafeltrunke gibt.

So viel von den Großen und Reichen, und zum Theil von den Claſſen des zweyten Adels. Ueber den höhern Rang der Mittelſtände läßt ſich ungefähr das nehmliche ſagen, und ich glaube nicht, daß der Wiener dieſer Claſſe unmäßiger

ißt, als Perſonen der nehmlichen Art in zehn andern Städten, in denen ich geweſen bin. Nun gibt es aber noch mancherley Schattirungen der Mittelſtände, die ich nicht kenne, und über die ich nichts zu ſagen habe, weil ich lieber meinen Mangel an hinlänglicher Kenntniß geſtehen, als vom Hörenſagen ſchreiben will. Hier wäre alſo die zahlreiche Claſſe der Ladenkrämer, aller Arten von Handwerkern und wie ſie alle heißen die Stände, die man in Deutſchland, freylich mit einem ſehr unſchicklichen Nahmen, Bürger nennt. Der Reiſende lernt dieſe ganze zahlreiche Menſchenclaſſe immer nur wenig kennen; indeſſen iſt ſie es, auf die zu Wien der Vorwurf der Freſſerey am meiſten zu paſſen ſcheint. Man beurtheilt ſie gewöhnlich nach dem, was man an öffentlichen Orten von ihnen ſieht: und in der That geht dieſes ſehr weit. Indeſſen iſt es eine bekannte Sache, daß diejenigen, die ihr Wohlleben immer an öffentlichen Orten ſuchen, ſelten zu Hauſe eine vorzüglich gute Tafel haben. Ich muß mich ſehr irren, wenn dieſe Claſſe von Wienern viel beſſer lebt, und reichlicher für ihren Magen ſorgt, als der Baßler, der Züricher und die Bewohner einiger andern Städte aus der nehmlichen Claſſe. An den beyden genannten Orten lebt (lebte) der Handwerker, der Ladenkrämer und kurz — wir verſtehen uns ja — der Bürger, wie ich ihn nicht leicht ſonſt wo habe

leben ſehen. Auch dort iſt ein zweyfaches Frühſtück nichts ungewöhnliches; die Mittags- und Abendmahlzeit beſteht immer aus einer gewiſſen Zahl von Schüſſeln, und beym Veſperbrote ſind Wein, kalter Braten, geräucherte Wurſt, Zunge, oder Schinken ziemlich gemein. Was das Drolligſte dort iſt, ſo dienen die Bewohner dieſer beyden Städte einander zu einem ewigen Gegenſtande des Scherzes und Vorwurfes! — „Die Züricher haben zwey Mägen!" iſt eine gewöhnliche Sage zu Baſel, und eben ſo oft hörte man zu Zürich von einem Basler Freſſer. Beyde mußten ſich alſo wohl von dieſer Seite auszeichnen, und bey beyden lag die nehmliche Urſache zum Grunde, wie bey dem Wiener — ein hoher Grad von Wohlhabenheit.

Jeder Menſch, der keine feine Erziehung genoſſen hat, wird die Freuden oder Genüſſe der Tafel unter die höchſten Güter des Lebens ſetzen (und ſo denkt ſehr oft auch der Mann von feiner Erziehung und geiſtigen Reſſourcen!) Er wird alſo dieſen Genuß ſich verſchaffen, ſo weit ſein Beutel und ſeine Verdauungskraft es ihm erlauben. Geiſtige Vergnügungen ſind ſelten der Genuß dieſer Menſchenclaſſen, und ſo werden ſie überall, wo ſie das Vermögen dazu haben, einen großen Theil deſſelben auf Eſſen, Trinken und zum Theil auf Kleidung wenden. Zu Wien ſollen dieſe Leute auch ſehr gut und bequem woh-

nen. Uebrigens wirft man dem Handwerker auch in einigen Städten von Norddeutſchland vor, daß er dem Vergnügen ergeben ſey und etwas beträchtliches auf ſeinen Magen wende. Es iſt der Fall in einigen wohlhabenden Handelsſtädten, und vermuthlich aus der nehmlichen Urſache, warum ſich der Wiener dieſen Genuß verſchafft, — weil man einen guten und leichten Erwerb hat.

Noch geben die Conſumtionsliſten einen guten Aufſchluß über die Eßluſt ihrer Bewohner! Und da findet es ſich denn, daß Wien jährlich eine ungeheure Maſſe von mancherley Dingen, ganz beſonders aber von Fleiſch verzehrt. Ich theile Ihnen die neueſte mit, die ſich haben läßt, nehmlich die vom vergangenen Jahre, die ein Herr von meiner Bekanntſchaft die Güte hatte, mir zu verſchaffen.

Conſumo-
deren vom erſten Novbr. 1797 bis letzten Octbr.
Conſumtibilien, wie ſolche gegen das vorher

	Vom 1ten Nov. 1796 bis 30. Oct. 1797.
Horn- und junges Vieh.	Stücke.
Schlacht-Ochſen . . .	49,021
Schlacht-Kühe . . .	1725
Große Kälber . . .	1095
Dutten-Kälber (Säugkälber)	70,479
Schafe	58,476
Lämmer	190,399
Große Schweine . . .	36,295
Mittlere Schweine . .	9686
Friſchling	32,040
Spahnferkel	9089

Wein und Bier.	Eimer.	M
Oeſtreicher Wein . . .	434,361	4½
Ungarſcher und Ausländiſch. Wein	11,749	32
Bier	394,227	15

Mehl und Gries.	Cent.	𝔊
Weißes Mehl	336,074	61
Schwarzes Mehl . .	483,895	39
Gries	6579	29

Extract

1798 in die Stadt Wien herein gebrachten gehende Jahr geſtiegen oder gefallen ſind.

Vom 1ten Nov. 1797 bis 30. Oct. 1798.	Iſt das letzte gegen vorhergehende Jahre geſtiegen.	gefallen.
Stücke.	Stücke.	
51,572	2851	—
1889	164	—
1213	118	—
70,356	—	123
73,378	14,902	—
179,799	—	10,600
37,972	1676	—
15,364	5678	—
35,972	3932	—
12,685	3596	—

Eimer.	M	Eimer.	M.	Eimer.	M
571,196	36	136,835	31½	—	—
14,979	4	3,229	12	—	—
390,959	20	—	—	3267	35

Cent.	℔	Cent.	℔	Cent.	℔
353,692	86	17,618	25	—	—
529,831	92	45,936	53	—	—
4326	83	—	—	2252	46

Körner-Früchte.	Metzen.
Hülſenfrüchte	42,789,$\frac{2}{4}$
Weitzen und Korn . .	285,614
Gerſte	82,434,$\frac{3}{4}$
Hafer	1,203,555,$\frac{1}{4}$

	Fuhren.
Heu	15,698

	Schab.
Stroh	1,308,822

	Cent.	℔
Unſchlitt	28,235	12$\frac{1}{4}$

	Klafter.
Brennholz	224,492,$\frac{1}{4}$

	Cent.	℔
Steinkohlen	27,058	53

	Cent.	℔
Brot	5008	37

	Cent.	℔
Fleiſch, rohes . . .	273	90$\frac{1}{2}$

Metzen.	Metzen.	Metzen.
41,635,¼	—	1163½
245,138	—	40,466
75,362,½	—	7072¼
1,081,178	—	122,377½

Fuhren.	Fuhren.	Fuhren.
16,940	1242	—

Schab.	Schab.	Schab.
1,469,838	161,016	—

Cent.	Cent.	Cent.	℔
28,142	—	92	52½

Klafter.	Klafter.	Klafter.
285,048	60,555¾	—

Cent.	℔	Cent.	℔	Cent.	℔
32,292	67	1234	4	—	—

Cent.	℔	Cent.	℔	Cent.	℔
9913	38	4905	1	—	—

Cent.	℔	Cent.	℔	Cent.	℔
625	24½	351	34	—	—

Ich habe ſeit langer Zeit keine Conſum-tionsliſten von London geſehen, und die alten, die ich habe, möchte ich nicht mit der von Wien vergleichen, weil wir, bis ganz kürzlich, ſo gar wenig Zuverläſſiges über die Bevölkerung dieſer größten von Europas Hauptſtädten gewußt haben. Indeſſen glaube ich, daß auch nach einem ungefähren Ueberſchlag es ſich ergeben wird, daß Wien verhältnißmäßig mehr Fleiſch verzehrt, als London. — „Alſo, werden Sie ausrufen, iſt die Sache klar! Wie unmäßig muß der Wiener ſeyn, wenn er mehr Fleiſch aufzehrt, als der Einwohner von London, da es allgemein bekannt iſt, daß die Engländer die größten Fleiſcheſſer in der Welt ſind! — — Gemach, lieber Freund! Der Schluß iſt wirklich ganz und gar nicht richtig, ſo ſehr auch der Anſchein auf Ihrer Seite ſeyn mag. Wenn 250,000 Wiener mehr Fleiſch verzehren, als 250,000 Londoner, ſo folgt daraus noch keineswegs, daß irgend ein einziger der erſtern ein größerer, oder auch nur ein ſo großer Fleiſcheſſer ſey, als mehrere unter den letztern. Ein einziger Blick auf die ſchmähliche Armuth, die Sie in London an der Seite des größten Reichthums finden, wird Ihnen die Sache auf ein Mahl klar machen. Zu Wien gibt es, wie ich ſchon geſagt habe, wenig von dieſer Armuth, ja ich kenne keine große Hauptſtadt, wo man weniger davon fände. Die Zahl der

Wiener, die nicht täglich ihr Stück Fleiſch haben, iſt gewiß ſehr klein; in London gibt es tauſende und tauſende, die oft weder Fleiſch, noch ſonſt etwas bezahlen können. Wie wäre es alſo, wenn die nehmliche Zahl von Wienern mehr Fleiſch verzehrte, als die nehmliche in London, — nicht, weil die erſtern individuel größere Fleiſcheſſer ſind, ſondern weil unter jenen ſehr viele ſich befinden, die ganz und gar keines eſſen.

Daß übrigens, bey einer ſehr zehrenden Luft, eine und die nehmliche Perſon zu Wien eine größere Eßluſt empfindet, als an vielen andern Orten, wird jeder Fremde bemerkt haben, der gewohnt iſt, auf ſich ſelbſt Achtung zu geben.

Am Ende liegt ſehr wenig an der Sache; aber Reiſebeſchreiber ſagen nun ein Mahl gern ihre Meynung über das, was ihnen vorkommt. Ein Wiener würde ſich nicht ſo lange dabey aufhalten. Er ſagt: „Die Sache geht niemanden etwas an,“ und da hat er auch Recht.

Was aber auch das Verhältniß des Wiener Eſſens gegen andere Länder ſeyn mag, ſo iſt ſo viel gewiß, daß ſie nicht in dem nehmlichen Maße trinken, in welchem ſie eſſen. Ich habe Ihnen ſchon von den Häuſern der Großen und Reichen geſagt, daß ihre Weine nicht ganz zu ihren Schüſſeln paſſen; aber auch in Rückſicht

auf Quantität habe ich in den öffentlichen Häuſern immer die nehmliche Bemerkung gemacht. Die Sache fiel mir ſchon im Jahre 1794 auf, wenn ich an verſchiedenen Orten, und beſonders im Prater ſahe, wie wenig bey der Menge von Speiſen getrunken wurde. Auch geht das bis auf die ganz niedrigen Stände herab! Man ſollte denken, daß an einem wohlhabenden Orte, wo man für weniger als zwölf Kreuzer eine Flaſche Wein haben kann, der gemeine Mann ſich häufig betrinken würde, wie man das in der Schweiz, im Elſaß und in andern Weinländern ſieht. Gleichwohl iſt ein Betrunkener eine ſeltene Erſcheinung in Wien; und ſelbſt von den Handwerkspurſchen, die man an vielen Orten am Sonntage, an einem blauen Montage, oder nach einem Zunftfeſte auf den Gaſſen herumtaumeln ſieht, iſt mir hier äußerſt ſelten einer vorgekommen. Auch iſt die Einfuhr des Getränkes auf der Conſumtionsliſte außer allem Verhältniſſe mit den Victualien.

Erlauben Sie, daß ich meine Bemerkungen über Wien mit ein Paar Worten über den Nationalcharakter ganzer Völker, wie er gewöhnlich in der Ferne geſchildert wird, beſchließe. — Die Bemerkungen, die ich in den Ländern ſelbſt gemacht habe, in denen ich geweſen bin, ſo wohl als an Individuen, die aus Ländern kamen, die

ich nie beſucht habe, widerſprachen mehrentheils dem Charakter dieſer Völker, wie er gewöhnlich im Geſpräche und zum Theil in Büchern gegeben wird. So habe ich z. E. in allen den Spaniern, die ich je gekannt habe, nie den Ernſt, die Gravität und die Steifheit finden können, wofür dieſes Volk, nach der gewöhnlich angenommenen Meynung bekannt iſt. In dem Franzoſen habe ich ſelten jene anziehende und einnehmende Liebenswürdigkeit und den hohen Grad der feinſten Lebensart und Delicateſſe, welche davon unzertrennlich ſind, finden können, und welche ihnen doch ſo allgemein zugeſchrieben werden. Den Engländer habe ich nie in ſeinem eigenen Lande traurig, ſtumm und freudenleer gekannt, wofür er oft zum Sprichworte dient. Der Deutſche iſt keinesweges der Trunkenbold, oder der plumpe Menſch, ohne feine Weltſitten, wofür man ihn in ſo vielen Ländern noch immer ausgibt. Und eben ſo habe ich Vieles ganz anders zu Wien gefunden, als man in der Ferne gewöhnlich meynt, daß es ſey. Soll ich annehmen, daß alle meine Individuen Ausnahmen und meine vieljährigen Bemerkungen falſch waren; oder darf ich nicht vielmehr vermuthen, daß die Charakterzüge ganzer Nationen, ſo wie wir ſie in frühern Büchern und — aus dieſen vielleicht in jedermanns Munde finden, falſch ſind, daß ſie

einſt das geweſen ſeyn mögen, oder ſo etwas, daß aber Jahrhunderte Abänderungen gemacht haben, während daß man in der Ferne noch immer das nehmliche fortgeſagt und fortgeſchrieben hat. Es iſt ſo gar viel leichter, ſeine Begriffe über Länder, Menſchen und Dinge aus Büchern, als aus der wirklichen Welt zu hohlen; und dann iſt es unbeſchreiblich, wie ſehr das ein Mahl Angenommene ſich Jahrhunderte lang fortpflanzt.

Neunzehnter Brief.

Wiener Sprache — Diminutiven in l — man ſchreibt ſehr unrichtig — Franzöſiſch — Italiäniſch — Engliſch — das Theater keine Schule für die Sprache — das große Publicum in Rückſicht auf Politik — der Erzwiener — Reiſe nach Laxenburg — Vöslau — Schönau — Baaden — Heiligenkreuz —. Rückweg nach Wien.

Wien, den 18. April, 1799.

Die Sprache der Wiener iſt in Norddeutſchland ſprichwörtlich! So ſehr ich auch eine Menge Sagen und Behauptungen über dieſe Stadt beſtritten habe, ſo fürchte ich, daß ich in dieſe letzte mit einſtimmen muß. Zwar ſagen mir viele verſtändige Männer, daß man ſich in den letzten zwanzig Jahren in dieſem Puncte ſehr gebeſſert, und wirklich große Fortſchritte gemacht hat; allein dieſes beweiſt mir nicht ſo wohl, daß man jetzt gut redet, als vielmehr, wie abſcheulich dieſe

Sprache vor zwanzig und mehr Jahren geweſen ſeyn muß. — Die Ausnahmen kommen hierbey in keine Betrachtung! Es gibt ihrer in der That in Menge, und ich kenne mehrere Perſonen, die ihre Mutterſprache wirklich recht gut reden. Auch muß ſich ein Fremder durch einen Umſtand nicht irre führen laſſen, der ungefähr überall ſtatt findet, wo die Landesſprache ſchlecht iſt. Leute von Erziehung haben, neben ihrer täglichen, einheimiſchen Sprache, noch eine andere, welche der Bücherſprache näher kommt, und von der ſie mehr oder weniger Gebrauch machen, ſo bald ſie mit einem Fremden reden. Durch die eigentliche Landesſprache aber verſtehe ich die, welche die Einwohner regelmäßig unter einander reden, ohne Zwang und ohne Rückſicht auf Fremde. Es verſteht ſich, daß auch dann noch die einen beſſer, die andern ſchlechter reden, ſo wie man zu Berlin, Dresden, Leipzig, Hannover ꝛc. auch einen großen Unterſchied findet, ſelbſt zwiſchen Leuten vom nehmlichen Stande. Nun dieſe tägliche, gewöhnliche Sprache iſt hier, im Ganzen, noch ſehr ſchlecht, und, ſo liebenswürdig und angenehm auch die Wienerinnen ſind, ſo habe ich dieſe Sprache, ſelbſt in ihrem reizenden Munde und in Begleitung aller Schönheit ihres Geſichts und aller Anmuth ihrer Manieren, doch nie angenehm finden können. Ich bin oft erſchrocken, wenn ich, dicht neben mir, im Schauſpiele, oder

in einem Concerte, wo ich keine Leute von niedrigen Ständen erwartete, eine Sprache hörte, wie ſie viele Dienſtmädchen im Norden nicht reden. Ich ſehe mich um und entdecke ein Frauenzimmer, geziert mit allem, was natürliche Schönheit, eine geſchmackvolle Kleidung und die Sitten der feinen Welt geben können. Anfangs ſetzte ich öfters Mißtrauen in den äußern Schein, und glaubte, daß das, was ich ſah, bloß ſpäterer, zufälliger Erwerb wäre, die Sprache hingegen den eigentlichen, wahren Stand der Perſon verriethe. Allein ich irrte mich, und fand häufig in der Folge, daß es Damen vom erſten, oder zweyten Range waren. Wenn ich dieſe Sprache in Geſellſchaft hörte, von Perſonen hörte, die vielleicht kurz vorher eine ſehr verſchiedene mit mir geredet hatten, ſo konnte ich vollends gar keinen Zweifel mehr darüber haben.

Die Gewohnheit, eine Menge Wörter im Diminutiv zu gebrauchen, und zwar in Oberdeutſcher Mundart, nach welcher ſie ſich nicht in —chen, ſondern in —l enden, iſt noch immer ſehr gemein; dadurch aber, daß man vor dem l das vorhergehende, oder nachfolgende e wegläßt, wird ſie einem Sächſiſchen Ohre überaus unangenehm. Daraus entſtehen denn die Wörter Buberl, Häusl, Kasperl, Kleidl, Kuchl, Zimmerl und unzählige andere. Dadurch verliert das Wiener Deutſch alles Angenehme, das

man in mehreren Provincialſprachen ſo gerne hört, wenn ſie von einem ſchönen Munde geredet werden. Wer hört nicht mit Vergnügen eine Brandenburgerinn, auch dann noch, wenn ſie bey jedem vierten, oder fünften Wort einen Sprachfehler macht! Das Wiener Deutſch hat etwas Gemeines und Grobes, und, wenn es ganz ſchlecht geſprochen wird, etwas Harlekinartiges. Ich hatte einſt ein Geſchäft mit einem Italiäniſchen Balletmeiſter, der ſein Deutſch zu Wien gelernt hatte. So lange ich Italiäniſch mit ihm ſprach, glaubte ich, einen Mann von vielem Anſtande und gutem Tone vor mir zu ſehen; ſo bald er aber Deutſch redete, hörte ich einen Hanswurſt, gerade wie man ſie auf den Bühnen der wandernden Aerzte und der Puppenſpieler zu hören gewohnt iſt.

Indeſſen iſt die Sprache eines Wieners von einiger Erziehung von der des gemeinen Volkes gar ſehr unterſchieden, in der Ausſprache ſo wohl, als in der Menge von Provincialwörtern, wovon beyde Theile Gebrauch machen. Die letztern, die ich nur gelegentlich in den Gaſſen und an einigen öffentlichen Orten belauſchen kann, verſtehe ich noch immer nicht ganz, und würde auch nie große Fortſchritte darinne machen, eben darum, weil ich ſie nur ſelten hören kann; denn ſelbſt viele Leute aus den ganz niedrigen Ständen, haben doch auch eine Art von einer zweyten Sprache,

von der ſie mehr oder weniger Gebrauch machen, um dem Fremden, mit dem ſie reden, verſtändlich zu werden. Dieſer Zug iſt faſt allen Ländern eigen, wo man nicht die Bücherſprache redet· ich habe ihn beſonders in Italien oft bemerkt, wo die Toskaniſche Sprache wenig geredet wird, und wo man doch ungefähr überall etwas davon verſteht. Oft, wenn ich im Neapolitaniſchen, im Venezianiſchen, im Genueſiſchen Gebiethe einem Poſtknechte, einem Aufwärter mich verſtändlich gemacht, und auch das, was er mir ſagte, entziffert hatte, wendete er ſich von mir und redete mit ſeinen Landsleuten eine Sprache, von der ich beynahe gar nichts verſtand.

Was der guten geſellſchaftlichen Sprache in Wien noch lange nachtheilig ſeyn wird, iſt, daß es der Leute ſo gar viele gibt, die ſie höchſt unrichtig ſchreiben. Ich habe mich oft beluſtiget, allerhand Anſchlagzettel und öffentliche Nachrichten zu leſen. Auf einer halben Quartſeite fand ich immer von neun bis funfzehn Schreib- und Sprachfehler. Kein Zimmer können ſie zum Vermiethen ausbiethen, ohne mehrere Fehler zu machen. — Ich weiß freylich wohl, daß es gewöhnlich der Hausmeiſter iſt, der dieſe Zettel ſchreibt; aber auch in andern, die von beſſer erzogenen Menſchenclaſſen entworfen werden, habe ich unverzeihliche Fehler bemerkt. Selbſt die öffentli-

chen Anzeigen von Obrigkeitswegen ſind mehrentheils in einer abentheuerlichen Sprache abgefaßt und mit Fehlern ausgeſtutzt. Indeſſen will ich über dieſen Punct nicht zu ſtrenge ſeyn, ſo lange ich noch in Norddeutſchland Kanzleyen und hohe Collegien kenne, die ſelten einen Befehl ausgeben, in dem ſich nicht etliche Sprachfehler fänden, wofür ein Schulknabe, wenn er ſie in der lateiniſchen Sprache machte, beſtraft werden würde. — Zu Wien ſind auch viele Schriftſteller von ſolchen Fehlern nicht frey! Die größere Zahl derer, die kleine Schriften, (Pamphlets,) fliegende Blätter und — was ich die currente Litteratur nennen möchte — ſchreiben, haben eine verdorbene Sprache, und klein iſt die Zahl derer, die ſich eines ganz reinen Styles rühmen können.

In dieſem Mangel an einer feinen, gebildeten Geſellſchaftsſprache liegt zum Theil auch wohl die Urſache, warum noch immer in Geſellſchaften ſo viel Franzöſiſch geſprochen wird, ſo ſehr man auch im Ganzen dieſe Nation verabſcheuet. Uebrigens wird in großen Städten die Franzöſiſche Sprache noch lange gangbar bleiben, und ganz vorzüglich zu Wien, wegen der außerordentlichen Mannigfaltigkeit von Völkern, die ſich hier in allen vermiſchten Geſellſchaften zuſammen treffen. Die Franzöſiſche Sprache iſt das allgemeine Band, durch das man alle an einander knüpfen kann; ein jeder verſteht ſie, ein jeder ſpricht ſie, ſchlecht,

oder gut. Die Gewohnheit, immer Ausländer um ſich zu ſehen, macht denn, zum Theil, daß die Menſchen aus den höhern Ständen immer in der Gewohnheit bleiben, Franzöſiſch zu reden, ſo ſehr, daß ſie dieſe Sprache auch häufig unter ſich ſelbſt gebrauchen. Und ſo wirkt denn dieſer Umſtand wieder zurück, und wird eine von den Urſachen, warum man ſich nicht mehr bemüht, die Deutſche Geſellſchaftsſprache auszubilden.

So gewöhnlich auch die Franzöſiſche Sprache hier iſt, ſo wenig gibt es Perſonen, die ſie vorzüglich gut reden. Manche fehlen in den erſten Grundſätzen, und in den Geſchlechtern, ſo, daß ſie häufig einem Franzöſiſchen Worte das Geſchlecht geben, welches es in der Deutſchen Sprache hat. Außerdem wird hier auch noch Italiäniſch geſprochen, wie es ſich denn in einer Hauptſtadt erwarten läßt, zu welcher anſehnliche Italiäniſche Provinzen gehören. — Allmählich hat auch die Engliſche den Stempel der Mode bekommen; doch iſt ſie noch keinesweges allgemein.

In Frankreich und England betrachtet man das Theater als eine Schule für die Sprache. In der That iſt auch zu Wien die Theaterſprache weit beſſer, als die der Geſellſchaft; indeſſen iſt ſie doch immer mehr oder weniger fehlerhaft. Ich will ſie keinesweges mit der Strenge und noch weniger mit den Vorurtheilen eines Nord-

deutſchen beurtheilen; denn nicht alles iſt auf der Wiener Bühne verwerflich, was uns mißfällt; aber es finden ſich mancherley Fehler, die immer wichtig genug ſind, um mehreren der hieſigen Schauſpieler und Schauſpielerinnen den guten Ton der Geſellſchaft abzuſprechen. Selbſt diejenigen, die von andern, und beſonders Nordiſchen Bühnen hieher gekommen ſind, nehmen nach und nach den Wiener Ton an: und ich glaube, ſie ſind gewiſſermaßen dazu genöthiget.

Unſer Aufenthalt in dieſer Stadt geht zu Ende, und mit ihm meine Nachrichten über dieſelbe! Ich habe mich bemüht, den Wiener zu mahlen, wie ich ihn geſehen habe, und mancherley Vorwürfe zu widerlegen, die man ihm hin und wieder und, in meiner Meynung, mit Unrecht, gemacht hat. Man freuet ſich, wenn man auf andere ſtößt, die ungefähr auf die nehmliche Art ſahen, wie wir: und in dieſer Rückſicht, ſo wie in unzähligen andern, habe ich die „Reiſe eines Liefländers von Riga nach Warſchau ꝛc. Berlin, 1795." mit großem Vergnügen geleſen. Das Bild, das der Verfaſſer im dritten Theile von Wien entwirft, ob es ſchon nur 100 Seiten einnimmt, gehört unter das Beſte, Wahreſte und Treffendſte, das ich über dieſe Stadt geleſen habe. Er mißt den Ort mit keinem kleinlichen Maßſtabe, geht nicht von eingeſchränkten Begriffen aus, und überläßt

ſich den Gefühlen, die dieſe Stadt einer heitern, unbefangenen Seele einflößt.

Nun noch ein Wort über das Wiener Publicum, in Rückſicht auf ſein Betragen gegen die Regierung! — Außer dem Engländer kenne ich kein Volk, das ſo vielen Antheil an den öffentlichen Begebenheiten nähme, wie der Wiener; nur darinne iſt er von jenem gänzlich verſchieden, daß er ſich nicht in die innere Verwaltung des Landes miſcht. Er ſetzt ſchon voraus, daß dieſe ſo gut iſt, als eine Staatsverwaltung möglicher Weiſe nur ſeyn kann: Und dann ſind alle Verhandlungen der Regierung ſo äußerſt geheim, und das Volk iſt ſchon ſo lange, durch mancherley Mittel, gewöhnt worden, ſich nicht darein zu miſchen. Aber alles, was auswärtige Politik, Frieden und Krieg und die Verhältniſſe dieſes Landes mit andern angeht, — das iſt ſein Fach; damit beſchäftiget ſich der Wiener ohne Unterlaß; daran nimmt er den wärmſten Antheil; davon ſchwatzt er in allen Kaffeehäuſern, an allen öffentlichen Orten. Alle Feinde ſeines Landes ſind auch die ſeinigen! Eben darum liebt er ſeine Bundesgenoſſen, ſo lange er glaubt, daß ſie redlich handeln, und betrauert jeden widrigen Zufall, der einem Lande begegnet, deſſen Intereſſe mit dem ſeinigen zuſammen hängt. Welche Jammergeſichter habe ich nicht im Verlaufe dieſes Winters geſehen, wenn die böſen Nachrichten

aus Neapel kamen, und wie klärte jede Runzel ſich auf bey den erfreulichen Lügen, die uns ſo oft durch Privatnachrichten aus Italien zukamen! — Der Sieg bey Abukir kann in London kaum mehr Vergnügen gemacht haben, als in Wien, und Lord Nelſon kann dort nicht mehr der Held des Volks ſeyn, als hier. Ein Engliſcher Seehauptmann, der kurz nach der Schlacht hier durchging, ließ einen Abriß von der Stellung der Flotten zurück, der ſogleich in Kupfer geſtochen und mit großer Begierde gekauft ward. Noch immer ſah ich bey meiner Ankunft das Volk in Haufen vor den Läden ſtehen, wo man dieſen Kupferſtich zur Schau hing. Auch verfertigte man Doſen mit Nelſons Portrait, die in großer Menge abgingen, und die, ob ſie ſchon ziemlich ſchlecht waren, oft von ſehr hübſchen Leuten getragen wurden. Eben ſo vervielfältigte ſich immer mehr und mehr ſein Portrait, in mancherley Größen, in den Kupferſtichläden. Auch hing ein Krämer anderer Art dieſen Helden über die Thüre ſeines Gewölbes, benannte es nach Nelſon und erwartete vermehrten Abſatz.

Als wir, nach Oeffnung des gegenwärtigen Feldzuges, die Nachrichten von den Siegen erhielten, die ſo ſchnell und ſo glorreich auf einander folgten, war ein großer Theil des hieſigen Publicums in einer Art von Trunkenheit! Die Hofzeitung, die wöchentlich nur zwey Mahl erſcheint,

gab denn, nach der Ankunft eines jeden Couriers von Wichtigkeit, ein beſonderes Blatt aus, nach welchem man ſich ſo drängte, daß die, die darnach geſchickt wurden, bisweilen eine Stunde und drüber warten mußten, ehe ſie es bekommen konnten.

Auf dieſe Art macht der Wiener immer mit ſeinem Fürſten gemeinſchaftliche Sache! Gehet etwas übel, ſo wird er nicht leicht die Regierung tadeln, oder denken, daß es ihre Schuld ſeyn könne; im Gegentheile wird er ſeinen Fürſten bedauern, bedauern ſeine braven Kriegrr, ja bedauern ſelbſt den Miniſter, wenn er ſich nicht beſondere Mühe gegeben hat, das Volk mit ſich unzufrieden zu machen.

Aus eben dieſer Stimmung läßt ſich die äußerſte Erbitterung gegen Preußen erklären, die ſich bey allen Gelegenheiten zeigt! Eigentlich fühlt man über dieſen Punct noch alte Wunden. Man hat es den Preußen nie vergeben, daß ſie Schleſien wegnahmen, daß ſie Thereſien ein zweytes Mahl und ſieben Jahre lang bekriegten, und daß ſie im Jahre 1778 Oeſtreich hinderten, ſeine gerechten Anſprüche auf Bayern geltend zu machen. — Der Wiener iſt feſt überzeugt, daß Joſeph den großen Friedrich damahls überwunden haben würde, wenn nicht ſeine Mutter ihm die Hände gebunden und ſich durchaus gegen alles Blutvergießen erklärt hätte. Alle dieſe alten

Wunden waren nur übel geheilt, als der Coalitionskrieg anfing. Der beſondere Friede, den Preußen kurz nachher machte, brachte die Oeſtreicher aufs neue auf, ſo wie die entſchloſſene Weigerung des gegenwärtigen Königes, der neuen Coalition beyzutreten. Die Erbitterung iſt jetzt ſo groß, daß ſie ſelbſt in vermiſchten Geſellſchaften hin und wieder laut wird, und in Ausdrücke ausbricht, die nichts weniger als ſanft ſind. Wirklich kann ein Reiſender aus den Staaten der Preußiſchen Monarchie einen Aufenthalt zu Wien jetzt nichts weniger als angenehm finden, weil viele ſich ſo gar oft vergeſſen und Dinge ſagen, die höchſt beleidigend für ein Preußiſches Ohr ſeyn müſſen. Auch ſieht man hier beynahe keine Reiſenden von dieſer Nation. —

Der Feldzug nach Champagne iſt ein anderer Gegenſtand, über den der Wiener nie mit Gleichgültigkeit ſpricht. Ueber dieſen Punct iſt er unerſchöpflich, und ſelbſt viele Officiers, die den Feldzug mit machten, treten in dieſe Klagen ein. Da wird dann über Alles ſo ganz anders erzählt, als wir es in Norddeutſchland zu hören gewohnt ſind.

Der Erztwiener.

Es gibt ein Weſen hier, das man den Erztwiener nennt. Eigentlich läßt ſich das Wort Erzt mit dem Nahmen einer jeden Stadt ver-

binden, und zeigt einen Menſchen an, der wenig mehr von der Welt kennt, als dieſen Ort, und in welchem ſich alle Vorurtheile des genannten Ortes in einem hohen Grade vereiniget finden. Auf dieſe Art könnten Sie ſagen der Erztbraunſchweiger, der Erztfrankfurter, der Erzt — was Sie wollen. Alle dieſe Benennungen aber geben nur einen halben, dem Fremden faſt unverſtändlichen Begriff, weil dieſe Städte nicht wichtig genug ſind, um etwas vorzüglich Eigenes, oder hervorſtechend Charakteriſtiſches zu haben. Auch beſcheiden ſich die Bewohner aller minder wichtigen Städte von ſelbſt, und wiſſen gar wohl, daß ſie nicht unter Europa's Hauptſtädte gehören, und daß es ſo manche andere Orte gibt, in denen dieſes und jenes größer, ſchöner, herrlicher ſeyn muß. Daher kommt es denn, daß die Einwohner der Mittelſtädte immer mit Aufmerkſamkeit und Bewunderung alles Neue, das ihnen von außen her zugeführt wird, anſtaunen, willig aufnehmen, nachahmen. Sie ſind oft nur zu geneigt, einer Sache bloß darum einen Werth beyzulegen, weil ſie nicht auf ihrem Grund und Boden gewachſen iſt. — Nicht ſo der Erztpariſer, der Erztwiener! Es ſcheint alſo, daß ein Ort einen hohen Rang unter den Hauptſtädten von Europa haben müſſe, wenn man mit Schicklichkeit einer gewiſſen Zahl ihrer Einwohner das Wort Erzt — beylegen will.

Sie kennen aus Mercier den Erztpariſer: Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſer mit dem Erztwiener eine Menge Züge gemein haben müſſe; andere hingegen ſind dem letztern ganz vorzüglich eigen. Der Erztwiener iſt denn vor allen Dingen, ſo wie jener, ein Weſen, das an dem Orte, von dem es den Nahmen führt, geboren und erzogen worden iſt, und deſſen eingeſchränkte Erziehung und daher entſtehender Mangel an Kenntniſſen ihm nie erlaubt hat, einen freyen, unbefangenen Blick in die weite Welt zu thun. Von Jugend auf an die Herrlichkeiten von Wien, und ſelbſt an das Mangel- und Fehlerhafte dieſer Stadt gewöhnt, glaubt er, daß hier Alles einzig in ſeiner Art ſey, daß ungefähr jede Sache, die der Ort beſitzt, den höchſten Grad von Vollkommenheit habe, und daß man folglich außerhalb Wien nirgends die Glückſeligkeit finden könne, die dieſer ſelige Wohnſitz gewährt. — Jeder beſchränkte, nicht philoſophiſche Kopf hat eine Menge Vorurtheile gegen Alles, was ihm ferne iſt, was außerhalb des Bezirks ſeines Aufenthalts liegt, und er fühlt eine gewiſſe Abneigung, ſich über dieſe Grenzen hinaus zu verlieren, und das wenige Gute, das ſich etwan da finden mag, aufzuſuchen; der Erztwiener hingegen denkt ſich dabey geradezu Barbarey und Entbehrungen aller Art, denen er auf einer Reiſe ausgeſetzt ſeyn würde. Er verlacht, als Thoren, diejenigen, die

ſich (in ſeiner Meynung) unzähligen Ungemächlichkeiten ausſetzen, um, wenn es auch aufs Beſte kommt, Dinge zu ſehen, zu lernen, oder zu genießen, wovon er einige eben ſo gut, die mehreſten aber weit beſſer in Wien ſehen, lernen und genießen kann. Wien iſt und bleibt ihm nun einmahl die Hauptſtadt von Deutſchland, und alle andere Orte dieſes großen Reichs denkt er ſich als freudenlos, arm, kleinlich, unbequem, geſchmacklos, vielleicht gar hungernd, oder doch auf alle Fälle unter vielen Entbehrungen arbeitend und leidend.

Bis hieher gleicht der Erztwiener ſo ziemlich dem Erztpariſer! Aber ich komme nun auf einige Unterſcheidungszeichen, die dem erſtern ganz vorzüglich eigen ſind, und wodurch er gegen jenen einen widerlichen Abſtich macht. Der Erztpariſer (ich rede durchaus von den vergangenen Zeiten der Monarchie) hatte immer eine gewiſſe Leichtigkeit, einen freyen Scherz und einen witzigen Spott, die ihm ein Anſehen von wirklicher Ueberlegenheit gaben, welches uns bisweilen bewegte, ihm ſeine Vorurtheile und ſeine Unwiſſenheit zu verzeihen. Er wußte, Ihnen die Herrlichkeiten von Paris ſo angenehm und ſo einleuchtend vor das Auge zu ſtellen, daß Sie bisweilen geneigt waren, ihm Beyfall zu geben, und mit ihm zu glauben, Paris ſey wirklich in jeder Rückſicht der erſte Ort in der Welt. Und

wirklich hatte dieſe Stadt auch für den denkenden und kaltvernünftigen Mann Vorzüge, die man nirgends ſonſt fand.

Der Erztwiener hingegen hat etwas Plumpes, Dummſtolzes, ohne Höflichkeit und ohne Schonung Verachtendes, und eine ſo nackte, ſo unbemäntelte Unwiſſenheit, daß man Mitleiden mit ihm fühlen würde, wenn nicht ſein Stolz und ſeine zuverſichtliche Ueberzeugung des Beſſerwiſſens empörte. Er unterſucht ſehr ſelten und ſpricht immer ab. Ueber das Verhältniß Oeſtreichs gegen andere Mächte hat er die ſonderbarſten Begriffe, und dehnt ſeine Gewalt und ſeinen Einfluß ſelbſt bis auf die Seemächte aus. In allem ſteht ihm Oeſtreich oben an. Immer hat ſeine Regierung recht, und Alles, was je gegen Oeſtreich unternommen worden iſt, betrachtet er als ein Verbrechen, als eine Art von Hochverrath, als eine Empörung, der die Geringern ſich gegen den Beſſern und Höhern ſchuldig gemacht haben. Dieß iſt beſonders der Fall mit allem, was das Haus Preußen angeht. Er ſchimpft, ſtatt zu räſonniren und verurtheilt, anſtatt anzuhören. Selbſt Friedrich dem II. läßt er kaum gemeine Gerechtigkeit wiederfahren. Ueber das Deutſche Reich hat er die verworrenſten Begriffe, und verwechſelt ohne Unterlaß den Kaiſer mit dem Monarchen der Oeſtreichiſchen Staaten. — Er betrachtet alle Länder, alle Pro-

vinzen, die dieſer Dynaſtie je gehört haben, als ein rechtmäßiges Beſitzthum, das man ſeinem Herrn entriſſen hat, und vergißt dabey ganz und gar, daß viele Ländereyen durch Tauſch und als Aequivalent für andere an Oeſtreich gekommen, oder wieder abgegeben worden ſind. So hat er z. E. in dieſem Augenblicke ſein volles Augenmerk auf die Oeſtreichiſche Lombardey gerichtet, und ſagt häufig, wenn er davon redet, „unſere Leute," während daß er die geweſenen Venezianiſchen Staaten eben ſo ſehr wie eine Oeſtreichiſche Provinz betrachtet, als hätten ſie zu allen Zeiten dieſem Hauſe gehört.

Gegen Alles, was ihm von außen her eingeführt wird, hat er eine unausſprechliche Abneigung, und eine eben ſo blinde Vorliebe für das, was auf ſeinem Boden wächſt, in ſeinem Mittel entſteht. — Für das Neue aller Art hat er keinesweges Abneigung; im Gegentheile gaffet er es mit vieler Behaglichkeit an; nur muß es nicht aus der Fremde kommen, nur muß es ihm von Leuten vorgelegt werden, die entweder ſelbſt Wiener ſind, oder durch einen langen Aufenthalt das Bürgerrecht erhalten haben. Am wenigſten kann er das Fremde dulden, wenn es mit ſeinem Einheimiſchen in geradm Widerſpruche ſteht. — Einen auffallenden Beleg für dieſen Zug gab mir der Aufenthalt, den die Berliner Schauſpielerinn, Me. Unzelmann, hier machte. Da ich jedes

Mahl ging, ſo oft ſie ſpielte, und alle Mahl ſehr zeitig ging, ſo hatte ich Gelegenheit, eine Menge Urtheile, und unter dieſen unbeſchreiblich viel Verkehrtes und Abgeſchmacktes zu hören. Man will keine neue Art, eine Sache vorzuſtellen, keinen neuen Begriff über eine Sache annehmen, oder zulaſſen! „Wir ſind zeither bey der Art und Form, unter der man uns etwas gegeben hat, zufrieden und glücklich geweſen; folglich muß jede Abweichung davon verworfen werden.“ — Selbſt viele von denen, die mit Treuherzigkeit geſtanden, daß die Berlinerinn gewiſſe Dinge beſſer ſpiele, als man ſie zeither geſehen hatte, ſetzten noch immer hinzu: „Aber ſie nimmt unſerer Adamberger dieſe Rollen weg: und unſere Adamberger hat uns ſo lange unterhalten.“ — So lächerlich auch eine ſolche Rede iſt, ſo muß ich doch dem Zuge von Gutmüthigkeit, der darinne liegt, Gerechtigkeit wiederfahren laſſen; ja ich muß ihn als einen neuen Zug im Charakter des Erztwieners auftragen, wodurch er ſich ſehr von dem Erztpariſer unterſcheidet. Gutmüthigkeit blickt im Wiener bey allen Gelegenheiten durch, und immer iſt er bereitwillig, Sie an allen den Herrlichkeiten Antheil nehmen zu laſſen, welche er für den ausſchließlichen Antheil dieſer beglückten Stadt hält.

Glauben Sie ja nicht etwan, daß ich Ihnen in dieſem Gemählde eine Carricatur aufſtellen,

oder eine Satyre auf Wien habe ſchreiben wollen. Sie kennen meine Anhänglichkeit und Liebe für dieſe Stadt! Auch habe ich nicht den Wiener, ſondern den Erztwiener geſchildert, folglich ein Weſen, das vor den übrigen ſich auszeichnet und gewiſſe Eigenſchaften in einem höhern Grade hat, als die Gemeinheit der Einwohner dieſer Stadt.

„Aber wo findet man,“ fragen Sie vielleicht „dieſen Erztwiener?“ — Eigentlich, wenn Sie wollen, in allen Claſſen, mehr oder weniger; doch muß ich ſogleich hinzu ſetzen, daß er mir weit mehr an öffentlichen Orten, im Kaffeehauſe, im Speiſehauſe, im Parterre ꝛc. vorgekommen iſt, als in den Geſellſchaften, die ich beſucht habe. Leute vom erſten und zweyten Range, ſo wenig ſie auch gewöhnlich reiſen, haben doch immer etwas von fremden Ländern geſehen und einen Theil der einheimiſchen Vorurtheile abgelegt; auch leben dieſe ſo viel mit Fremden, daß ſie ſchon durch dieſe mancherley Kenntniſſe erhalten, wenn ſie ſie nicht ſchon durch eine beſſere Erziehung bekommen hätten; von dem Erztwiener aber verſteht es ſich von ſelbſt, daß er wenig mit Fremden zu thun hat, daß ſeine Kenntniſſe mager ſind, und daß ſeine Erziehung höchſt eingeſchränkt geweſen iſt.

Eine Frühlingsreiſe.

Wien, den 22. April 1799.

Wir wollten ſchon längſt eine kleine Ausflucht machen, die wir aber immer verſchoben haben, um, ſo viel als möglich, die Natur im Frühlingskleide zu finden. Die Gegenden, die wir beſucht haben, waren noch um mehrere Tage weiter zurück als die, welche unmittelbar um Wien liegen.

Wir gingen zuerſt nach Laxenburg, wo man, ſeitdem ich es nicht geſehen habe, mancherley Anlagen gemacht hat; ſie ſind aber größtentheils in einem Geſchmacke, daß dieſer Kaiſerliche Luſtſitz wenig dadurch gewonnen hat. Er hat von der Natur den großen Vortheil, daß ein fließendes Waſſer durchgeht! Sollten Sie wohl glauben, daß man dieſes in eine ſchnurgerade Linie gezogen hat, um die Wirkung eines Canals hervor zu bringen? — Die Gebäude, die man ſeit kurzem da errichtet hat, ſind noch weit ſeltſamer! Vorzüglich zeichnet ſich das ſo genannte Haus der Laune aus, welches in der That auffallend genug iſt. Nicht bloß Laune gehörte dazu, es mußte eine höchſt ausgelaſſene Phantaſie ſeyn, die auf alle die Einfälle gerathen konnte, die man hier ausgeführt hat. Oben auf dem Dache ſtehen große Zuckerhüte; der Rand der Gallerie wird von lauter Katzen getragen;

jede Seite des Hauſes ſieht anders aus, und alle ſind in zehnerley Farben gemahlt. Der Keller iſt oben unter dem Dache, und tolle, groteske Figuren und Geſichter gucken überall hervor.

So ziemlich im nehmlichen Geſchmacke ſind mehrere kleinere Gebäude angelegt, worunter denn auch das Fiſcher Dörfl gehört. — Das Schloß iſt, wie bekannt, niedrig, aber von ungeheuerm Umfange. Die Zimmer ſind ſehr bewohnbar, aber einfach, wie alles, was der regierenden Familie von Oeſtreich gehört. Einige Gemählde und Zeichnungen ſind ſo beſchaffen, daß eine ſchlichte papierne Tapete beſſer wäre, weil dieſe wenigſtens ohne Anſprüche ſeyn würde.

Von hier gingen wir, über Baaden, nach Vöslau, einem Rittergute des Grafen von Fries, das am Fuße jener ſchönen und hier ſehr romantiſchen Hügel liegt, welche ein wenig über Wien an der Donau anfangen, wo die erſten unter den Nahmen Kahlenberg, Galitzin- und Cobenzelberg bekannt ſind, hinter Schönbrunn ſich hinziehen und in deren Nähe auch Baaden liegt. — Merkwürdig iſt auf dieſem Sitze eine ſehr große Einhegung mit Faſanen und Haſen. Letztere ſind hier in ſolcher Menge, daß man mir ſagt, es würden ihrer jährlich an die 400 geſchoſſen. Das Merkwürdigſte aber iſt ein Kel-

ler, der ſehr geſehen zu werden verdient. Er iſt, in einiger Entfernung vom Schloſſe, in einem Berge ganz in Felſen gehauen, und hat, da er um ein Felſenquadrat wie vier Gaſſen herumläuft, einen ſolchen Umfang, daß er gewiß über 2000 Schuh lang iſt. Die Höhe iſt wahrhaft majeſtätiſch, und die größten Fäſſer, wenn man ſie auch über einander ſetzte, würden die Decke nicht erreichen. „Wer konnte hier dieſen ungeheuern Keller haben bauen laſſen, und zu welchem Zwecke?“ — Da erfuhr ich, daß der letzte Graf die Anlage dazu vorfand und ihn zu der jetzigen Größe erweitern ließ, damit er zu einer Niederlage für Weine, diene, die er in der ganzen Gegend aufkaufte.

Im Garten ſind zwey Figuren von Carrariſchem Marmor von dem Profeſſor Zauner, die den Grafen und ſeinen älteſten Sohn vorſtellen; ſie ſtehen in einem Tempel, unter welchem das Familienbegräbniß iſt, wo auch die Körper der zwey erſten Grafen von Fries in einer Art von Columbarium eingemauert ſind. — Die Kälte des vergangenen Winters hat hier alle ausländiſche Reben und die allermehreſten edlen Fruchtbäume getödet.

Von Böslau gingen wir noch eine kleine halbe Meile weiter nach Schönau, dem Sitze des Baron von Braun, der ehemahls der Fürſtlichen Familie Gradalkowitz gehörte. Faſt der

ganze Garten war eine Scene der Verheerung, und alles zeugte von neuen Entwürfen, die hier ausgeführt werden ſollen. Koſtſpielige Anlagen, die, wenn ſie beynahe fertig ſind, wieder abgeändert werden, große Gebäude ohne einen wichtigen Zweck, und Engliſche Wildniſſe, wo vor kurzem Fruchtbäume ſtanden! Beſonders fiel mir eine ungeheure Form auf, (Gebäude kann ich es kaum nennen,) um welche man einen ganzen Berg von Erde gehäuft hatte, woran eine Menge Hände arbeiteten, und von der ich ſchlechterdings keinen Plan heraus bringen konnte. Ich ſuchte Belehrung, fragte mehrere Arbeiter; keiner konnte mir antworten, ein jeder wußte nur das, was er zu thun hatte! Endlich erfuhr ich, daß es ein Tempel der Nacht werden ſollte.

Wir übernachteten zu Baaden in der Krone, wo wir drey gute, reinliche Zimmer, eine artige Abendmahlzeit und ein gutes Frühſtück hatten, und alles das für drey Gulden. Ich erfuhr, daß der Wirth, ſelbſt in der vollen Badezeit, (denn daß der Ort ein Bad iſt, werden Sie ſchon aus dem Nahmen geſchloſſen haben) für einen halben Gulden des Tages jedes Zimmer vermiethe, welche Wohlfeilheit um ſo merkwürdiger iſt, da ich weiß, daß dieſer Ort im Sommer von vielen Reichen beſucht wird und daß, wie ich hörte, die Zahl der Gäſte ſich bisweilen auf 1100 beläuft.

Das Städtchen iſt klein, aber ziemlich rein und heiter und erhält ſeinen Ruf, ſeine Geſellſchaft und ſeine Nahrung durch eine milchwarme Quelle, deren Hauptgehalt Schwefel iſt. Sie wird von allen Arten von rheumatiſchen Kranken beſucht, noch weit mehr aber von wohlhabenden nicht kranken, aber müßigen Wienern, die im Sommer Scharenweiſe hieher kommen. Man badet; doch höre ich, daß das Waſſer auch bisweilen, wiewohl ſeltener, getrunken wird. Es entſpringt in Felſen am Abhange eines Hügels, an welchem einige hübſche Anlagen und Spaziergänge ſich befinden. — In der Stadt iſt ein Caſino, wo man ſich zur Geſellſchaft verſammelt, tanzt, ſpielt ꝛc.

Anſtatt gerade nach Wien zurück zu gehen, nahmen wir einen Weg, der in das Herz der Bergkette führt, an der Baaden liegt und deren ich weiter oben gedacht habe. Wir kamen, eine gute Meile lang, durch eine höchſt romantiſche und wilde Gegend in das heilige Kreuz, eine reiche Benedictiner-Abtey von großem Umfange, die aber jetzt nur vierzig Mönche hat, weil ſich ſeit einiger Zeit wenig Candidaten melden. — Der Pater Schatzmeiſter zeigte uns mit vieler Gefälligkeit den Schatz, wo aber jetzt wenig mehr zu ſehen iſt, als eine reiche Monſtranz und ein wohl eingefaßtes Stück vom wahren Kreuze. — Die ſo genannte Kunſtkammer,

die der Pater Prior in Verwahrung hat, welcher erſt aufgeſucht werden ſollte, wünſchten wir nicht zu ſehen, und von der Bücherſammlung ſagte der Schatzmeiſter, daß ſie wirklich des Sehens nicht werth wäre.

Von hier gingen wir abermahls eine ſtarke Meile, noch immer durch ein ſchönes, romantiſches Land, und kamen nach Brühl, einem angenehm gelegenen Orte, der dem Fürſten Poniatowsky, Oheim des letzten Königes von Pohlen, gehört. Dieſer ganze Strich, und beſonders die Gegend im Brühl, erinnerte mich lebhaft an den Plauenſchen Grund bey Dresden und an jenes ganze Thal bis nach Tharandt.

Wir erſtiegen einen Hügel und genoſſen einer weiten Ausſicht bis nach Mähren, Ungarn und Steyermark, in welcher die Stadt Wien, und die vielen Dörfer, die in der Nähe dieſer Bergkette liegen, einen eben ſo angenehmen, als intereſſanten Anblick gewähren. Auch hier ragte der Schneeberg über alles hervor! Er trennt Niederöſtreich und Steyermark und iſt gewöhnlich, einen großen Theil des Sommers hindurch, mit Schnee bedeckt, jetzt aber faſt bis an den Fuß herab. Man ſieht ihn von den Wällen zu Wien, zu Laxenburg, und noch beſſer zu Vöslau.

Zu Brühl fanden wir ein Wirthshaus mit einem hübſchen Tanzſaale, wo ſich im Sommer oft mehrere hundert Wiener verſammeln, und

dabey finden ſich beſonders, wie der Aufwärter ſehr ausdrücklich ſagte, viel ſchöne Mädchen.

Das Städtchen Mödling liegt an der Oeffnung des Schlundes, aus dem wir kamen, nachdem wir Brühl einige Zeit im Rücken gelaſſen hatten. Die Berge verſchwanden auf ein Mahl, wir fuhren durch eine vollkommene Ebene und erreichten nach zwey Stunden die Kaiſerſtadt.

Ende des dritten Theiles.

Bayerische Staatsbibliothek München

Beylage
zum dritten Theile.

		D. Meilen
Stralſund (zum goldnen Löwen, gut.)		
Greifswald	—	4
Anklam (zum Kronprinzen, gut) .	—	4
Uckermünde	—	3
Falkenwalde (ſchlecht) . . .	—	5
Stettin (im Hotel von Preußen, gut)	—	2
Pyritz	—	5
Soktin (auf der Poſt, ſehr erträglich)	—	3
Neudamm	—	3
Cüſtrin	—	2
Frankfurt (in den drey Kronen, nicht ſchlecht)	—	3
Zibichen	—	3
Croſſen (ziemlich gut) . .	—	3
Naumburg am Bober . .	—	3
Sagan (im weißen Löwen, ziemlich gut)	—	3
Sprottau	—	2
Bunzlau in Schleſien (bey Stephan gut)	—	5
Laubau (im Hirſche, erträglich) .	—	4
		57

Meffersdorf.
Reibersdorf.
Zittau (im Engel, gut.)
Herrnhuth (im allgemeinen Fremdenhauſe, nicht ſchlecht.)
Görlitz (im Hirſche, gut.)
Lauban.

Dieſe Seitenreiſe beträgt von Lauban nach Lauban achtzehn Meilen; ich habe ſie aber mit Fleiß nicht angegeben, weil wir ſie nicht mit Poſtpferden machten.

	D. Meilen
Lauban.	
Greiffenberg	— 2
Hirſchberg (im weißen Roſſe, ziemlich gut)	— 4
Schmiedeberg (bey Maſcard, gut) .	— 2
Landshut (im ſchwarzen Raben, gut)	— 2
Waldenburg (im blauen Roſſe, ziemlich gut)	— 3
Schweidnitz	— 3
Gniegwitz (elend) . . .	— 4
Breslau	— 3
Domslau	— 2
Jordansmühle	— 3
Nimpſch (im Schwane, nicht ſonderlich)	— 2
Frankenſtein	— 2
Glatz (im weißen Roſſe, ziemlich gut)	— 3
	35

		D. Meilen
Transp.	—	35
Reinerz	—	3
Nachod (im Lamme, ziemlich gut) .	—	3
Jaromirz	—	3
Königinngrätz (im blauen Adler, vortrefflich)	—	2
Chlumetz	—	3
Kolin (im ſchwarzen Adler, ziemlich ſchlecht)	—	3
Planiani	—	2
Böhmiſch-Brot (auf der Poſt, ſehr gut)	—	2
Bachiewitz	—	2
Prag	—	2
Bachiewitz, Böhmiſch-Brot, Planiani, Kolin	—	8
Czaslau	—	2
Jennikau	—	2
Steindorf	—	2
Deutſch-Brot (ſchlecht) . .	—	2
Steken	—	2
Iglau	—	2
Stannern	—	2
Schelletau	—	2
Budweis (im Hirſche, ziemlich gut) .	—	2
Freinersdorf	—	2
Znaym	—	2
		90

		D. Meilen
	Transp.	— 90
Jezelsdorf	. . . . . .	— 2
Hollabrunn (im Hirſche, ziemlich gut)		— 2
Mallebern	. . . . . .	— 2
Stockerau	. . . . . .	— 2
Enzersdorf	. . . . . .	— 2
Wien	. . . . . .	— 2
		102

Verbeſſerungen

zum dritten Theile.

S. 75. Z. 4. v. u. ſtatt darm, l. darum
— 76. — 5. v. u. ſt. dem, l. den
— 92. — 14. ſt. an, l. von
— 114. — 3. v. u. ſt. einigem, l. ewigem
— 136. — 2. ſt. von, l. vom
— 176. — 4. ſt. drey, l. zwey
— 178. — 7. ſt. ſahe, l. ſehe
— 191. — 17. ſt. des, l. der
— 202. — 12. ſt. dem, l. den
— 298. — 7. ſt. ihm, l. ihn
— 325. — 2. ſt. Art, l. Arzt
— 369. — 17. und in der Rückſicht, l. und der in Rückſicht
— 374. — 12. ſt. in, l. im
— 382. — 9. ſt. ſehe, l. ſahe
— 423. — 8. v. u. ſt. Fahrzeuge, l. die Fahrzeuge
— 426. — 13. ſt. konnte, l. konnten
— 429. — 14. ſt. ſehe, l. ſahe
— 476. letzte Zeile, ſt. unterhaltender, l. anhaltender
— 506. — 19. ſt. um, l. und
— 547. — 12. ſt. Kriegrr, l. Krieger
— 548. — 22. del. über
— 551. — 11. v. u. ſt. hätte, l. hatte
— 553. — 4. v. u. ſt. geradm, l. geradem

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Küttner, Carl Gottlob, 1755-1805

Reise durch Deutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen und einen Theil von Italien, in den Jahren 1797, 1798, 1799

Bd.: 3

Leipzig (1801)

It.sing. 512-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10467218-1